

L'ANALISI LINGUISTICA E LETTERARIA

FACOLTÀ DI SCIENZE LINGUISTICHE E LETTERATURE STRANIERE
UNIVERSITÀ CATTOLICA DEL SACRO CUORE

2

ANNO XXIII 2015

MARE PVNICVM.

MARE IBIIV

EDUCATT - UNIVERSITÀ CATTOLICA DEL SACRO CUORE

L'ANALISI
LINGUISTICA E LETTERARIA

FACOLTÀ DI SCIENZE LINGUISTICHE
E LETTERATURE STRANIERE

UNIVERSITÀ CATTOLICA DEL SACRO CUORE

2

ANNO XXIII 2015

PUBBLICAZIONE SEMESTRALE

L'ANALISI LINGUISTICA E LETTERARIA
Facoltà di Scienze Linguistiche e Letterature straniere
Università Cattolica del Sacro Cuore
Anno XXIII - 2/2015
ISSN 1122-1917
ISBN 978-88-6780-963-9

Direzione

LUISA CAMAIORA
GIOVANNI GOBBER
LUCIA MOR
MARISA VERNA

Comitato scientifico

ANNA BONOLA – LUISA CAMAIORA – ARTURO CATTANEO
ENRICA GALAZZI – MARIA CRISTINA GATTI – MARIA TERESA GIRARDI
GIOVANNI GOBBER – DANTE LIANO – FEDERICA MISSAGLIA
LUCIA MOR – MARGHERITA ULRYCH – MARISA VERNA
SERENA VITALE – MARIA TERESA ZANOLA

Segreteria di redazione

SARAH BIGI – LAURA BIGNOTTI
ELISA BOLCHI – GIULIA GRATA

*I contributi di questa pubblicazione sono stati sottoposti
alla valutazione di due Peer Reviewers in forma rigorosamente anonima*

© 2015 EDUCatt - Ente per il Diritto allo Studio universitario dell'Università Cattolica
Largo Gemelli 1, 20123 Milano | tel. 02.7234.2235 | fax 02.80.53.215
e-mail: editoriale.dsu@educatt.it (*produzione*); librario.dsu@educatt.it (*distribuzione*)
web: www.educatt.it/libri

Redazione della Rivista: redazione.all@unicatt.it | *web:* www.educatt.it/libri/all

Questo volume è stato stampato nel mese di dicembre 2015
presso la Litografia Solari - Peschiera Borromeo (Milano)

INDICE

Kompositionsfreudige Italienreisende Wortbildungsphänomene in Reiseberichten aus drei Jahrhunderten <i>Laura Balbiani</i>	189
Verbale und non-verbale Kommunikation interkulturell: Eine sprachwissenschaftliche Perspektive für die Wirtschaft und die internationalen Beziehungen <i>Federica Missaglia</i>	211
Une lecture textuelle de la violence cachée dans le discours idéologique écrit : <i>L'écriture et la différence</i> comme exemple <i>Riham Jaradat</i>	225
Sondaggi sul linguaggio di Clemente Rebora traduttore dal russo. Tra le novelle di Andrejev e le prose di guerra <i>Anna Carminati</i>	237
Argomentare parlando e parlare argomentando: la polisemia della parola 'argomento' nella <i>Divina Commedia</i> <i>Elena Musi</i>	265
"Preposterous thicks and thins": i libri ideali di William Morris fra intermedialità e teoria sociale <i>Paola Spinozzi</i>	285
Recensioni e Rassegne	
Recensioni	299
Rassegna di Linguistica generale e di Glottodidattica a cura di Giovanni Gobber	315
Rassegna di Linguistica francese a cura di Enrica Galazzi e Chiara Molinari	325
Rassegna di Linguistica inglese a cura di Amanda Murphy e Margherita Ulrych	335

Rassegna di Linguistica russa a cura di Anna Bonola	343
Rassegna di Linguistica tedesca a cura di Federica Missaglia	347
Indice degli Autori	355

KOMPOSITIONSFREUDIGE ITALIENREISENDE WORTBILDUNGSPHÄNOMENE IN REISEBERICHTEN AUS DREI JAHRHUNDERTEN

LAURA BALBIANI

Die vorliegende Analyse fokussiert sich auf die Textsorte ‚Reisebericht‘ und untersucht die Bandbreite und die Eigenschaften der nominalen Kompositionsphänomene, die in einem zu diesem Zweck zusammengestellten Korpus vorkommen. Sie werden sowohl synchron, in Bezug auf den einzelnen Reisebericht, als auch diachron, durch die vergleichende Analyse von Werken aus verschiedenen Jahrhunderten (1642-1958) dargestellt.

Die Untersuchung liefert wichtige Hinweise über die morphosyntaktischen Strategien, die in den verschiedenen Texten die Kompositionsverfahren kennzeichnen, sowie wesentliche Erkenntnisse über die daran beteiligten sprachlichen Einheiten (wie Morpheme, Konfixe oder Fugenelemente); aufschlussreich ist sie aber auch in diachronischer Perspektive, indem die Entwicklung und der Wandel dieser Strategien und die Spezialisierung bestimmter Wortbildungseinheiten wahrgenommen werden können. Das gesammelte Material kann weiterhin textsortenhistorisch und kulturhistorisch ausgewertet werden und bietet einen Überblick über die Herausbildung eines Fachwortschatzes des Reisens.

This paper focuses on the textual genre ‘travel report’ and analyses range and characteristics of nominal composition phenomena as they occur in a specific text corpus, put together to serve this purpose. Such phenomena are illustrated from a synchronic point of view, i.e. referred to one single text, but also diachronically, thanks to the contrastive analysis of texts written in three different centuries (from 1642 to 1958).

The ongoing research provides significant indications about the morphosyntactical strategies used in these texts to build compound words and information about their main linguistic components, such as lexical units, confixes and connecting elements; but it is interesting also in a diachronic perspective, because it points out the development of these strategies and their changes in time as well as the growing specialisation of some compound-related elements. The corpus can also be evaluated with the aim of writing a history of this text genre and, of course, a linguistic history of travel, since it gives evidence about the constitution of a specialised language of tourism.

Keywords: compounding, travel accounts, language of tourism

Die vorliegende Analyse fokussiert sich auf die Textsorte ‚Reisebericht‘ und untersucht, anhand eines zu diesem Zweck zusammengestellten Korpus die Bandbreite und die Eigen-

schaften der Kompositionsphänomene der deutschen Sprache. Innerhalb der unterschiedlichen Wortbildungsarten gilt hier das Hauptaugenmerk der nominalen Komposition, die als die prototypische Zusammensetzung des Deutschen angesehen werden kann. Sie wird sowohl synchron, in Bezug auf den einzelnen Reisebericht, als auch diachron, durch die vergleichende Analyse von Werken aus verschiedenen Jahrhunderten dargestellt.

Aus morphosyntaktischer Perspektive liefert eine solche Untersuchung der Wortbildungsprodukte einerseits wichtige Hinweise über die wortbildungsmorphologischen Strategien, die in den verschiedenen Texten die Kompositionsverfahren kennzeichnen, andererseits wesentliche Erkenntnisse über die daran beteiligten sprachlichen Einheiten (wie Morpheme, Konfixe oder Fugenelemente); aufschlussreich ist sie aber auch in diachronischer Perspektive, indem die Entwicklung und der Wandel dieser Strategien, die Zu- oder Abnahme mancher Verfahren sowie die Spezialisierung bestimmter Wortbildungseinheiten wahrgenommen und beschrieben werden können.

Das gesammelte Material kann weiterhin textsortenhistorisch und kulturhistorisch ausgewertet werden, denn die zahlreichen Kompositionsprodukte zeigen einen deutlichen Wandel in der Mentalität der Reisenden und in ihrer Einstellung zum Reisen und zu seinem Zweck. Das spiegelt sich deutlich sowohl in dem ermittelten Wortschatz als auch in den Makro- und Mikrostrukturen der Reiseberichte selbst wider sowie in den Aspekten des Reisens, die jeweils thematisiert werden. Auch stilistisch erfährt diese Textsorte einen bemerkenswerten Wandel, indem man von einer sachlichen Reisebeschreibung, die oft eher an einen Reiseführer erinnert, zum persönlicheren Reisetagebuch und schließlich zur Reisereportage übergeht.

Viele der aufgenommenen Komposita zeichnen sich als typische Ausdrücke aus dem Reisewortschatz der betreffenden Epoche aus, d.h. sie ermöglichen es, eine kleine Geschichte des Reisens zu rekonstruieren, mit ihren jeweils typischen Verkehrsmitteln und Übernachtungsmöglichkeiten. Sie bieten darüber hinaus einen Überblick über die Herausbildung eines Fachwortschatzes, der sich über die Jahrhunderte hinweg verfestigt und erweitert hat, bis hin zur Gegenwart, in der man von einer Fachsprache des Tourismus sprechen kann¹.

1. *Grundlagen der Untersuchung I: das Korpus*

Um einen ersten Überblick über Wortbildungsphänomene in der Tourismussprache zu gewinnen, wurden drei Texte ausgewählt, die der Textsorte ‚Reisebericht‘ angehören und eine Zeitspanne von über drei Jahrhunderten abdecken². Der erste Text ist ein handschrift-

¹ E. Reuter, *Fachsprache der Wirtschaft und des Tourismus*, in *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch*, H.-J. Krumm et al. ed., de Gruyter, Berlin/New York 2010 (HSK, 35), Bd. 1, S. 458-467. Eine Geschichte der Fachsprache des Tourismus gehört zu den Desiderata der Forschung.

² Zum Reisebericht als Textsorte vgl. P.J. Brenner, *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, Niemeyer, Tübingen 1990; Id., *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1989; *La letteratura di viaggio. Storia e prospettive di un genere letterario*, M.E. D'Agostini ed., Guerini e Associati, Milano 1987.

liches Reisetagebuch aus dem Jahr 1643, das im Amberger Staatsarchiv aufbewahrt wird und bisher unveröffentlicht ist; er beschreibt die Kavaliersreise vom jungen Sulzbacher Pfalzgrafen Christian August (1622-1708) und seinem Bruder Johann Ludwig (1625-1649), die sich in Italien vom Juli 1642 bis Ende August 1643 aufhielten³. Es war damals üblich, dass man unterwegs Tagebuch führte: So konnten die Aufzeichnungen später weiteren Mitgliedern der Familie oder des Freundeskreises dienen und gleichzeitig die Eltern bzw. Vormünder über den Verlauf und Erfolg der Reise informieren. So wurden fleißig Informationen über die nötige Ausstattung, Reiserouten, Wegebeschaffenheit und Unterbringungsmöglichkeiten notiert, die dem künftigen Reisenden einen möglichst präzisen Eindruck der zu befahrenden Länder und ihrer Sehenswürdigkeiten vermittelten.

Das zweite Werk, *Neuer römischer Cicerone*, stammt aus der Feder von Wolfgang Koeppen (1906-1996) und wurde zum ersten Mal 1958 in einem Sammelband gedruckt⁴. Zusammen mit anderen Reiseberichten dieses Schriftstellers geht der Text auf Radio-Essays zurück, die Koeppen im Auftrag des Süddeutschen Rundfunks zwischen 1955 und 1957 verfasste. Dreihundert Jahre liegen zwischen beiden Texten; drei Jahrhunderte, in denen sich das Reisen von einer sozialen Angelegenheit zu einem subjektiven Erlebnis entwickelt hat, so dass persönliche Reiseeindrücke immer deutlicher in den Vordergrund treten. Sehr stark wandelt sich auch der Wortschatz; er liefert einen wertvollen Beleg für den kulturellen und technischen Fortschritt, der das Reisen tief verändert hat: Vom Mondlicht und den Lohn- und Mietpferden des älteren Tagebuchs gleitet man unversehens zu den Neonlichtern und den Automobilen von Koeppens Bericht. Etwa in der Mitte dieser Zeitspanne fand die Reise der Elisabeth von der Recke (1754-1833) statt. Aus gesundheitlichen Gründen suchte die deutschbaltische Schriftstellerin und Diplomatin 1804 das mildere Klima Italiens auf und ihre Reisetagebücher, die 1815 bis 1817 in vier Bänden veröffentlicht wurden⁵, sind durch die romantische Neugier für Ereignisse und bedeutende Männer der Vergangenheit und für die „Beschaffenheit des Volkscharakters“⁶ geprägt. So werden sachliche Informationen über den Zustand der Wege und die Befestigung der Städte, die die Aufmerksamkeit der ersten Reisenden über alles andere beschäftigt hatten, von sozialpolitischen und historischen Erwägungen ersetzt.

³ „Raisbeschreibung des Pfalzgrafen Christian August zu Sulzbach nach Italien, Franckreich, Pohlen, Holstein“ (Staatsarchiv Amberg: Pfalz-Sulzbach, Geheime Registratur 2/71). Das Tagebuch, dem die ersten sieben Blätter fehlen, beschreibt die Reise durch Polen, Österreich und Italien. – Dazu L. Balbiani, *Die „Instruction“ zur Kavaliersreise von Christian August und Johann Ludwig von Sulzbach (April 1642 – Juni 1644)*, „Morgenglanz“, 25, 2015, S. 279-310 (mit Edition der handschriftlichen „Instruction“).

⁴ Der Text ist in einem Sammelband enthalten, der unterschiedliche Reise-Reportagen enthält: W. Koeppen, *Nach Russland und anderswohin*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1958, S. 227-266. Jetzt in Id., *Werke*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2007, Bd. 8.

⁵ E. von der Recke, *Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den Jahren 1804 bis 1806*, 4 Bde., Nicolai, Berlin 1815-1817 (digitalisiertes Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München). Aus dem mehrbändigen Werk wurde nur eine Portion untersucht, die vom Umfang her mit den anderen Texten vergleichbar ist, und zwar Bd. 1, S. 110-168 (Eintritt in Italien durch den Brenner und erste Wochen der Reise).

⁶ *Ibid.*, Vorrede zu Bd. 1, S. VII.

Was ihre formale Gestaltung anbelangt, weichen die Texte stark voneinander ab. Das handbeschriftete Heft der *Raisbeschreibung* ist platzsparend gestaltet, wie es für viele Gebrauchstexte der Zeit üblich war. Ohne Unterbrechung, ohne Zeilenumbruch fließt der Bericht der einzelnen Reisetage, vom ersten bis zum letzten; für jeden Tag wird dabei ein fester, sich wiederholender Set von Informationen geboten. „Den [Datum] reiseten wir...“ ist das gewöhnliche *Incipit*. Dann wird jedes Mal angegeben, wie viele Meilen an dem Tag zurückgelegt wurden, wo man gegessen und übernachtet hatte, wie der Weg beschaffen war und welche Sehenswürdigkeiten besichtigt wurden. Oft werden lateinische Inschriften abgeschrieben oder technische Informationen über Festungswesen und Schutzmaßnahmen der einzelnen Städte notiert (die Pfalzgrafen reisten noch während des Dreißigjährigen Krieges!). Bei Elisabeth von der Recke findet man hingegen die uns vertraute Tagebuchstruktur. Der Tagesverlauf bestimmt die Einteilung in Abschnitten, die durch Leerzeilen übersichtlich voneinander getrennt sind; jedes Mal wird die Orts- und Tagesangabe vorausgeschickt, manchmal sogar die Stunde, in der die Verfasserin in ihr Tagebuch schrieb („Störzing, den 17. Sept. in der 9ten Morgenstunde“). Die einzelnen Abschnitte zeigen jedoch inhaltlich eine größere Variation, indem nicht nur Sehenswürdigkeiten und Landschaften, sondern auch soziale Tätigkeiten (Theater- und Opernbesuche, Einladungen usw.) beschrieben und persönlich kommentiert werden, oft von sozio-politischen und historischen Überlegungen begleitet. Koeppen hingegen konzipiert seinen Bericht eher als fließenden, narrativen Text, in dem Zeitangaben völlig fehlen und die Sehenswürdigkeiten in den Hintergrund treten, während subjektive und stimmungsvolle Eindrücke, Reiserlebnisse und Einblicke in den Alltag der Stadtbewohner die Oberhand gewinnen.

2. Grundlagen der Untersuchung II: Methodisches

Da in Reisetexten die Wortbildung mit Realia und Fremdelementen eine große Rolle spielt, wurden Berichte ausgewählt, die eine ähnliche Reiseroute beschreiben, und zwar die klassische Italienreise mit dem Höhepunkt des Rombesuchs. Das verleiht den Texten eine gemeinsame denotative Grundlage, so dass die Verarbeitung von Fremdelementen im Wortschatz in verschiedener Hinsicht vergleichbar wird. Der Textumfang wurde wegen der unterschiedlichen Formatierung und Seitenbeschriftung in Wörtern gemessen; quantitative Angaben über die Häufigkeit der Wortbildungsverfahren und die Frequenz der einzelnen Wortbildungsprodukte sind auf das Textkorpus eng bezogen und können daher nicht verallgemeinert werden. Um eine stärkere Aussagekraft zu gewinnen, sollten diese Angaben an einer größeren Anzahl von Werken aus derselben Epoche überprüft werden.

Das älteste Werk ist nur als Handschrift erhalten, das zweite ist in Fraktur gedruckt; da beide als Bilddateien digitalisiert wurden, fehlten die Voraussetzungen für eine computergestützte, maschinell gesteuerte Suche und Bearbeitung des Sprachmaterials. Die Texte wurden infolgedessen von der Verfasserin gelesen, Komposita mit unterschiedlichen Farben markiert, dann eingetippt und nach Kategorien aufgelistet. Aus diesem Grund war es nicht möglich, das Gesamtkorpus statistisch auszuwerten, wie es für korpusbasierte Studien zur Gegenwartssprache üblich ist; vorteilhaft war hingegen, dass die einzelnen Formen

sofort in ihrem Kontext erfasst werden konnten. Dadurch konnte ihre Kategorisierung gleich bei der ersten Aufnahme erfolgen; Sonderfälle, Ausnahmerecheinungen usw. wurden sofort als solche eingestuft und dementsprechend behandelt. Gerade die Unmöglichkeit einer automatischen Verarbeitung solcher Texte macht ihre Untersuchung besonders wertvoll. Eine wortbildungsmorphologische Beschreibung des Frühneuhochdeutschen steht nämlich noch aus, wie das Urteil der bedeutendsten Frühneuezeitforscher belegt, die einmütig festhalten, dass derzeit noch keine befriedigenden und umfassenden Forschungen darüber zur Verfügung stehen⁷. Die vorliegende Studie mag also einen kleinen Beitrag zur Behebung dieser Forschungslücke liefern.

Was die Handschrift anbelangt, zeigt sie die typischen sprachlichen Merkmale eines späten frühneuzeitlichen Textes, indem sie die gewöhnlichen graphischen und orthographischen Schwankungen aufweist. Hier wurden die einzelnen Varianten zu einer einheitlichen Wortform zurückgeführt, wenn grundlegende Elemente der Wortbildungsverfahren nicht dadurch berührt wurden (z.B. Zusammen- und Getrennschreibung des Kompositums oder Variationen beim Fugenelement). Die *antiqua*-Schrift, die im Text für Fremdwörter benutzt wird, wird im Textkorpus durch die Kursivschrift wiedergegeben. Das Werk von Elisabeth von der Recke, 1815 gedruckt, bereitet editorisch keine Schwierigkeiten und erscheint, aus heutigem Gesichtspunkt, schon vollständig ‚normalisiert‘. Gleiches gilt auch für Koeppens *Neuen römischen Cicerone*.

Wortbildungsphänomene sind sehr komplex und daher nicht einfach zu definieren und voneinander abzugrenzen. So kann sich die Forschung nicht auf ein einziges Erklärungsmodell einigen, vor allem bei der Unterscheidung von Komposition und Derivation, die eher als „ein Kontinuum der Grammatikalisierung“ zu betrachten seien, oder bei der Einschätzung der Verbkomposition, die von vielen Linguisten überhaupt in Frage gestellt wird⁸. Eine empirische Untersuchung verlangt aber nach Entscheidungen und klaren Einordnungen, daher schien es sinnvoll, ein theoretisches Modell auszuwählen, um die Kompositionsphänomene der hier untersuchten Texte auf einer einheitlichen Basis auswerten zu können. Als Referenzwerk und Beschreibungsgrundlage wurden hier die Untersuchungen von Elke Donalies verwendet⁹, deren Richtlinien auch Eingang ins multimediale In-

⁷ So R.P. Ebert – O. Reichmann *et al.*, *Frühneuhochdeutsche Grammatik*, Niemeyer, Tübingen 1993, S. 10. – Die Lage hat sich seitdem nicht wesentlich geändert, obwohl vereinzelte Fallstudien in der Zwischenzeit erschienen sind, u.a. drei Bände der Reihe *Wortbildung des Nürnberger Frühneuhochdeutsch* (hrsg. von H.H. Munske und G. van der Elst) beim Verlag de Gruyter.

⁸ So M. Haase, *Komposition und Derivation: ein Kontinuum der Grammatikalisierung*, Institut für Sprachwissenschaft, Köln 1989. Vgl. auch P. Eisenberg, *Grundriss der deutschen Grammatik*. Bd. 1: *Das Wort*, unter Mitarbeit von N. Fuhrhop, vierte, aktualisierte und überarbeitete Auflage, Metzler, Stuttgart/Weimar 2013, S. 243-256; E. Donalies, *Präfixverben, Halbpräfixverben, Partikelverben, Konstitutionsverben oder verbale Gefüge? Ein Analyseproblem der deutschen Wortbildung*, „Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis“, 3, 1999, 2, S. 127-143.

⁹ E. Donalies, *Die Wortbildung des Deutschen. Ein Überblick*, Narr, Tübingen 2005; Ead., *Basiswissen Deutsche Wortbildung*, Francke, Basel/Tübingen 2011. Als weiterer Bezugspunkt diente H. Weinrich, *Textgrammatik der deutschen Sprache*, dritte revidierte Auflage, unter Mitarbeit von M. Thurmair *et al.*, Olms, Hildesheim 2005.

ternet-Informationssystem zur deutschen Grammatik des Instituts für Deutsche Sprache fanden (Grammis 2.0)¹⁰.

3. *Kopulativ- versus Determinativkomposita*

Je nach Art des semantischen Bedeutungsverhältnisses, das zwischen den Einheiten eines Kompositums besteht, unterteilt man Komposita traditionell in Determinativ- und Kopulativkomposita. Die Determinativkomposition stellt den Normaltyp der Komposition da, deren Bedeutung gerade im 17. Jahrhundert deutlich wahrgenommen und hervorgehoben wurde¹¹; dieses Wortbildungsmuster ist dadurch gekennzeichnet, dass die zweite Einheit durch die erste semantisch näher determiniert wird. Kopulativkomposita können hingegen als Komposita mit gleichwertig nebeneinander stehenden Einheiten beschrieben werden, d.h. sie zeigen ein Koordinationsverhältnis zwischen den Konstituenten. Obwohl eine eindeutige Grenzziehung zwischen beiden Kategorien neulich in Frage gestellt wurde¹², ist man jedoch darüber einig, dass Adjektive vom Typ ‚schwarzweiß‘ dieser Gruppe zugerechnet werden können, und auch bei manchen Nomenkomposita ist eine kopulative Lesart naheliegend, z.B. bei Formen wie ‚Fürstbischof‘ oder ‚Musterfamilie‘. Im Folgenden werden zuerst Kopulativkomposita behandelt, in den nächsten Abschnitten die verschiedenen Produkte der Determinativkomposition.

Stellt die Determinativkomposition das produktivste Bereicherungsverfahren der deutschen Sprache dar, so ist der Anteil der Zusammensetzungen, die auch eine kopulative Lesart zulassen, keinesfalls gering. Folgt man der in der Forschung traditionell eingesetzten Kategorisierung, die solche Wortbildungen aufgrund der paradigmatischen und semantischen Relation zwischen den Lexemen unterscheidet, so erkennt man auch im Korpus Kopulativkomposita, deren Konstituenten Kohyponyme sind wie „Kirchenstaat“ (K) oder „Schleusenthor“ (R)¹³; zu dieser Gruppe zählen auch Zusammensetzungen, die als eine Art Reduplikationsform angesehen werden können, z.B. „Gewittersturm“ (R) – sie erinnern an die im 17. Jahrhundert so beliebten Zwillingsformen. In diesen Fällen geht es meistens um zwei Funktionen, die von einem einzigen Denotat ausgeübt werden. Eine zweite, klei-

¹⁰ <http://hypermedia.ids-mannheim.de/index.html> (letzter Zugriff 18.5.2015).

¹¹ J.G. Schottel, *Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache*, Zilliger, Braunschweig 1663 (Nachdr. Niemeyer, Tübingen 1967). Es ist vor allem in der berühmten sechsten „Lobrede“ (S. 72-103), in der Schottel die „wunderreichen Eigenschaften / welche in Verdoppelung der Teutschen Wörter aufs allerglücklichste verhanden seyn“ beschreibt. Darüber K. Gützlaff, *Von der Fügung Teutscher Stammwörter. Die Wortbildung in J.G. Schottelius' Ausführlicher Arbeit von der Teutschen HauptSprache*, Olms, Hildesheim 1989.

¹² Wenn die Kopulativfunktion bei Adjektivkomposita vom Typ ‚schwarzweiß‘ (also: ‚schwarz und weiß‘) angenommen wird, ist sonst das Phänomen bei Substantiven und Verben in der Forschung eher umstritten. Vgl. E. Breindl – M. Thurmair, *Der Fürstbischof im Hosenrock. Eine Studie zu den nominalen Kopulativkomposita des Deutschen*, „Deutsche Sprache“, 20, 1992, S. 32-61.

¹³ Der Text, aus dem die Beispiele stammen, wird durch den Erstbuchstaben seines Verfassers angegeben, also CA steht für die *Raisbeschreibung* von Christian August von Sulzbach, R für das *Tagebuch einer Reise* der Elisabeth von der Recke, K für Wolfgang Koeppens *Neuen römischen Cicerone*. Einzelne Wörter, die als Textbelege zitiert werden, erscheinen in Anführungszeichen im laufenden Text, sonst in eckigen Klammern.

nerer Gruppe bezieht sich überwiegend auf Personenbezeichnungen. Hier befinden sich beide Lexeme nicht auf der gleichen Spezifikationsebene und das jeweilige Hyperonym hat eine weitere Extension. Typische Beispiele sind Formen, in denen ein Lexem die Berufsbezeichnung angibt, das andere die Beziehung zu einer anderen Person, das Alter, das Geschlecht oder die gesellschaftliche Rolle, wie z.B. „Vaterkönig“ (K) und „Modellmädchen“ (K). Schließlich sammelt eine dritte Gruppe Komposita, deren Konstituenten in einem Hyperonymie-Verhältnis zueinander stehen. So bietet meistens das zweite Glied ein Hyperonym des ersten an. Im Korpus zählen dazu Personen- und Tierbezeichnungen wie „Weibs Persohn“ und „Tigerthir“ (beide CA), sowie Bezeichnungen für Objekte und Orte, wo die erste Einheit die zweite verdeutlicht und deren Zweck bzw. Bestimmung präzisiert [Fensteröffnung R, Empfehlungsschreiben R, Kellerlokal K, Kirchengebäude R, Hotelpalast K, badstube CA, Pfarrkirch CA, Kathedralkirche R].

Wenn einige der angeführten Nomenkomposita deutlich als kopulativ betrachtet werden können (in der Relation: etwas ist X und Y), ist bei anderen diese Lesart nicht so naheliegend, vor allem bei den Komposita der letzten Gruppe, die aufgrund der Inklusions-Relation auch als determinativ interpretiert werden könnten. Die Abgrenzung der zwei Kategorien, sowie ihre Definition, bleibt problematisch¹⁴.

Weitere Konstruktionen gelten als appositionelle Kopulativkomposita, wie z.B. „Mustergefängnis“ (K) oder die Formen mit Ersteinheit ‚Haupt-‘, die in allen Texten vorkommen. ‚Haupt-‘ kann im Grunde mit allen Substantiven kombiniert werden und ist mit der Wertung der ‚größten Wichtigkeit‘ verbunden; als morphematisiertes Nomen übt es hier fast die Funktion eines Steigerungspräfixes aus, indem die Konnotation die eigentliche lexikalische Bedeutung überlagert¹⁵. Ähnlich ist der Fall der Kombinationen mit Zweiteinheit ‚-werk‘, die ein Produkt der menschlichen Arbeit bezeichnet [uhrweg CA, Bolwerck CA; Festungswerk R]¹⁶. Im letzten Text tritt dieser Einheit eine neue zur Seite, die durch den technischen Fortschritt bedingt ist, und zwar ‚-apparat‘ [Radioapparat, Telephonapparat K]. Auch bei diesen Kompositionen ist nicht nur eine determinative, sondern auch eine kopulative Interpretation möglich, indem die zweite Einheit als Hyperonym der ersten erscheint – sie dient aber auch zur Intensivierung, so dass sie oft als überflüssig betrachtet wird und das Kompositum später zur unisegmental gekürzten einfachen Wortform wird (Radio, Telefon).

Obwohl Adjektivkomposita nicht im Mittelpunkt dieser Studie stehen, verdienen sie jedoch in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden, weil sie eine durchaus interessante Erscheinung des kopulativen Wortbildungsmusters darstellen. Solche Formen sind im Korpus nur spärlich belegt und zwar erst bei Koeppen, der auf Einzelheiten und Farbnu-

¹⁴ Vgl. E. Donalies, *Da keuchgrinste sie süßsauerlich. Über kopulative Verb- und Adjektivkomposita*, „Zeitschrift für germanistische Linguistik“, 24, 1996, S. 273-286; E. Breindl – M. Thurmair, *Der Fürstbischof im Hosenrock*, S. 52-53.

¹⁵ Bei solchen morphematisierten Nomina kann man auch von ‚Halbpräfixen‘ sprechen (H. Weinrich, *Textgrammatik*, S. 951-952). Beispiele dieser Formen sind unter § 4.1 angeführt.

¹⁶ Auch hier nimmt das sonst selbstständige Lexem eine reduziert-morphematische Bedeutung an, und wird dadurch zum Affix (oder ‚Halbsuffix‘): H. Weinrich, *Textgrammatik*, S. 957.

ancen viel aufmerksamer als seine Vorgänger ist. In seinem Reisebericht kommen mehrmals adjektivische Wortbildungen vor, oft bei Farbbezeichnungen [schwarzblau, lilablau, rotgelb, schwarzgrau]¹⁷; weitere kopulative Adjektivkomposita sind *ad hoc*-Bildungen, die als Okkasionalismen nur einmal belegt sind und mit Bindestrich geschrieben werden, wie das antonymische „modisch-altmodisch“, „wohlig-dunkel“, „klebrig-kalt“ oder „gerne-groß-pompös“. Mit Bindestrich geschrieben ist auch das Kompositum „christlich-demokratisch“.

Was die Adjektivierung anbelangt, zeigt das hier untersuchte Korpus insgesamt eine unaufhaltsame frequentielle Zunahme der Adjektivkomposita. Im ersten Text stellen sie nur 0,18% aller lexikalischen Einheiten dar, sie sind viermal so zahlreich im zweiten Reisebericht, um dann im letzten Text noch weiter zu steigen, wo erstmals auch kopulative Adjektivkomposita belegt sind. Wortbildungsmittel und -muster waren in der frühneuhochdeutschen Zeit schon längst entwickelt, erlebten aber gerade im 16. und 17. Jahrhundert die deutlichste Zunahme¹⁸; nichtsdestoweniger scheinen adjektivische Kopulativkomposita, deren Hauptvorteil die Sprachökonomie ist, nicht üblich zu sein: noch bei Elisabeth von der Recke findet man eher voll ausgeschriebene Formen wie „eine herrliche Schattierung von roth und gelb, von grau und schwarz“ (R, S. 123). Das Bedürfnis nach Ökonomie und Kompaktheit scheint sich erst in der Gegenwart zu entfalten. Im Bereich der Adjektivkomposition weist also das hier untersuchte Korpus auf eine verhältnismäßig spätere Entwicklung hin. Es stellt sich daher die Frage, in welcher Sprachstufe des Deutschen sich das Inventar der Adjektivbildungen, und insbesondere diese Art der semantischen Beziehung, ausdifferenziert hat¹⁹. Detaillierte diachronische Darstellungen gibt es jedoch kaum; wie es sich damit verhält, ist zunächst noch Forschungsauftrag.

4. Determinative Nomenkomposita

Unter den zahlreichen Kompositionsarten, die das Deutsche kennt, gilt die Nomenkomposition als prototypisch und das bestätigen auch die hier untersuchten Werke, in denen

¹⁷ Auch bei solchen Adjektivkomposita wäre nicht nur eine kopulative („schwarz und blau“, „lila und blau“), sondern auch eine determinative Lesart möglich: „lilablau“ bezeichnet eine blaue, jedoch etwas ins Lila gehende Farbe, oder „schwarzblau“ ist ein blauer Himmel, dessen tiefdunkle Tönung sich dem Schwarzen nähert usw. Darüber E. Donalies, *Da keuchgrinste sie süßsauerlich*, S. 277-278.

¹⁸ So H.-J. Solms, [Morphologischer Wandel II: Fallstudien] *Vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen, in Morphologie / Morphology. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung*, G. E. Booij et al. ed., de Gruyter, Berlin/New York 2008 (HSK, 17), Bd. 2, S. 1680-1697, hier S. 1694.

¹⁹ Dieser Frage sollte man anhand eines größeren Textkorpus nachgehen, das einerseits weitere Reiseberichte, andererseits weitere Textsorten umfasst. Einen diachronen Überblick bieten H. Brinkmann, *Das deutsche Adjektiv in synchronischer und diachronischer Sicht*, „Wirkendes Wort“, 14, 1964, S. 94-104; K.-P. Wegera – H.-P. Prell, *Wortbildung des Frühneuhochdeutschen, in Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, zweite, vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, W. Besch et al. ed., de Gruyter, Berlin/New York 2000 (HSK, 2), Bd. 2, S. 1594-1604; J. Erben, *Deutsche Wortbildung in synchronischer und diachronischer Sicht*, „Wirkendes Wort“, 14, 1964, S. 83-93; H.-J. Solms, *Historische Wortbildung, in Sprachgeschichte*, Bd. 1, S. 596-610.

Nomenkomposita die meist vertretenen und kreativsten Wortbildungsprodukte darstellen²⁰. Im einfachsten Fall sind sie zweigliedrig und werden am häufigsten mit Substantiven als Ersteinheit komponiert (Nomen-Nomen-Komposita); sie können aber mit den verschiedensten Einheiten zusammengesetzt werden. Je nach Wortart der beteiligten Ersteinheit unterscheidet man daher die Nomen-Nomen-Komposita von den Adjektiv-Nomen- und Verb-Nomen-Komposita. Weitere Möglichkeiten der nominalen Komposition, die im Korpus quantitativ weniger relevant sind, werden nur am Rande hinzugezogen²¹.

4.1 Nomen-Nomen-Komposita

Die Wortbildungen vom Typ Substantiv+Substantiv bilden normalerweise die größte Gruppe innerhalb der Nomenkomposita und sind im Korpus gleichmäßig verteilt²². Aufgrund der unstabilen Schreibgewohnheiten des Verfassers sind Kompositakonstituenten in der Handschrift oft nicht miteinander verbunden; trotzdem sind sie als semantische und syntaktische Einheiten zu interpretieren. Groß- und Kleinschreibung, Zusammen- und Getrenntschreibung weisen in der Tat noch zahlreiche Variationen, so dass dasselbe Kompositum einmal zusammen, einmal getrennt geschrieben wird [Kunst stuck – kunststuck; lorber baum – Lorberbaum]. Getrennt erscheinen in der Regel auch koordinierte Komposita, wenn ein gemeinsamer Bestandteil nur einmal genannt wird (heute würde man sie mit einem Ergänzungsbindestrich versehen); diese ‚Zwillingsformen‘ waren im 17. Jahrhundert besonders beliebt und kommen im Text häufig vor²³. Auch in Reckes *Tagebuch* sind sie belegt, wenn auch mit niedrigerer Frequenz; nach etwa 150 Jahren erscheint aber ihre Schreibung durchgehend vereinheitlicht²⁴. Im *Neuen römischen Cicerone* sind solche Formen hingegen nicht belegt, obwohl Kompositionsphänomene insgesamt noch weiter ausgebaut sind und zudem größere Kreativität aufweisen. Es könnte sich einerseits um einen Zufall handeln, wenn sie nicht belegt sind, andererseits könnte man solche Zwillingsformen aber auch als epochenbedingte Erscheinung auffassen; mit der Zeit wirken sie immer schwerfälliger und erfreuen sich daher in narrativen Texten einer immer geringeren Beliebtheit.

²⁰ In den heutigen Fachsprachen aus dem Bereich Wirtschaft und Tourismus stellen Nomenkomposita über ein Drittel aller Substantive dar (33,95%): so V. Crestani, *Wortbildung und Wirtschaftssprachen. Vergleich deutscher und italienischer Texte*, Peter Lang, Bern 2010, S. 169.

²¹ Zu erwähnen sind eine kleine Anzahl von Konfix-Komposita (meistens Neubildungen mit Fremdelementen); die Phrase-Nomen-Komposita (nur zwei Belege im ganzen Korpus), und die nominalen Komposita mit anderen Ersteinheiten.

²² In der *Raisbeschreibung* machen Komposita vom Typ Substantiv+Substantiv etwa 68,5% aller Nomenkomposita aus; in Reckes *Tagebuch einer Reise* 69,2% und im *Neuen römischen Cicerone* 71,7%. Nomen-Nomen-Komposita weisen also in allen Subkorpora ähnliche Prozentsätze auf.

²³ Nur einige Beispiele: lust und ander heuser; *Citron*: und Pomerantzen auch Zetter bäume; *Cypres* und *Oliven* baime; spatzir und Kreuzgänge; Lohn oder Mitpferde.

²⁴ Die Schreibung folgt schon den heutigen Regeln, koordinierte Komposita werden durch den doppelten Bindestrich gekennzeichnet, wie es damals üblich war [Berg= und Thalbewohner, Maulbeer= und Feigenbäume, Nonnen= und Mönchskloster, Tenor= und Baßstimme usw.].

Bei den Nomen-Nomen-Komposita ist oft das eine oder das andere Glied nicht eine Stammform sondern seinerseits ein Derivat. Davon gibt es zahlreiche Beispiele. Im älteren Text geht es meistens um das Minderungssuffix *-lein*, dem heute oft eine „archaische Stilnuance“²⁵ anhaftet aber im 17. Jahrhundert häufiger als *-chen* verwendet wurde, vor allem in Norddeutschland; suffigiert ist immer nur die zweite Einheit. Tritt bei „Jesukindlein“ eine affektive Komponente zum Ausdruck, so wird in den anderen Fällen nicht nur auf eine kleine Dimension hingewiesen, sondern auch auf eine Wertschätzung des Verfassers, der durch das Suffix die Zierlichkeit und den hohen Kunstwert der Gegenstände hervorzuheben trachtete [kunststücklein, lustschifflein, Rosenbaumlein]. Einmal ist ein Derivat mit dem Negationspräfix *Un-* belegt [unfriedens Zeit], ein paar Mal sind denominale Ableitungen zur Bezeichnung von Personen vorhanden, die sowohl in der Erst- als auch in der Zweiteinheit erscheinen [Zigelstainen arbeiter, Mördergewehr]. Ableitungen in *-er* werden häufiger von Elisabeth von der Recke verwendet [Geschichtsschreiber, Fußgänger, Thalbewohner, Schriftsteller, Reisebeschreiber], auch bei der Bildung von Toponymika [Südländer]; angehängt wird manchmal auch das Movierungssuffix *-in* zur Bildung der femininen Form [Postmeisterin]. In diesem Text aus dem frühen 19. Jahrhundert erweist sich das deverbale Suffix *-ung* als sehr produktiv, das zur Ableitung der femininen Nomina aus Verben dient und sowohl in der Grundform als auch in der Bestimmungsform auftaucht [Handlungshaus, Aussaugungssystem, Belustigungsort – Luftbewegung, Olivenpflanzung, Religionsübung]. In den Nomenkomposita sind auch deadjektivische Nominalsuffixe (*-heit/-keit*) belegt. Auch bei Koeppen enthalten Komposita eine Vielfalt von Derivaten: Am häufigsten ist das Suffix *-er* zur Personenbezeichnung zu finden [Völkerwanderer, Malerfreund, Kutscherhaus, Geldwechsler], oder zur Bezeichnung von technischen Gegenständen [Autoscheinwerfer, Lautsprecherstimme]; belegt ist aber auch das Movierungssuffix *-in*, einmal das Minderungssuffix *-chen* [Laubenhäuschen], sowie weitere Nominalsuffixe (*-heit/-keit, -ung, -ei*). Typen und Frequenz der Derivationsprozesse als Bestandteil von Wortbildungen haben also zugenommen.

Als Erstglied besonders produktiv sind einige Lexeme, die wohl mit der Textsorte und dem behandelten Thema als auch mit den epochenspezifischen Bedingungen des Reisens in enger Verbindung stehen. Im ersten Text sind Kombinationen mit ‚Berg-‘ (6), ‚Land-‘ (4), ‚Meer-‘ (4) und ‚Wasser-‘ (15) sehr häufig – die hohe Frequenz des letzten Lexems wird zum einen dadurch erklärt, dass die Reisenden teilweise zu Wasser fuhren, z.B. die Etsch oder den Po entlang, zum anderen damit begründet, dass Wasserspiele zu den Hauptattraktionen vieler Gärten und Paläste gehörten, die die deutschen Besucher offensichtlich besonders schätzten. Aus diesem Grund wurde häufig von ihnen berichtet. Eine beträchtliche Anzahl an Komposita weist ‚Haupt-‘ als Ersteinheit auf: wie schon angedeutet, wird dadurch ein Element als besonders bedeutend hervorgehoben [hauptaltar, hauptkirch, hauptsache, haubt Statt, haubt Platz – insgesamt 17 Belege]. Das Lexem, das Elisabeth von der Recke nur noch viermal in dieser Funktion verwendet [Hauptkirche, -produkt, -eingang, -zug], und Koeppen nur einmal [Hauptaktion], verliert immer mehr an Kraft

²⁵ So H. Weinrich, *Textgrammatik*, S. 970.

und wird durch eine differenziertere Palette von Affixen flankiert, die diesen impliziten Vergleich ohne Nennung des Vergleichsstandards zum Ausdruck bringen. In Koeppens Text treten folgende auf: ‚Hoch-‘, ‚Groß-‘, ‚Kolossal-‘, ‚Riesen-‘, ‚Über-‘. Bei Elisabeth von der Recke gibt die durchwanderte Berglandschaft Anlass zu zahlreichen Bildungen mit ‚Felsen-‘ und ‚Berg-‘; als die Reisenden dann in die Ebene kommen und in Richtung Lagune weiterfahren, nehmen die Lexeme ‚Sumpf-‘, ‚Wasser-‘ und ‚Meer-‘ als Ersteinheit zu. Das Erstglied, das aber hinsichtlich der Frequenz die zwei früheren Reiseberichte verbindet und kennzeichnet, ist ‚Wein-‘. Die Sulzbacher Brüder bewunderten überall den üppigen Weinbau und würdigten oft und gerne den italienischen Wein – in ihrer *Raisbeschreibung* ist ‚Wein‘ oft auch als Zweitglied belegt. Die baltische Diplomatin hielt sich ihrerseits nicht zurück und zeigte sich von den fruchtbaren Weinbergen besonders eingenommen. Kaum weinempfindlich war hingegen Wolfgang Koeppen, der nur einmal eine Weinschenke erwähnt und sich eher für die Filmatmosphäre von Cinecittà mit ihren Filmmädchen und Filmmagnaten, Filmaufnahmen und Filmgeschäften interessierte (‚Film-‘ kommt elfmal als Ersteinheit, aber auch als Zweitglied vor). Bei ihm bezeugt der Wortschatz den schnellen Fortschritt, der den Alltag des Reisenden tief verändert hat: Lohnpferde und Kutsche sind durch Autobus und Bahn ersetzt, Wirtshäuser durch Hotelzimmer und Bahnsteig-Cafés; auffällig ist auch, dass die Zusammensetzungen mit ‚Reise-‘ deutlich hervortreten²⁶ – die Fachsprache des Tourismus bildet sich heraus.

4.2 Adjektiv-Nomen-Komposita

Im Vergleich zu anderen Wortbildungsarten, ist diese Art der Komposition morphologisch und semantisch beschränkt. Insgesamt stellt sie nämlich die kleinste Gruppe unter den Nomenkomposita dar und ihre Verteilung im Verhältnis zur Gesamtzahl der Nomenkomposita bleibt im Korpus konstant: Ihr Anteil beträgt durchschnittlich 6-7%.

So ist es in der *Raisbeschreibung* von CA nur eine sehr kleine Gruppe von Adjektiven, die in dieser Hinsicht produktiv ist: ‚groß-‘, ‚jung-‘, ‚edel-‘. Es handelt sich also um einsilbige Simplizia, die mehrmals kombiniert werden (allein „Edelgestein“ hat 11 Belege, „Jungfrau“ und „Großhertzog“ jeweils acht); einmalige Kombinationen sind hingegen „langzeit“, „freystatt“, „Baarfüßer“. Mehrsilbige Adjektive sind Entlehnungen wie „regular Werck“ oder „*particular Palatien*“. Darüber hinaus werden Fremd- und Lehnwörter nach diesem Muster gebildet und im Text aufgenommen [*Paternoster* krammer, *Gentilhuomo*, *Casematten*]. Auch Elisabeth von der Recke komponiert nur selten Adjektive mit Substantiven, genau so selten wie sie Verben mit Nomina zusammensetzt, wie man dem nächsten Abschnitt entnehmen wird. Wolfgang Koeppen geht hingegen mit diesen Bildungen offener und kreativer um. In seiner Reisereportage werden einsilbige [Neuordnung, Feinschmecker] und mehrsilbige [Gemeinsinn, Lokalpatriotismus], simplizische [Schwerkraft] und derivierte [Glücklichsein], einheimische [Halbmond] sowie entlehnte Adjektive [Nationaldenkmal, Kolossalgemälde] mit Substantiven kombiniert.

²⁶ Belegt sind u.a.: Autobusfahrt, Autobuslinie; Autofriedhof, Automarke, Autoscheinwerfer; Bahnhof, Bahnhofsplatz, Bahnsteig; Reisebüro, Reisegesellschaft, Reiseführer, Reisegruppe, Reiseverein.

Als adjektivische Erstglieder sind vor allem Formen produktiv, die eine Steigerung ausdrücken – eine Steigerung in der Dimension [Hochhaus, Großstadt, Kolossalgemälde K], in der Dauer [langzeit CA] oder in der politischen bzw. religiösen Rangordnung [Großherzog CA, Großfürst CA, großkantzler CA, Hohepriesterin K]. Sonst sind die meisten Modifikative, die zur Hervorhebung einer Beschaffenheit des Grundwortes dienen [Stumpfsinn R, Gemeinsinn K, Freistaat R+K, freystatt CA, Faulfieber R, *regular* Werck CA, Rundbau K, Wildwuchs K, Edelmann R, Edlman CA usw.] oder seiner Bestimmung wie bei „Krankenhaus“ (K), „Fremdenheim“ (K) oder „Totenfeld“ (K). Belegt sind aber auch Komposita, in denen die adjektivische Bestimmungsform nicht in einer attributiven, sondern in einer applikativen Beziehung zur Zweiteinheit steht [Hochstapler, Feinschmecker, Lautsprecher, Falschmünzer]. Oft kann die gleiche Einheit unterschiedliche semantische Funktionen ausüben, wie z.B. ‚hoch-‘ oder ‚groß-‘, von denen schon mehrere Beispiele angeführt wurden; interessant sind weiterhin die Bildungen mit Fremdelementen, denn hier kann das Adjektiv sowohl links- als auch rechtsversetzt sein, je nach dem Gebrauch in der betreffenden Fremdsprache. So findet man „*Gentilhuomo*“ (CA), „Basrelief“ (R) und „Bestseller“ (K) neben „*Casematten*“ (CA, K), „*Paternoster*“ (CA) und „Chaiselongue“ (K).

4.3 Verb-Nomen-Komposita

Die Verb-Nomen-Komposition bietet mehr Möglichkeiten als die Kombination von Adjektiv und Nomen und wird daher häufiger verwendet, wie das Korpus überzeugend nachweist. Nur Elisabeth von der Recke ist bei diesen Bildungen eher zurückhaltend: Wenn solche Komposita in den anderen zwei Texten in ähnlicher Quantität belegt sind (8,3% in der *Raisbeschreibung*, 8,2% im *Neuen römischen Cicerone*), sind sie bei der baltischen Schriftstellerin weit seltener, denn sie stellen nur 5,1% der gesamten Nomenkomposita dar.

Im Verb-Nomen-Kompositum weist die Determinationsbeziehung in der Regel auf einen Handlungszusammenhang hin, indem sie eine für die Grundform charakteristische Tätigkeit oder den vorgesehenen Verwendungszweck angibt. Kombiniert werden einfache Verbstämme [Irrgarten CA; Lehrstuhl R; Schreibtisch K], sowohl einsilbige als auch mehrsilbige, aber auch zahlreiche Verbformen mit den Suffixen *-er/-el* [Wanderjahre K, Dämmerlicht K, Gaukelspiel R, Sammelplatz K] und Verbstämme in *-ier* [Spatzirkgang CA, Probirstain CA]. Komposita mit Präfixverben sind im Korpus nicht belegt; mit Präverbfügung ist sonst nur eine Form zu finden [Anschlagmauer K]; solche Konstruktionen waren früher offensichtlich weniger üblich als heute.

Verb-Nomen-Komposita sind semantisch vielfältig, wobei manchmal nicht eindeutig geklärt werden kann, ob es sich bei der Ersteinheit um einen Konvertaten oder um einen Verbstamm handelt, d.h. man kann bei ihrer Deutung verschiedene semantische Muster ansetzen, die sich aus der Ausrichtung der vom Verb bezeichneten Tätigkeit ergeben – Kienpointner nennt das „Doppelmotivation“²⁷. Durch diese und ähnliche Bildungen

²⁷ A.M. Kienpointner, *Wortstrukturen mit Verbalstamm als Bestimmungsglied in der deutschen Sprache*, Institut für Germanistik, Innsbruck 1985 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, 26), S. 3. So kann ein „Tanz-

werden oft *Nomina loci* bezeichnet, wie z.B. „Eßlokal“ (K) oder „reitplatz“ (CA) [weiter: richthaus CA, Schauplatz R, Spielraum R, Treffpunkt K, Schlafwagen K, Wertbüro K]. *Nomina agentis* und *Nomina patientis* sind auch belegt, wie „Bettelkinder“ (K – ‚Kinder, die betteln‘)²⁸ oder „schnitzwerg“ (CA): ‚ein Werk, das geschnitzt wurde‘²⁹. Eine agentive Lesart ist auch für solche Formen geeignet, in denen die Bestimmungsform den typischen Verwendungszweck der Grundform angibt, wie z.B. „schr[e]ibttaffel“ (CA) – [Probirstain CA, hebbäume CA, Marterinstrument R, Fahrzeug R, Reitstiefel K, Kochtopf K, Schleifmaschine K].

Im Vergleich zu den anderen Kompositionstypen fällt bei den Verb-Nomen-Komposita auf, dass Fremdelemente keinen Anteil daran haben – als einzige Ausnahme gilt „sight-seeing-tour“ in Koeppens Text, das aber als Fremdwort übernommen wird.

5. Das Fugenelement

Die Fuge stellt das einzige für die Komposition charakteristische Formmittel dar. In der Nominalkomposition sind die worttypischen morphologischen Merkmale, die durch die Flexion die Kasus- und Numerusfunktion ausdrücken, außer Kraft gesetzt und die Wortstämme treten in den meisten Fällen unmittelbar aneinander (Komposition mit leerer Fuge). Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Komposita ist also fugenlos; werden die Komponenten durch ein Fugenelement verbunden, dann wird am meisten das einheimische Fugen-*s* verwendet. Belegt sind weiterhin das aus dem Latein entlehnte Fugen-*i*, das heute kaum produktiv ist und vorwiegend in Komposita mit Konfixen oder Fremdelementen vorkommt; und das ebenfalls entlehnte, heute noch in der Lehnwortbildung verwendete Fugen-*o*.

Die Entwicklung der Fuge hat ihren historischen Ausgangspunkt bei der Kasusmarkierung des vorausgestellten Genitivattributs und die Vielfalt der Erscheinungen ist auf die viel stärker differenzierte Nominalflexion der älteren Sprachstufen zurückzuführen. Im 17. Jahrhundert identifizierte Justus Georg Schottel tatsächlich die Fuge mit Flexionsmorphemen der Binnenflexion von Komposita; da aber das erste Glied des Kompositums diese Funktion syntagmatisch ganz abgelegt hatte, lehnte er das Fugenelement grundsätzlich ab, denn er sah keinen Grund für seine Verwendung und hielt es nur für pedantisches Nachäffen des Lateins. Da es aber doch oft vorhanden war, akzeptierte es Schottel als sprachliche Realität. Im Laufe der Sprachgeschichte ist die Bindung solcher Morpheme an die Deklination immer loser geworden, so dass das Fugenelement heute nicht mehr als Flexionsmarker angesehen werden kann. Nichtsdestoweniger wird heute noch in der

palast“ (K) ein ‚Palast, in dem getanzt wird‘ oder ein ‚Palast, in dem ein Tanz veranstaltet wird‘ sein; ähnlich ist ein „Spielraum“ (R) ein ‚Raum, in dem man spielt‘, aber auch ein ‚Raum, der zum Spiel bestimmt ist‘.

²⁸ Weitere, im Korpus belegte *Nomina agentis* sind: kauffleuthe (CA), springwasser (CA), Heilkraft (R), Schreckbild (R+K), Bettelvater (K), Turnlehrer (K), Leuchtschrift (K) u.a.m.

²⁹ *Nomina patientis* sind seltener; als solche können folgende Komposita angesehen werden: Mi[e]tpferd (CA), Schauspiel (R+K), Mietshaus (K).

Forschung diskutiert, ob Verbindungselemente wie *-(e)ns-* oder *-en-* eher als Fuge oder als Flexionsaffixe verstanden werden sollten³⁰.

Im älteren hier untersuchten Text ist die Lage sehr verworren, da die unregelmäßige Zusammen- und Getrennschreibung, auf die oben bereits hingewiesen wurde, und die zahlreichen orthographischen Unsicherheiten des Schreibers es äußerst schwierig machen, allgemeine Tendenzen zu erfassen. Oft erscheint dasselbe Kompositum einmal getrennt [Perlen mutter], dann zusammen geschrieben [Perlenmutter], und ein nächstes Mal zusammen ohne Flexionsaffix [Perlmutter], und das sogar auf derselben Seite (Bl. 42r). Das Nebeneinander von Formen wie „manshöhe“ *vs.* „manes höhe“ zeigt, dass die Fuge *-(e)s-* tatsächlich als Flexionsmorphem nach lateinischem Muster wahrgenommen wurde, das auch in der Zusammenschreibung beibehalten blieb. Diesen Übergang beweisen übrigens auch Formen wie „*Mariae* bildet – *Mariae*bildet – *Marien*bildet“, die unterschiedliche Stufen dieses Prozesses zeigen. Einmal ist das Genitivattribut in seiner lateinischen Form belegt, ein anderes Mal bleibt das Erstglied lateinisch flektiert aber zusammen geschrieben und nicht mehr in *antiqua*, also nicht mehr als ‚fremd‘ empfunden und dann wiederum findet man die Form ganz eingebürgert und nach der femininen N-Deklination deutsch flektiert.

Wenn sich die Verwendung des Fugen-*s* heute nach der ersten Einheit richtet, kann man dasselbe in der *Raisbeschreibung* nicht feststellen, denn dieselbe linke Einheit kann einmal das Fugen-*s* zeigen, einmal nicht [Jahrs Zeichen *vs.* Jahrzall; Engelburg *vs.* Engels köpffe; regens Zeiten *vs.* Regenwetter]. Es scheint eher die Schreibgewohnheit zu herrschen, dass bei Getrennschreibung das *s* meistens beibehalten wird (also eher als flektiertes Genitivattribut), während die Zusammenschreibung auf die Fuge verzichtet – das aber nur als allgemeine, nicht kohärent durchgeführte Faustregel. In einem Konfix-Konfix-Kompositum wie „*Bibliothec*“ und „*Bibliothecar*“ tritt auch das entlehnte Fugen-*o* vor, das in Komposita griechischer Herkunft üblich ist; die *i*-Fuge ist nur im Lehnwort „Krucifix“ belegt.

Daneben ist die ganze Palette der Flexionsaffixe vorhanden, neben *-(e)n-* [sonnen hitze, frauenbilt] und *-(e)s-* [lebensgefahr, leibes straffe], auch *-er-* [hinerey, d.i. Hühnerei]. Man kann auch Fälle von ‚Subtraktionsfuge‘³¹ festlegen, wo ein Buchstabe bei der Zusammenfügung verlorengelht [festag, Predigstull, Perlmutter, Cartheus orden *vs.* Cartheuser orten]. Bei koordinierten Komposita, bei denen man heute den Ergänzungsbindestrich ansetzen würde, um den ausgesparten Wortteil zu signalisieren, werden die einzelnen Konstituenten einfach hintereinander gereiht [spring und künstbrinen]; nur einmal wird eine solche komplexe Einheit durch den Doppelpunkt gekennzeichnet, der im 17. Jh. als Abkürzungszeichen galt [*Citron:* und Pomerantzen auch Zetter bäume], sonst bleibt es dem Leser ganz überlassen, solche Konstrukte zu interpretieren³².

³⁰ Die sprachgeschichtliche Entwicklung beschreibt H.-J. Solms, *Vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen*. Weiter N. Fuhrhop, *Zeigen Fugenelemente die Morphologisierung von Komposita an?*, in *Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis*, R. Thieroff et al. ed., Niemeyer, Tübingen 2000, S. 201-213; H. Wegener, *Entstehung und Funktion der Fugenelemente im Deutschen, oder: Warum wir keine *Autosbahn haben*, „Linguistische Berichte“, 196, 2003, S. 245-257.

³¹ So nennt sie P. Eisenberg, *Grundriss der deutschen Grammatik*, S. 225-226.

³² Diese und andere Eigentümlichkeiten der barocken Komposition, die damals einer noch nicht geregelten Rechtschreibung und dem willkürlichen Schreibstil des Verfassers zuzuschreiben waren, sind wieder in

Bei Elisabeth von der Recke wirkt das Bild einheitlicher, Varianten beim Fugenelement sind wesentlich geringer und bezeugen den sprachgeschichtlichen Prozess des allmählichen Verschwindens der Flexionsaffixe. Etwa 63% der Nomen-Nomen-Komposita weist kein Fugenelement zwischen den Bestandteilen auf, und die Variationsbreite der Fuge hat sich weitgehend reduziert. Das Flexionsaffix *-n-*, realisiert auch mit Gleitvokal als *-en-*, ist sehr verbreitet und quantitativ sogar häufiger als die *s*-Fuge. Belegt ist es vor allem bei den femininen Nomina, die in der Numerus-Deklination der N-Deklination folgen [Familienmitglied, Gnadenbild, Freudentempel], und bei den Maskulinen mit N-Plural und Obliquus-N [Menschenfreund, Felsenwand, Grafentitel], die im Text zahlreich sind. Sonst erscheint die einheimische *s*-Fuge regelmäßig nach bestimmten Suffixen (wie *-heit*, *-keit*, *-ion*, *-ität*, *-schaft*, *-ung*), wenn also die Ersteinheit ein abgeleitetes Nomen ist. Ihre Verwendung richtet sich ganz nach der linken Einheit; Schwankungen sind dabei äußerst selten [Jahreszeiten *vs.* Jahrzeiten; Meeresfläche *vs.* Meerprodukt; Tagelohn *vs.* Tageszeit], einige sind übrigens auch für den heutigen Sprachgebrauch typisch³³. Bei Fremdelementen sind in den Konfix-Komposita beide Fugen-*i* und *-o* belegt [Amphitheater, Physiognomie, Bibliothek]; andere Fugen mit Flexionsaffixen kommen nur selten vor [Bildergemisch, Räderwerk, Völkerfest; Pferderennen; Friedensjahre], selten sind auch Fälle von Subtraktionsfuge wie in „Geschichtsschreiber“, „Gränzgegend“ oder „Südländer“. Koordinierte Komposita erscheinen systematisch mit Ergänzungsbindestrich – im 18. Jahrhundert diente der doppelte Bindestrich meistens dazu [Berg= und Thalbewohner, Baß= und Tenorstimme, Hin= und Hertreiben]. Bei unübersichtlichen oder unüblichen Komposita wird zur Erleichterung des Lesens der sogenannte Durchkoppelungs- oder Erläuterungsbindestrich verwendet, davon finden sich einige Beispiele wie „Gips=Estrich“, „Schleusen=Eröffnung“ oder „Wollenzeug=Manufaktur“.

Im *Neuen römischen Cicerone* ist die Frequenz der leeren Fuge noch weiter gestiegen: Sie betrifft nun 66% aller Nomen-Nomen-Komposita, ein Prozentsatz, der sich der Verteilung der Null-Fuge in der Gegenwartssprache sehr nähert³⁴. Unter den Verbindungselementen ist das Flexionsaffix *-en-* weiterhin am meisten vertreten [Sklavenhand, Tintenfisch, Hahnenkampf, Diplomatenzeichen, Massentouristik, Maschinenkrieg]; seine Distribution im Text und sein quantitatives Verhältnis zur *s*-Fuge hat sich in den 150 Jahren, die zwischen diesem Werk und dem *Tagebuch* der Elisabeth von der Recke liegen, nicht merklich

Schwung gekommen: „In jüngster Zeit verbreitet sich [...] vor allem bei Produktaufschriften eine – möglicherweise von angloamerikanischen Vorbildern wie *cake tin* oder *game park* inspirierte – Getrennschreibung: *Der Sesam Krokant Kekes wird ohne Milch- und Eiprodukte hergestellt* (Aufschrift auf Pauly-Vollkornkekspackung von neuforn 1999), *Super Sommer Spar Menü* (Plakatwerbung von McDonalds, August 1999)“. So Donalies, *Basiswissen Deutsche Wortbildung*, S. 44. Ähnlich wird seit den 90er Jahren vor allem bei Warenbezeichnungen die Binnengroßschreibung praktiziert, z.B. *BahnCard*, *InterRail*, *NaturRohstoffe*, *PostGiro* (S. Stein, *Majuskeln im WortInnen. Ein neuer graphostilistischer Trend für die Schreibung von Komposita in der Werbesprache*, „Muttersprache“, 109, 1999, S. 261-278).

³³ H. Weinrich, *Textgrammatik*, S. 931-932.

³⁴ V. Crestani (*Wortbildung und Wirtschaftssprachen*, S. 176) legt diesen Wert in den von ihr untersuchten Subkorpora um 70% fest; einen ähnlichen Wert (72,8%) stellen auch Ortner *et al.* fest: L. Ortner *et al.*, *Substantivkomposita*, Schwann, Düsseldorf 1991 (Sprache der Gegenwart, 79), S. 54.

verändert. Sonst kommt das Fugen-*s* sehr häufig vor, und zwar in beiden Varianten mit und ohne Gleitvokal [Tageshotel, Siegesallee; Staatsmann, Volkspolizist]. Andere Verbindungselemente treten nur in vereinzelt Fällen auf [Tagebuch, Pferdestall, Bücherreihe, Gästebuch, Glaubensburg], sowie das aus dem Latein entlehnte Fugen-*i* bei Fremd- oder Lehnwörtern [Technicolor, Poliklinik]. Kompositionsformen mit Buchstabenschwund sind auch vorhanden [Erdgeschoss, Geschichtsbuch, Wolldecke].

Zwei Eigenschaften sind aber für Koeppens Text typisch und unterscheiden ihn von den früheren Reiseberichten, die hier analysiert wurden: erstens die Verteilung des Fugen-*o*, zweitens die hohe Frequenz der Bindestrich-Komposita. Aufgrund der zahlreichen Neubildungen im Bereich der Technik, sind Komposita mit Konfixen griechischer Herkunft viel häufiger geworden, und sie werden oft mit der *o*-Fuge gebildet. Im ersten hier untersuchten Text war diese Fuge nur im nominalen Konfix-Konfix-Kompositum „Bibliothec“ belegt, 1815 waren es drei Komposita, die durch dieses Fugenelement zusammengesetzt wurden [Bibliothek, Physiognomie, Hypothese], 1958 hat ihre Anzahl merklich zugenommen [Bibliothek, Philosophie, Sarkophag, Eschatologie, Stereoskop, Photographie, Lithograph, Aeroplane usw.]. Der technische Fortschritt geht Hand in Hand mit der Wortschatzerweiterung, und zum Zweck der neuen Bezeichnungen und Benennungen sind griechische Konfixe besonders geeignet.

Die zweite Eigenschaft betrifft die hohe Frequenz der Bindestrich-Komposita. Diese bestehen aus einem Fremdexem (in der Regel als Ersteinheit), das mit einem einheimischen Wort kombiniert wird, wobei das Fremdexem in den meisten Fällen selbst ein zusammengesetztes Wort ist [Bersaglieri-Lauf, Terracotta-Tafel, Cowboy-Lied, Rendezvous-Ort]; nur ausnahmsweise erscheint das Fremdwort als Zweiteinheit [Bahnsteig-Café]. Als Ausnahmefall unter den Bindestrichkomposita ist sonst nur „Freilicht-Puppentheater“ zu nennen, wo der Strich nicht ein Fremdwort mit einem einheimischen Wort verbindet, sondern zwei deutsche Lexeme, die aber ihrerseits beide schon zusammengesetzt sind: In diesen Mehrfachkomposita wurde der Strich vermutlich zur durchsichtigeren Strukturierung und als Lesehilfe hinzugefügt.

6. Nomenkomposita mit Fremdelementen

Schon mehrmals wurde der Anteil von Fremdelementen an den Kompositionsprozessen angedeutet. Dieses Phänomen betrifft alle hier untersuchten Werke, obwohl es sich je nach Text sehr unterschiedlich gestaltet. Dem intensiven Sprachkontakt, der alle Stufen der deutschen Sprachgeschichte gekennzeichnet hat, ist nicht nur ein massiver Lehnwortschatz zu verdanken, sondern auch die Übernahme von zahlreichen Fremdwörtern. Die nachhaltigste Wirkung ging vom Latein aus, es wurde später vom Französischen als Sprache des Hofes und des Adels überlagert, während das Englische erst in neuerer Zeit zur Erweiterung des Wortschatzes beiträgt. Obwohl das bereiste Land immer dasselbe bleibt, zeigt das Korpus deutlich diesen Übergang, und da Reiseberichte von sich aus dem Fremdspracheneinfluss stärker ausgesetzt sind, sind Fremdwörter im Korpus sehr oft an Wortbildungsprozessen beteiligt.

Die handschriftliche *Raisbeschreibung* bietet eine bemerkenswerte Anzahl an Fremdwörtern, die sowohl als autonome Lexeme aufgenommen wurden, als auch als Glieder von Wortbildungsprodukten erscheinen. Als Herkunftssprachen sind vorwiegend Latein und Italienisch zu nennen – einige wenige Wörter stammen aus dem Französischen, das der Verfasser auch fließend sprach³⁵. In jenen Sprachen ist die Komposition nicht so häufig wie im Deutschen und vor allem realisiert sie sich meistens in der Form von Nominalphrasen; sie kommen häufig im Text vor, vor allem zur Bezeichnung von Realia [*Templum Pacis, galleria Delli libri, Sedio delli Canonici, Cavallieri di Sant Marco*]. Einige italienische Komposita sind jedoch präsent und als Fremdwort im deutschen Text eingebaut, wie z.B. „*bel Veder*“ und „*Gentilhuomo*“, die aus der Kombination von einem Adjektiv mit einem Substantiv bestehen, oder „*Casematten*“ (auch bei Koeppen belegt, aber mit der eingedeutschten Schreibung „Kasematten“) – hier ist das Adjektiv rechtsversetzt, da seine Stellung im Italienischen frei ist; Ähnliches gilt für das Lat. „*respublica*“. Belegt sind auch italienische Nomen-Nomen-Komposita wie „*Pietra paragone*“ oder „*Grotta Sibilla*“, wo aber die Präposition ‚di‘ weggelassen wurde, die normalerweise beide Elemente miteinander verbinden würde. Sehr häufig im Text sind italienische und lateinische Konstruktionen, die aus einem Nomen mit einem Genitiv-Adjunkt bestehen, d.h. nominale Phraseme, die den deutschen Komposita entsprechen, obwohl sie nicht als Wortbildungsphänomene im engeren Sinne angesehen werden können³⁶. Hier bringen Deutsch, Italienisch und Latein wundersame Mischungen ins Leben [*Duca di Parma liberey, Thurm di Sant Marco, bolitten sanitatis, ruin Italiae, Paternoster* krammer]. Oft sind diese Genitiv-Adjunkte mit attributiver Funktion vorangestellt, wie es in der frühneuhochdeutschen Zeit üblich war, als die Inversionsabfolge Adjunkt/Basis sehr beliebt war [*S. Laurenzij kirche; S. Peters bildnus; S. Petri kelch; S. Petri und Pauli haubter u.a.m.*]. Viel seltener ist die Normalstellung: „kirch *S. Antonij*“. Die Voranstellung des Genitivs hat sich lange gehalten, vor allem als poetische Lizenz in der Literatursprache, und es kann nur nebenbei angemerkt werden, dass solche Formen in Koeppens Reisebericht noch durchaus häufig belegt sind³⁷.

Elisabeth von der Recke ist in ihrem *Tagebuch* weit weniger empfindlich gegenüber Fremdwörtern. Es wird darauf geachtet, dass der Bericht in einem fließenden Deutsch geschrieben wird, wo Fremdwörter doch vorhanden, aber mit Sparsamkeit benutzt werden. Italienisch sind geographische Angaben (Städtenamen, Bezeichnungen von Kirchen und Bergen wie „*Madonna della Corona*“ oder „*Montagna del Carbone*“), und manche Fachwörter des Reisens [*Vetturino, Quarantäne*], ansonsten stammen die seltenen Fremdwörter

³⁵ Es gibt nur einen Beleg für ein Kompositum mit einem französischen Lexem, und zwar „haupt *Armee*“ (CA); französische Fremd- und Lehnwörter kommen hingegen manchmal vor [*fontaine, Forier, accommodement, Commendant, proviantiren, logirt* usw.].

³⁶ Sprachenübergreifende Definitionen von Komposita bleiben problematisch: E. Donalies, *Sandstrand, sandy beach, plage de sable, arenile, piaskowy plaza, homokos part – Komposita, Derivate und Phraseme des Deutschen im europäischen Vergleich*, „Deutsche Sprache“, 36, 2008, S. 305-332. V. Crestani (*Wortbildung und Wirtschaftssprachen*, S. 145-156) bemüht sich um aussagekräftige Kriterien, um deutsche und italienische Komposita vergleichend zu analysieren.

³⁷ Formulierungen wie „der Menschen Blindheit“, „des Krieges Bosheit“, „ihrer Flügel Kraft“ werden von Koeppen verwendet (alle Belege auf S. 227); H. Weinrich, *Textgrammatik*, S. 695-697.

ter aus dem Französischen, einer Sprache, die die Diplomatin sehr gut beherrschte [Postillon, Parterre, Redouten, Chaussee, Coulissen, Gouvernement]. Nur ausnahmsweise bilden sie Teile eines Wortbildungsproduktes [Transitohandel, Maiskolben, Lottohaus, Basrelief, Marmorfaçade]. Was also Nomenkomposita mit Fremdelementen anbelangt, ist dieses Werk wenig ergiebig.

Ganz anders scheint die Lage im *Neuen römischen Cicerone*, wo Fremdwörter sehr zahlreich sind und zu neuartigen, kreativen Schöpfungen Anlass geben. Latein ist verschwunden, es erhält sich ausschließlich in der Benennung einiger römischer Sehenswürdigkeiten (wie „Cloaca maxima“ oder „Porta Prätoria“). Bedeutend ist vielmehr die Sprachmischung aus Italienisch, Englisch und Französisch, die einen Eindruck der internationalen Atmosphäre der ewigen Stadt vermittelt, deren „Zeitungskiosken keine Sprache fremd ist“³⁸; die Oberhand führen dabei Italienisch und Englisch. Die lokale Sprache wird nicht nur für geographische Realia verwendet, die in großer Menge vorkommen, sondern auch für Kulturelle [Fettuccini, Carciofi alla Giudea, Bersaglieri, Rosteria]. Landeskundliche Realia werden oft zur Bildung von Bindestrich-Komposita verwendet [Cenci-Haus, Gianicolo-Hügel, Milvio-Brücke], die aber manchmal auch ohne Bindestrich geschrieben sind [Cencibogen, Trevibrunden]; es ist also in dieser Hinsicht keine deutliche Richtlinie festzustellen. Als fremd gelten auch die zahlreichen Konfixe lateinischer und griechischer Herkunft, die zu Neuschöpfungen verwendet werden, vor allem um neue technische Erfindungen zu bezeichnen [Aeroplane, Megaphone, Automobile; dazu Autoscheinwerfer, Autofriedhof, Automarke]; sehr frequent sind auch Bildungen mit ‚Film-‘ oder die Zusammensetzung „Autobus“, die dann in weiteren mehrgliedrigen Komposita benutzt wird [Autobuslinie, Autobusfahrt, Stadtbesichtigungsautobus]³⁹. Mit sprachspielerischer Leichtigkeit benutzt Koeppen Fremdwörter in den meisten Fällen als Ersteinheit von Nomen-Komposita [Pissoirwände, Atelierdach, Comic-Streifen, Rendezvous-Ort, Cowboy-Lied, Terracotta-Tafel], sowie auch zur Bildung von wirkungsvollen Okkasionalismen wie „Girltruppe“, „Lollobrigida-Brust“ und „Fettuccini-Esser“.

7. Schlussbetrachtungen

Diese knappe Pilotstudie hat gezeigt, wie Wortbildungsprodukte aus Reiseberichten besonders aufschlussreich sind und aus unterschiedlichen Perspektiven analysiert werden können. Ihre Untersuchung zieht mehrere sprachliche Ebenen mit ein, von der Wortbildungsmorphologie zur Textsortengeschichte, von der Lexik zur Tourismusfachsprache. Die unterschiedlichen Aspekte, die dadurch beleuchtet werden, möchte ich hier abschließend zusammenfassen.

³⁸ W. Koeppen, *Neuer römischer Cicerone*, S. 249.

³⁹ Es ist nicht geklärt, ob es sich bei ‚Bus‘ um ein Lehnwort aus dem Englischen handelt, das dann Grundeinheit für mehrere deutsche Wortbildungen wurde (im Engl. ist ‚Bus‘ seit etwa 1920 belegt) oder um ein lateinisches Flexionsuffix wie in ‚Omnibus‘. Das Morphem gehört nun aber definitiv der substantivischen Wortart an, daher wird hier ‚Autobus‘ als Konfix-Nomen-Kompositum mit Fremdelementen klassifiziert.

Die nominale Komposition erweist sich als die in der deutschen Sprache meist genutzte Möglichkeit zur Wortschatzerweiterung und wird durch die Epochen zunehmend benutzt; das diachron zusammengestellte Korpus beweist die allmähliche Ausdifferenzierung des Inventars der semantisch-funktionalen Wortbildungsmuster sowie ihre morphologische Stabilisierung infolge einer Phase, der frühneuhochdeutschen Sprachstufe, in der wesentliche Veränderungen eingetreten waren. In der Handschrift sind die Möglichkeiten der unterschiedlichen Kompositionsverfahren noch nicht ganz ausgebaut – oder wenigstens nicht voll ausgenutzt, wie es später der Fall sein wird. In den 150 Jahren, die den ersten vom zweiten Text trennen, ist die Anzahl der Nomen-Komposita rasch gestiegen (bei CA stellen sie 2% aller Wörter, bei R 4,17%), um später nur noch um einen Prozentpunkt zu wachsen (5,12% in K). Anhand der Texte merkt man daher, wie sich die Gewohnheit und die Fertigkeit zur Komposition im Laufe der Zeit verfeinert: Das zeigen u.a. die Mehrfachkomposita, die von seltenen Belegen in der *Raisbeschreibung*⁴⁰ dreimal so zahlreich bei Elisabeth von der Recke geworden sind. Bei Koeppen haben solch komplexe Wörter nicht nur quantitativ weiter zugenommen (sie haben sich verfünffacht), sondern sie zeigen auch größere Flexibilität, indem man öfters viergliedrige Komposita trifft [Weißbrotdreieck, Freilicht-Puppentheater, Großvätermärchenwald], sowie mehrere Komposita mit Fremdelementen. Hinsichtlich der Adjektivkomposition scheint die Ausdifferenzierung der Formen etwas später und langsamer erfolgt zu sein, denn erst bei Koeppen hat sie sich voll entfaltet [lilablau, gehsteiglos, gerne-groß-pompös, rissedurchzogen, spinnwebtrocken, überlebensgroß usw.]; insbesondere für die Koordination von Adjektiven werden in den früheren Texten die einzelnen Vollformen bevorzugt, adjektivische Kopulativkomposita sind erst bei Koeppen belegt.

Die Analyse der Fugenelemente zeigte eine durch die unterschiedlichen Sprachstufen wachsende Regularisierung der Formen, indem man von den vielfältigen Schreibungen der Handschrift zu einer immer geringeren Variation in den Schreibungen und Fugen-Typen übergeht. Die Flexionsaffixe verschwinden allmählich, nur das Verbindungselement *-(e)n-* bleibt neben der *s*-Fuge weiterhin üblich; Anfang des 19. Jahrhunderts ist ihre Gebrauchsweise schon der heutigen ähnlich, auch was Zusammenschreibung und Komposita mit Ergänzungsbindestrich anbelangt. Dabei zeigte sich aber auch, dass manche für den Barock typische Schreibweisen wie die Binnengroßschreibung oder eine besondere Art der Getrennt- und Zusammenschreibung heute ganz modern wirken und in der Werbesprache gern und oft wieder aufgenommen werden. Was vorher als abweichend und unstabil (wenn nicht sogar als fehlerhaft aus der Sicht der präskriptiven Grammatik) galt, wird nun aufgewertet und als Zeichen von schöpferischer Kreativität und sprachlicher Dynamik gepriesen. Hinsichtlich der Fugenelemente war schließlich die zunehmende Frequenz des Fugen-*o* festzustellen, und zwar aufgrund der zahlreichen Erfindungen im Bereich der Technik, die oft durch nominale Konfix-Komposita bezeichnet werden. Da ihre Bestand-

⁴⁰ Belegt sind hier sieben dreigliedrige Kombinationen [mittagsmalzeit, himelfarthstag, *Paternoster* krammer (mit einem zusammengesetzten Fremdwort als Ersteinheit), waßer kunst Kammer, Closter Jungfrauen, Zigelstainen arbeiter, oberhauptman] und ein Kompositum mit vier Komponenten [oberlandhhauptman].

teile meistens lateinischer und griechischer Herkunft sind, wird die *o*-Fuge in diesen Neubildungen häufig verwendet.

Auch Fremd- und Lehnwörter spielen eine große Rolle in der Bildung neuer Komposita, und von Epoche zu Epoche merkt man deutlich, wie eine Sprache die andere ablöst und wie sich der Schwerpunkt vom Lateinischen zum Französischen und dann zum Englischen verlagert – eine Entwicklung, die die meisten Fachsprachen sowie die Standardsprache des 20. Jahrhunderts gekennzeichnet hat. Einheimische und fremde Elemente werden problemlos miteinander kombiniert und rufen sonderbare und bizarre Komposita ins Leben; einige werden sofort verschwinden, andere werden sich einbürgern und zum festen Bestandteil des heutigen Wortschatzes werden.

Der Wandel des Wortschatzes ist eigentlich ein weiterer Aspekt, der bei der durchgeführten Untersuchung stark in den Vordergrund tritt. Hier kommt einerseits die ständig wachsende Kreativität der Wortbildungsprodukte zum Vorschein, unter denen Neuschöpfungen, Fremdelemente und Okkasionalismen kontinuierlich zunehmen; andererseits zeigt der Wortschatz, dass die Wortbildung ein immer verwendungsfähigeres und zweckmäßigeres Mittel bietet, um Gegenstände und komplexe Sachverhalte zutreffend auszudrücken, vor allem im Bereich einer sich entwickelnden ‚Reisekunst‘. Auch in einem literarisch-journalistischen Stil wie in Koeppens Reportage scheinen gerade Wortbildungen flexibel und besonders geeignet, um die vielschichtigen, manchmal gegensätzlichen, manchmal sich ergänzenden, oft einander überwältigenden Reiseeindrücke zu vermitteln. Ein gutes Beispiel der Erweiterung der Ausdrucksmittel, die in Wortbildungsprozessen eine immer größere Rolle spielen, bieten morphematisierte Lexeme mit Steigerungsfunktion: Am Anfang kaum vorhanden (nur ‚Haupt-‘ und ‚Groß-‘), werden sie stetig zahlreicher und konnotationsreicher (‚Hoch-‘, ‚Groß-‘, ‚Kolossal-‘, ‚Riesen-‘, ‚Über-‘).

Es profiliert sich mit der Zeit auch ein Grundbestand an Wörtern, die mit der Tätigkeit des Reisens und dem Tourismus in enger Verbindung stehen: Der Fachwortschatz bildet sich langsam heraus, wie u.a. die zahlreichen Komposita mit Ersteinheit *Reise-* zeigen. Die hier aufgenommenen Wortbildungen können es auch ermöglichen, eine kleine Geschichte des Reisens und seiner historischen Wandlungen zu rekonstruieren, besonders hinsichtlich der Übernachtungsmöglichkeiten, Reisewege und Verkehrsmittel (vom Posthaus zum Erfrischungshotel, von der Postroute zur Autobahn); zur Wortschatzerweiterung tragen weiterhin die Bezeichnungen der neuen technischen Erfindungen bei, die ein schnelleres und bequemerer Reisen ermöglicht haben [Aeroplane, Automobile, Omnibusse, Autobus, Autobahn, Megaphone, Neonlichter].

Schließlich sind stilistische und textsortengeschichtliche Unterschiede zwischen den Texten ans Licht getreten. Der erste Text ist sachlich-deskriptiv und stellt, von der Funktion her, eine Mischform von Reisebericht und Reiseführer dar – er war tatsächlich auch als Anleitung für spätere Reisende gedacht und kann daher unter den Gebrauchstexten eingestuft werden. Christian August setzte sich die sachlich-denotative Beschreibung der befahrenen Länder und ihrer Sehenswürdigkeiten zur Aufgabe, und das äußerte sich in einer spärlichen, meistens quantifizierenden und situierenden Adjektivierung. Der Reisebericht der Elisabeth von der Recke hat hingegen eine persönliche Prägung; sie reiste im Zenit der

napoleonischen Zeit und in ihrem Tagebuch geht es schon um „individuelle Ansichten“ und „innige Zuneigung“ beim Beobachten der Gegenstände⁴¹. Die Reisende verfasst es für sich selbst, um die eigenen Erfahrungen und Erlebnisse festzuhalten, und deswegen haben Beschreibungen eine eher charakterisierende und klassifizierende Funktion, vor allem im Bereich des Historischen, Politischen und Sozialen, denn hier waren die Interessen der Diplomatin verlagert. In Koeppens Reisereportagen gleitet der Reisebericht zum literarischen Reiseerlebnis hinüber. Der äußere Verlauf der Reise oder seine Einteilung in Tagen spielen überhaupt keine Rolle mehr, der Stil hingegen wirkt sehr persönlich, charakterisierend und evaluierend, wobei hier ganz andere Aspekte der Reise thematisiert werden. Auch zur Untersuchung dieser und ähnlicher stilistischen und textsortengeschichtlichen Aspekte können Wortbildungsphänomene wertvolle Hinweise liefern.

⁴¹ E. von der Recke, *Tagebuch einer Reise*, Vorrede zu Bd. 1, S. IX.

VERBALE UND NON-VERBALE KOMMUNIKATION INTERKULTURELL: EINE SPRACHWISSENSCHAFTLICHE PERSPEKTIVE FÜR DIE WIRTSCHAFT UND DIE INTERNATIONALEN BEZIEHUNGEN

FEDERICA MISSAGLIA

Italienische Hochschulabsolventen mit sehr guten Kompetenzen in der deutschen Sprache und vertieften Fachkenntnissen im Bereich der Unternehmenskommunikation bzw. der Internationalen Beziehungen stellen eine Zielgruppe für wissenschaftliche Untersuchungen dar, die den Kompetenzstand im Detail erfassen und interkulturell relevante Aspekte der Kommunikation mit ihren sprachlichen und nicht sprachlichen Faktoren untersuchen. Im Beitrag wird ein Kompetenz-Profil beschrieben, das für das sprachliche Handeln im wissensbasierten, wettbewerbsfähigen und innovativen Europa eine entscheidende Rolle spielt.

Italian graduates with high competence in German language and extensive knowledge in the areas of Business Communication and/or International Relations are the target group of specific scientific investigations. These account for their competence level and analyse relevant intercultural aspects of communication with its verbal and non-verbal components. This paper describes a specific competence-profile for intercultural communication in knowledge-based, competitive and innovative Europe.

Keywords: intercultural communication, verbal and non-verbal aspects of communication, competence-profile for employability in Europe

Weltweite Kommunikation prägt heute mehr denn je Alltag, Kultur, Wirtschaft und Politik: Nicht zuletzt als Folge der Medienglobalisierung ist unsere Gegenwart durch die progressive gegenseitige Annäherung unterschiedlicher Gesellschaften mit den jeweiligen Sprachgemeinschaften und Kulturen gekennzeichnet. Die Massenkommunikation hat zunehmend globale Medienräume geschaffen, die eine Herausforderung für die herkömmlichen nationalen und sprachlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Grenzen darstellen. Vor allem die westlichen Länder, aber auch die aufstrebenden Industrieländer sind durch engmaschige Informationsnetze verbunden. Dabei haben die so genannten Neuen Medien, die zunehmende Medienvielfalt und die in der Kommunikationswissenschaft als ‚Medienkonvergenz‘¹ bezeichnete wirtschaftliche, technische und inhaltliche Annäherung

¹ Vgl. H. Jenkins, *Convergence Culture: Where Old and New Media Collide*, New York University Press, New York/London 2006 und K.B. Jensen, *Media Convergence: The Three Degrees of Network, Mass and Interperson-*

unterschiedlicher Einzelmedien zu einer wachsenden grenzüberschreitenden Sendung und Nutzung der Medien geführt. In *Technologies of Freedom* prognostizierte Pool bereits 1983 die Medienkonvergenz, die zu tiefgreifenden Veränderungen in der Medienindustrie – und damit gekoppelt in der Mediennutzung und -wirkung – führt:

A process called the “convergence of modes” is blurring the lines between media, even between point-to-point communications, such as the post, telephone and telegraph, and mass communications, such as the press, radio, and television. A single physical means – be it wires, cables or airwaves – may carry services that in the past were provided in separate ways. Conversely, a service that was provided in the past by any one medium – be it broadcasting, the press, or telephony – can now be provided in several different physical ways. So the one-to-one relationship that used to exist between a medium and its use is eroding. That is what is meant by the convergence of modes².

Die Globalisierung der Massenkommunikation hat einen wesentlichen Beitrag zur wirtschaftlichen Globalisierung geleistet, die ihre eigenen Dynamiken entfaltet, dabei aber mit der Realität der globalen Medienentwicklung sowie ihren kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Konsequenzen verflochten ist.

Durch den steigenden weltweiten Wettbewerbsdruck, die Internationalisierung der Wirtschaft und unter dem Druck der ausländischen Konkurrenz verbreitet sich die Arbeit in internationalen Projektteams, die eine internationale Projektkommunikation zwischen Vertretern unterschiedlicher Kulturen erfordern³. Europäische Unternehmen und Organisationen investieren viel in die Realisierung internationaler Projekte; damit verbinden sich Aspekte der Argumentierfähigkeit im Zusammenhang mit den Strategien zur Bewältigung von Konflikten als Prämissen für effiziente Konsensbildung, Kooperation und Integration. Auch wenn Kooperation nicht als nivellierendes Konfliktvermeidungsverhalten aufgefasst wird⁴, sondern als Mittel zum Austausch von Inhalten und Werten zwischen Vertretern unterschiedlicher Nationen und Kulturen, so kann davon ausgegangen werden, dass internationale Zusammenarbeit die transnationale Verflechtung verschiedenartiger Transformationsprozesse mit sich bringt, die im Kern konfliktiv sind.

In der internationalen Kommunikation impliziert der Wille zur Kooperation die interkulturelle Verständigungsbereitschaft, wobei es keine interkulturelle Kommunikationsfähigkeit ohne Konfliktfähigkeit geben kann. In der internationalen Kommunikation gilt es nicht nur Sprachbarrieren zu überwinden, sondern eine kulturelle Verständigung zu gewährleisten, aus der integrierte Strategien entstehen können.

al Communication, Routledge, London/New York 2010.

² I. de Sola Pool, *Technologies of Freedom. On Free Speech in an Electronic Age*, Harvard University Press, Cambridge, MA 1983, S. 23.

³ S. dazu L. Bielzer, *Führung internationaler Projektteams*, in *Projektführung und Projektmanagement. Wie Sie Strategien schlagkräftig umsetzen*, L. Becker – J. Ehrhardt – W. Gora ed., Symposium, Düsseldorf 2009.

⁴ Vgl. E. Slembek, *Mündliche Kommunikation – interkulturell*, Röhrig, St. Ingbert 1997 (Sprechen und Verstehen, 11).

Da sich die Wirtschaft global entwickelt und der Wettbewerb vor Ländergrenzen nicht halt macht, muss die berufliche Fort- und Weiterbildung international ausgerichtet sein. Und im Bachelor- bzw. im Master-Studium soll dazu der Grund gelegt werden.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Konzept der ‚interkulturellen Kommunikation‘ (IC – *Intercultural Communication*) beruht auf den Pionierarbeiten von Hall, Hofstede, Trompenaars und Hampden-Turner⁵, die zwar mehrfach auf Kritik gestoßen sind, aber in diversen Wissenschaftsbereichen weite Verbreitung gefunden haben. So greift die internationale Wirtschaftsforschung nach wie vor kulturelle Modelle und Taxonomien auf, die in diesen Werken vorgeschlagen wurden⁶. Die sich daraus entwickelte so genannte ‚interkulturelle Wirtschaftskommunikation‘ (IBC – *Intercultural Business Communication*)⁷ gewinnt insbesondere dank der Aktivitäten von Fachverbänden (etwa der ABC – *Association for Business Communication*)⁸ und ihrer Publikationsorgane (etwa das *Journal of Business Communication* und das *Journal of Business and Technical Communication*, die bereits im Juli 1992 und im Juli 1997 dem Thema IBC insgesamt drei *special issues* gewidmet haben) zunehmend an wissenschaftlicher Substanz und an Popularität⁹, wofür nicht zuletzt die große Anzahl an etablierten Fachzeitschriften mit einschlägigen Beiträgen ein deutliches Zeichen ist: *Journal of International Business Studies* (JIBS), *Management International Review* (MIR), *Journal of World Business* (JWB), *International Business Review* (IBR), *International Marketing Review* (IMR), *Journal of International Marketing* (JIM), *International Journal of Research in Marketing* (IJRM). Im Rahmen wissenschaftlicher Forschung erfolgte der Übergang von der IC zur IBC etwa um die Mitte

⁵ S. E.T. Hall, *The Silent Language*, Doubleday/Anchor, Garden City, N.Y. 1959; G.H. Hofstede, *Culture's Consequences. International Differences in Work-related Values*, Sage, Newbury Park/London/New Dheli 1980 (Cross-cultural Research and Methodology Series, Vol. 5); F. Trompenaars – C. Hampden-Turner, *Riding the Waves of Culture: Understanding Cultural Diversity in Global Business*, McGraw Hill, New York 1998². Für eine Einführung in das Thema in deutscher Sprache s. E. Broszinsky-Schwabe, *Interkulturelle Kommunikation. Missverständnisse – Verständigung*, VS, Wiesbaden 2011 und H.J. Heringer, *Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte*, Narr, Tübingen 2010³. Es ist aber auch eine Ernüchterung mit kritischer Distanz gegenüber einer zu ‚glatten‘ wissenschaftlichen Tradition festzustellen. Vgl. D. Busch, *Im Dispositiv interkultureller Kommunikation. Dilemmata und Perspektiven eines interdisziplinären Forschungsfelds*, Transcript Verlag, Bielefeld 2013.

⁶ N.R. Reis – M.P. Ferreira – J.C. Santos – F.R. Serra, *A Bibliometric Study of the Cultural Models in International Business Research*, „BASE-Revista de Administração e Contabilidade da Unisinos“, 10, 2013, 4, S. 340-354.

⁷ Vgl. L.H. Chaney – J.S. Martin, *Intercultural Business Communication*, Pearson Prentice Hall, Upper Saddle River, NJ 2011⁵ und R. Gibson, *Intercultural Business Communication*, OUP, Oxford/New York 2002.

⁸ S. <http://businesscommunication.org>, letzter Zugriff 26. Oktober 2014.

⁹ S. W.V. Schmidt – R. Conaway – S.S. Easton – W.J. Wardrope, *Communicating Globally: Intercultural Communication and International Business*, Sage, Thousand Oaks, CA 2007. Für Forschungsüberblicke s. M.R. Limaye – D.A. Victor, *Cross-cultural Business Communication Research: State of the Art and Hypotheses for the 1990s*, „Journal of Business Communication“, 28, 1991, 3, S. 277-299 und A.M. Larea Espinar, *Intercultural Business Communication: Theoretical Framework and Training Methods*, „Analecta Malacitana (AnMal electrónica)“, 28, 2010, S. 181-196 (<http://www.anmal.uma.es/numero28/IBC.pdf>, letzter Zugriff 26. Oktober 2014).

der 80er Jahre des letzten Jahrhunderts¹⁰, und die *Intercultural Business Communication* hat sich seitdem als eigenständige wissenschaftliche Disziplin und als autonomes akademisches Fach durchgesetzt¹¹.

Im gegenwärtigen Europa gehören die kommunikativen Fähigkeiten im beruflichen Alltag zu den wichtigsten sozialen Kompetenzen, zumal sie für den Umgang mit Kunden und Mitarbeitern für effiziente Kundenstrategie und effektive Zusammenarbeit unabdingbar sind. In diesem Zusammenhang ist als Teil der Lissabon-Strategie¹² 2006 das Referenzinstrument der „Schlüsselkompetenzen für Lebenslanges Lernen – Ein Europäischer Referenzrahmen“¹³ entstanden.

In dem vom Europäischen Rat und vom Parlament angenommenen Dokument werden die Schlüsselkompetenzen aufgelistet und beschrieben, die künftige europäische Bürger für „ihre persönliche Entfaltung, soziale Integration, aktive Bürgerschaft und Beschäftigungsfähigkeit in unserer wissensbasierten Gesellschaft benötigen“, einer „im ständigen Wandel befindlichen Arbeitswelt“, die sich durch die Globalisierung und die digitale Revolution auszeichnet: „Die Globalisierung stellt die Europäische Union vor immer neue Herausforderungen, so dass alle Bürger eine breite Palette an Schlüsselkompetenzen benötigen, um sich flexibel an ein Umfeld anpassen zu können, das durch raschen Wandel und starke Vernetzung gekennzeichnet ist“.

In der Einleitung äußert sich Ján Figel' dazu folgendermaßen:

Die Kenntnisse, Fertigkeiten und Kompetenzen der europäischen Arbeitnehmer sind ein wichtiger Faktor für Innovation, Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit in der EU. Zunehmende Internationalisierung, rascher Wandel und die kontinuierliche Einführung neuer Technologien erfordern, dass die Europäer nicht nur ihre berufsspezifischen Fertigkeiten auf dem neuesten Stand halten, sondern auch über allgemeine Kompetenzen verfügen, die ihnen die Anpassung an den Wandel ermöglichen [...] Der Zugang zu Informationen und Dienstleistungen ändert sich laufend. Wir brauchen neue Kompetenzen, um eine ganz neue digitale Welt zu bewältigen, nicht nur durch technische Fertigkeiten, sondern auch durch ein eingehenderes Ver-

¹⁰ I.I. Varner, *The Theoretical Foundation for Intercultural Business Communication: A Conceptual Model*, „Journal of Business Communication“, 37, 2000, 1, S. 39-57.

¹¹ Vgl. A.M. Larrea Espinar, *Intercultural Business Communication*.

¹² S. http://www.europarl.europa.eu/summits/lis1_de.htm, letzter Zugriff 26. Oktober 2014.

¹³ S. *Schlüsselkompetenzen für Lebenslanges Lernen – Ein Europäischer Referenzrahmen*, http://www.eu-bildungspolitik.de/uploads/dokumente_instrumente/2007_kom_brochure_referenzrahmen.pdf, letzter Zugriff 26.10.2014, Impressum: „Das Dokument Schlüsselkompetenzen für lebenslanges Lernen – ein Europäischer Referenzrahmen ist im Anhang zur Empfehlung des Europäischen Parlaments und des Rates vom 18. Dezember 2006 zu Schlüsselkompetenzen für lebensbegleitendes Lernen zu finden, die am 30. Dezember 2006 im Amtsblatt der Europäischen Union Nr. L 394 veröffentlicht wurde (http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/site/de/oj/2006/l_394/l_39420061230de00100018.pdf, letzter Zugriff 26. Oktober 2014). Die Empfehlung ist eines der Ergebnisse der Zusammenarbeit zwischen der Europäischen Kommission und den Mitgliedstaaten im Rahmen des Arbeitsprogramms „Allgemeine und berufliche Bildung 2010“. Dieses Arbeitsprogramm ist die Grundlage für die politische Kooperation im Bereich der allgemeinen und beruflichen Bildung; es umfasst gemeinsam festgelegte Ziele, Indikatoren und Benchmarks sowie Maßnahmen für Peer Learning und die Verbreitung vorbildlicher Verfahren“.

ständnis der Chancen, Herausforderungen und ethischen Fragen, die neue Technologien aufwerfen¹⁴.

Der Referenzrahmen umfasst acht Schlüsselkompetenzen, darunter an erster und zweiter Stelle – gewissermaßen als Voraussetzung für alle weiteren Kompetenzen – die mutter- und fremdsprachliche Kompetenz und die so genannte „Soziale Kompetenz und Bürgerkompetenz“¹⁵ (Nr. 6), wobei der Begriff ‚Kompetenz‘ in diesem Zusammenhang eine Kombination aus Wissen, Fähigkeiten und an den jeweiligen Kontext angepassten Einstellungen bezeichnet.

Die muttersprachliche Kompetenz wird im Dokument als Basis für die fremdsprachliche Kompetenz aufgefasst, zumal die Kommunikationsprozesse in der L2 von der Kommunikationsfähigkeit in der L1 abhängen¹⁶. Neben den Wortschatz- und den funktionalen Grammatikkenntnissen sowie der Kenntnis der wichtigsten Formen der verbalen Interaktion und der Sprachregister erfordert die fremdsprachliche Kompetenz Grundfertigkeiten wie Vermittlungsfähigkeit und interkulturelles Verständnis. Damit verbinden sich auch die Anerkennung kultureller Vielfalt sowie das Interesse an Sprachen und an interkultureller Kommunikation, die allgemein zu einer positiven Einstellung gegenüber dem Anderen führen.

Darüber hinaus wird im Dokument auf weitere Eigenschaften des europäischen Bürgers Bezug genommen, die mit den Begriffen ‚kritisches Denken‘, ‚Kreativität‘, ‚Initiative‘, ‚Problemlösung‘, ‚Risikobewertung‘, ‚Risikobereitschaft‘, ‚Motivation‘, ‚Selbstvertrauen‘, ‚Entscheidungsfindung‘ und ‚konstruktiver Umgang mit Gefühlen‘ erfasst werden.

¹⁴ *Ibid.*, S. 1.

¹⁵ „Soziale Kompetenz steht im Zusammenhang mit persönlichem und gesellschaftlichem Wohlergehen, welches ein Verständnis dafür verlangt, wie der Einzelne die eigene körperliche und seelische Gesundheit am besten sicherstellen kann – wobei dies als Nutzen für den Einzelnen selbst und für die ganze Familie sowie für das engere soziale Umfeld betrachtet werden sollte –, und erfordert auch Kenntnisse, wie ein gesunder Lebensstil dazu beitragen kann. Für eine erfolgreiche zwischenmenschliche Kommunikation und gesellschaftliche Teilhabe ist es wichtig, die in unterschiedlichen Gesellschaften und Umfeldern (z.B. bei der Arbeit) allgemein akzeptierten Verhaltensweisen und Umgangsformen zu verstehen. Genauso wichtig ist es, sich der grundlegenden Konzepte in Bezug auf Einzelpersonen, Gruppen, Arbeitsorganisationen, Gleichberechtigung und Nichtdiskriminierung, Gesellschaft und Kultur bewusst zu sein. Es ist äußerst wichtig, die multikulturellen und sozioökonomischen Dimensionen der europäischen Gesellschaften zu kennen und zu wissen, wie die nationale kulturelle Identität mit der europäischen Identität verknüpft ist. Herzstück dieser Kompetenz ist die Fähigkeit, konstruktiv in unterschiedlichen Umgebungen zu kommunizieren, Toleranz aufzubringen, unterschiedliche Standpunkte auszudrücken und zu verstehen, zu verhandeln und dabei Vertrauen aufzubauen sowie Empathie zu empfinden. Der Einzelne sollte die Fähigkeit haben, mit Stress und Frustration umzugehen, diese auf konstruktive Weise zu äußern und zwischen Privat- und Berufsleben zu unterscheiden. Diese Kompetenz beruht auf der Bereitschaft zur Zusammenarbeit, auf Selbstsicherheit und auf Integrität. Der Einzelne sollte ein Interesse an sozioökonomischen Entwicklungen und interkultureller Kommunikation haben, die Wertevielfalt und den Respekt für andere schätzen und bereit sein, Vorurteile zu überwinden und Kompromisse einzugehen“, *ibid.*, S. 9.

¹⁶ S. dazu bereits E. Slembek, *Zur Bedeutung der Intonation für das Leseverstehen*, in *Mündliche Kommunikation – interkulturell*, S. 223-237.

Nicht zuletzt wird auf die Lernkompetenz, im Sinne von effizientem Zeit- und Informationsmanagement, sowie auf die Computerkompetenz hingewiesen, die in der Anwendung der Technologien für die Informationsgesellschaft besteht, auf die sich das Innovationspotenzial der wissensbasierten europäischen Gesellschaft stützt.

Die Relevanz der Fremdsprachenkenntnisse und entsprechender interkultureller Kommunikationskompetenzen in der Wirtschaft geht aus der alltäglichen Praxis in den grenzüberschreitend operierenden Unternehmen deutlich hervor. Das betrifft nicht nur die so genannten *global players*, sondern alle auslands- und expansionsorientierten Unternehmen – auch die kleinen und mittleren Unternehmen (KMU), die für mehr als 50% der Beschäftigung innerhalb der EU sorgen – die für einen Großteil des Austauschs von Roh- und Fertigprodukten, von Gütern und Dienstleistungen inner- und außerhalb Europas verantwortlich sind. Die KMU sowie die mittelständischen Organisationen sind heute zunehmend auslandsbezogen und benötigen daher ausgebildete Fachexperten, die in der Lage sind, unter sich stets verändernden ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen auf internationaler Ebene zu operieren. Innerhalb global operierender Unternehmen und internationaler Organisationen wird den interkulturell ausgerichteten Kommunikationsfähigkeiten ein steigender Stellenwert beigemessen¹⁷.

Fremdsprachenkenntnisse und die entsprechenden interkulturell ausgerichteten Kommunikationskompetenzen gehören zu den Schlüsselfaktoren für internationalen (und wirtschaftlichen) Erfolg¹⁸: Aus einer im Auftrag der Europäischen Kommission 2006 (bezogen auf das Jahr 2005) erstellten Studie¹⁹ geht hervor, dass 11% der europäischen exportorientierten KMU (in der Umfrage handelte es sich um 195 KMU, die auf die gesamte EU bezogen ca. 945.000 Unternehmen repräsentieren) wegen mangelnder Fremdsprachenkenntnisse in drei Jahren potentielle Exportaufträge im Wert von durchschnittlich 325.000 Euro verloren haben. Umgerechnet auf die gesamte EU bedeutet das ein Gesamtverlust von 100 Milliarden Euro im Jahr.

Im gegenwärtigen EU-Binnenmarkt besteht ein enormes Potenzial für die Ausweitung der Produktivität und der Exporttätigkeit mittelständischer europäischer Unternehmen. Für diese Entwicklung sind spezifische fremdsprachliche und interkulturelle Kommunikationskompetenzen auf hohem Niveau erforderlich.

Die interkulturelle Ausbildung hat ihren Kern im Bewusstsein der kulturellen Vielfalt ausgehend von den kulturellen Spezifika der eigenen muttersprachlich geprägten Lebensform. Und selbst wenn Englisch im Unternehmen als *lingua franca* verwendet wird, bleibt die Relevanz der Kenntnis anderer Kulturen und der Fremdsprachen bestehen²⁰, zumal internationale Kommunikation besser gelingt, wenn wenigstens einer der Gesprächspart-

¹⁷ S. dazu etwa A.-K. Bannenberg, *Die Bedeutung interkultureller Kommunikation in der Wirtschaft: Theoretische und empirische Erforschung von Bedarf und Praxis der interkulturellen Personalentwicklung anhand einiger deutscher Großunternehmen der Automobil- und Zuliefererindustrie*, kassel university press, Kassel 2011.

¹⁸ *Schlüsselkompetenzen für Lebenslanges Lernen*.

¹⁹ Vgl. ELAN: *Auswirkungen mangelnder Fremdsprachenkenntnisse in den Unternehmen auf die europäische Wirtschaft* 2006, CILT National Centre for Languages, InterAct International ed. (<http://gmf.cc/wp/wp-content/uploads/2008/10/ELAN.pdf>, letzter Zugriff 26. Oktober 2014).

²⁰ *Schlüsselkompetenzen für Lebenslanges Lernen*.

ner seine Muttersprache verwendet. Aus diesem Grund zeigt sich bei international operierenden Organisationen die Tendenz, möglichst die Heimatsprache des Exportmarktes zu verwenden und einheimische Arbeitnehmer einzustellen, welche die lokale Sprache auf muttersprachlichem Niveau beherrschen. Die so genannten „anderen“ Sprachen werden auf allen Niveaus der multinationalen Unternehmen als wertvolle pragmatische und strategische Ressourcen hoch geschätzt, zumal sich dauerhafte Wirtschaftsbeziehungen u.a. auf den Aufbau und den ständigen Ausbau persönlicher Beziehungen stützen. Dafür ist eingehende Kenntnis der lokalen bzw. nationalen sprachlichen und kulturellen Eigenheiten unverzichtbar:

From a corporate perspective, the importance of other languages as valuable strategic resources is clearly recognized [...] English may be the necessary tool facilitating international communication, but to accomplish a range of specific business tasks successfully, other languages are indispensable [...] In particular, this concerns issues involved in establishing and maintaining relations with customers. For example, native competence in a country's national language as well as cultural expertise is considered necessary to be successful in the bidding for and winning of contracts in a region. This is one of the reasons why, as a rule, local subsidiaries are run by local managing directors [...] Similarly, at the headquarters in Germany, the positions of key account managers are generally filled with national representatives of the customers' home countries. In general, being able to communicate with a business partner in his or her national language is considered a definite advantage, particularly with respect to customer relations in countries in which English cannot be expected to be spoken by the customers' upper management levels²¹.

Es hat sich gezeigt, dass in multinationalen deutschen Unternehmen, neben dem Englischen, die deutsche Sprache nach wie vor eine unbestrittene Rolle spielt²². Die vorliegenden Daten zu den bilateralen Wirtschafts- und Handelsbeziehungen zwischen den deutschsprachigen Ländern Europas und Italien weisen für die Zukunft in Richtung einer stets zunehmenden Bedeutung internationaler Beziehungen zwischen deutschen und italienischen Sprechern hin²³. Erfolgreiche Kommunikation innerhalb international operierender Unternehmen, KMU sowie großer Konzerne, und transnationaler Organisationen – im Bereich der internationalen Beziehungen tätige staatliche und nichtstaatliche Akteure – erfordert solide Sprachkenntnisse und gut entwickelte kommunikative Fähigkeiten

²¹ S. Ehrenreich, *English as a Business Lingua Franca in a German Multinational Corporation*, „Journal of Business Communication“, 47, 2010, 4, S. 423.

²² Vgl. R. Fredriksson – W. Barner-Rasmussen – R. Piekkari, *The Multinational Corporation as a Multilingual Organisation: The Notion of a Common Corporate Language*, „Corporate Communications“, 11, 2007, S. 406-423.

²³ Vgl. AHK, *Deutsche Unternehmen in Italien. Geschäftslage – Erfolgsfaktoren – Beziehungen zum Mutterhaus* 2010/2011, http://www.ahk-italien.it/fileadmin/ahk_italien/Dokumente/Publikationen/Umfragen/Deutsche_Niederlassungen/Italien_FIPS-Umfrage_2010_screen.pdf, letzter Zugriff 26. Oktober 2014 und Ministero degli Affari Esteri, „Diplomazia Economica Italiana“, V, 2011, 8 (6.6.2011).

,in Wort und Schrift' in der deutschen Sprache, zumal deutsche Unternehmen weiterhin Deutsch für die interne Kommunikation verwenden:

In one respect, German does enjoy a certain corporate privilege. Because all board members are German, the language of board meetings is German. Occasionally, a deliberate choice of German is also made in their top-level meetings, which would otherwise, because of their international makeup, be held in English. This is done, for example, if an extremely delicate strategic issue needs to be sorted out. The rationale behind this unusual language choice – which may come at the price of excluding international executives who do not speak German – is, of course, to ensure maximum communicative effectiveness and avoid any BELF-induced²⁴ loss of information. Thus, in these rare cases, not knowing the headquarters' language actually constitutes a concrete language barrier. As a general rule, however, English is the language used internationally and German skills are not a requirement for international managers and employees in the subsidiaries²⁵.

Englisch ist Weltsprache und Sprachkompetenzen im Deutschen sind nicht erforderlich – so weit das Zitat. Diese Aussage bezieht sich auf alltägliche, gewissermaßen ‚niedrige‘ Kommunikationssituationen, nicht aber auf Top-Level-Gespräche, wo das Risiko des ‚BELF-induced loss of information‘ zu schwer wiegenden Konsequenzen führen kann. Hohe sprachliche Kompetenzen im Deutschen eröffnen demnach ambitionierten Absolventen einen nicht unbeträchtlichen Karriere-Spielraum.

Aus der ELAN-Studie geht hervor, dass erfolgreiche europäische KMU Maßnahmen für die internationale Kommunikation ergreifen: Einstellung von *native speakers*, von fremdsprachenkundigen Mitarbeitern und von Dolmetschern bzw. Übersetzern²⁶. Darüber hinaus gewinnt das strategische Konzept der mehrsprachigen – internationalen – Kommunikation im beruflichen Alltag zunehmend an Bedeutung. Es steigert sich die Nachfrage nach interkulturellen Kompetenzen, die Fachexperten im Bereich der Unternehmenskommunikation und der internationalen Beziehungen zu Sprach- und Kulturvermittlern auszeichnen, die mit Schnittstellenaufgaben betraut sind und gewissermaßen Kommunikationsbrücken zwischen deutschen und italienischen Sprechern und den entsprechenden Kulturen schlagen²⁷.

In der interkulturellen Kommunikation geht es nicht so sehr um die Vereinbarung einer gemeinsamen – neutralen – Sprache, als vielmehr um die Entwicklung interkulturell geprägter Kommunikationsfähigkeiten in jeder geschäftsfähigen Mittlersprache, die zur Vermittlung von Inhalten zwischen Vertretern unterschiedlicher Sprachgemeinschaften

²⁴ BELF: English as a Business Lingua Franca.

²⁵ S. Ehrenreich, *English as a Business Lingua Franca*, S. 425.

²⁶ ELAN: *Auswirkungen mangelnder Fremdsprachenkenntnisse in den Unternehmen*.

²⁷ Für einen Kulturvergleich zwischen Deutschland, Österreich, der Schweiz und Italien im Hinblick auf Hofstede's Dimensionen: PDI – *Power Distance*, IDV – *Individualism vs. Collectivism*, MAS – *Masculinity vs. Femininity*, UAI – *Uncertainty Avoidance*, LTO – *Long-term vs. Short-term Orientation*, IVR – *Indulgence vs. Restraint*, s. www.geert-hofstede.com, letzter Zugriff 26. Oktober 2014.

und der entsprechenden Kulturen gewählt wird. Somit gehören sichere Fremdsprachenkenntnisse und interkulturelle Kommunikationskompetenzen zu den Voraussetzungen für Schlüsselpositionen in der Wirtschaft und in den internationalen Beziehungen, welche die Verständigung und das gegenseitige Verständnis, die Integration und erfolgreiche bzw. gewinnbringende Synergien zwischen Vertretern unterschiedlicher Sprachgemeinschaften und Kulturen möglich machen.

Die Vermittlung interkultureller Kommunikationskompetenzen im Bereich der Wirtschaft in den akademischen und nicht akademischen Fort- und Weiterbildungsstätten steckte bis zu den 90er Jahren noch in den Kinderschuhen²⁸. Von den Möglichkeiten einer berufsbildenden Qualifikation profitieren heute in Italien vor allem die kleinen und mittleren Unternehmen, die über keine eigenständigen Weiterbildungsabteilungen verfügen und sich auf die nationalen – öffentlichen und privaten – Ausbildungs- sowie Fort- und Weiterbildungssysteme verlassen müssen, während multinationale Unternehmen ihren international tätigen Mitarbeitern zunehmend Fortbildungsmöglichkeiten in internen Ausbildungsstrukturen („in-house-Master“ und so genannte *academies*, etwa TEQ bei Bosch) anbieten²⁹.

Die gegenwärtigen Anforderungen der Wirtschaft werden zur Zeit immer noch nicht in ausreichendem Maße erfüllt: In multinationalen Unternehmen tätige HR *Manager* betonen den Mangel an qualifizierten und motivierten international orientierten Arbeitnehmern, die eine relevante Rolle für die zukünftige wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit und für dauerhaftes wirtschaftliches Wachstum spielen werden (vgl. dazu die Prämissen der Lissabon-Strategie aus dem Jahr 2000 für Wachstum und Beschäftigung in der EU). Die gegenwärtige Arbeitswelt ist zunehmend durch Wirtschafts-, Institutionen- und Medienglobalisierung gekennzeichnet. Vor diesem Hintergrund stellen interkulturell ausgerichtete Kommunikationsfähigkeiten den Erfolgsfaktor in der Europäischen Union dar, die sich das Ziel setzt, die wettbewerbsfähigste Gesellschaft der Welt zu werden. Interkulturell ausgerichtete Kommunikationsfähigkeiten bieten den jungen akademisch ausgebildeten europäischen Bürgern die Möglichkeit, die herkömmlichen nationalen und kulturellen Grenzen zu überschreiten und damit in entscheidendem Maße zur europäischen Mobilität von Arbeitern, Ideen, Anschauungen, Werten und Visionen beizutragen.

Der europäische Arbeitsmarkt ist auf der ständigen Suche nach international orientierten Arbeitnehmern, d.h. mobilen (jungen) Menschen, die neben den erforderlichen spezifischen Fachkenntnissen über praxis- und berufsbezogene Kompetenzen verfügen. Die universitäre Ausbildung ist nach wie vor durch eine schwache Verbindung gekennzeichnet zwischen einerseits dem Erwerb (und der Evaluierung) theoretischer Kenntnis-

²⁸ S.L. Beamer, *Learning Intercultural Communication Competence*, „Journal of Business Communication“, 29, 1992, 3, S. 285-303.

²⁹ Zu den Vorteilen spezifischer international ausgerichteter Aus- und Weiterbildung für Führungskräfte – *Manager und Expatriates* – im Sinne des Konzepts des *lifelong learning* s. u.a. J. Comfort – P. Franklin, *The Mindful International Manager: Competences for Working Effectively Across Cultures*, Kogan Page, London/Philadelphia/New Delhi 2011 und M. Fuchs – G. Apfelthaler, *Management internationaler Geschäftstätigkeit*, Springer, Wien/New York 2009.

se und andererseits dem Erwerb (und der Bewertung: *assessment*) spezifischer professioneller Kompetenzen. Seit der Implementierung des Bologna-Prozesses im akademischen Jahr 2001/02 haben italienische Universitäten verstärkt in das Konzept des lebenslangen Lernens investiert, etwa durch das Angebot von Kursen mit einer professionalisierenden Ausrichtung, doch herrscht immer noch eine Lücke zwischen dem akademischen Angebot und der Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt.

Die Daten zur Arbeitslosigkeit von den Hochschulabsolventen in Europa erscheinen überraschend, wenn man sie aus der Perspektive der jüngsten Richtlinien auf EU-Ebene betrachtet: So werden die EU-Mitgliedstaaten in den so genannten *five benchmarks for 2020*³⁰ dazu aufgefordert, den Anteil an jungen berufstätigen europäischen Bürgern mit tertiärem oder vergleichbarem Studienabschluss bis zum Jahr 2020 auf 40% zu steigern. Diese Forderung entspricht der allgemein feststellbaren Tendenz zur Ausschöpfung des Potenzials an Akademikern, die nicht zuletzt auf ein allgemeines *upskilling* der Arbeitnehmer in den hochindustrialisierten Ländern zurückzuführen ist: „Changing structures, associated with downsizing and delayering, increasingly emphasize empowerment, which in turn is seen to benefit from, or even require, a more educated work force“³¹.

Arbeitnehmer in Unternehmenskontexten bemängeln nach wie vor die unzureichende *employability* der Absolventen. Selbst hoch ausgebildete Akademiker, Fachexperten in unterschiedlichen Bereichen, sind heute für den Arbeitsmarkt oft nicht attraktiv bzw. nicht beschäftigungsfähig: Sie sind nicht in der Lage, einen ihrer Ausbildung und ihren Qualifikationen entsprechenden Arbeitsplatz zu finden, wenn sie über gute fachliche Qualifikationen verfügen, aber nicht genügend Kompetenzen im Bereich der so genannten *employability skills* aufweisen: *transferable* bzw. *soft skills* wie die sozialen und die so genannten Selbstkompetenzen (*self-skills*) sowie Kommunikationskompetenzen, Teamfähigkeit, Stressbewältigung, Risikobereitschaft, Anpassungsfähigkeit, Flexibilität, (kreative) Problemlösekompetenz, Kompetenzen im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologien, Veränderungsmanagement, u.v.a.m.

Hinzu kommen spezifische Kompetenzen für angehende Führungskräfte: Neben solidem *Management Know-how*, strategischer Planung, interkulturellem *Marketing* und Personalführung, ist von fundiertem Wissen im Zusammenhang mit den unterschiedlichen nationalen Businesskulturen³² und mit den kulturellen Unterschieden in den Verhandlungsstilen nicht abzusehen. Damit verbindet sich in diskursanalytischer Perspektive ein Kernprozess der mündlichen Kommunikation, nämlich die Fähigkeit, wechselseitige Kommunikation erfolgreich zu gestalten, etwa im Zusammenhang mit dem *turn-taking* zur Vermeidung von sozial sanktionierbaren Handlungen wie etwa dem Ins-Wort-Fallen:

³⁰ Council Conclusions of 12 May 2009 on a Strategic Framework for European Cooperation in Education and Training (ET 2020) 2009 (<http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=OJ:C:2009:119:0002:0010:en:PDF>, letzter Zugriff 26. Oktober 2014).

³¹ L. Harvey, *New Realities: The Relationship between Higher Education and Employment*, „Tertiary Education and Management“, 6, 2000, S. 6.

³² Zum interkulturellen Studienangebot an deutschen Universitäten in Verbindung mit der Beschäftigungsfähigkeit der Absolventen s. das Band *Interkulturelle Kompetenz und Employability* von „interculture journal. Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien“, 6, 2007, 3.

So bestehen erhebliche interkulturelle Unterschiede in der Art und Weise, die Sprecherrolle zu übernehmen, in der Pausierung und in den Latenzzeiten zwischen den Beiträgen, in der akzeptierten Länge der Beiträge, in der kulturell akzeptierten Lautheit, dem Stimmausdruck, dem Tempo, dem Intonationsmuster usw.³³. In ihrem interkulturell ausgerichteten Werk zur mündlichen Kommunikation hebt Slembek die Funktion der so genannten Einstiegsignale hervor, etwa ‚also‘, „die dazu dienen, die Aufmerksamkeit auf sich zu richten, und den Hörenden Zeit lassen, sich zu konzentrieren“³⁴; ‚aber‘ „formuliert einen Einwand, einen Gegenstandspunkt; im kommunikativen Prozess kann es eine Position verhärtende, abschließende Wirkung haben. Das gilt auch wenn *aber* unreflektiert als Einstiegsignal gebracht wird. Die kommunikative Wirkung ist meist eine andere“³⁵.

Bei der wechselseitigen – zwei- bzw. mehrwegigen – symmetrischen bzw. komplementären Kommunikation geht es darum, die Stimme und die Sprechweise zielorientiert einzusetzen um beim entsprechenden Publikum – Kunden, Geschäfts-/Projektpartnern oder Mitarbeitern – die erwünschte Wirkung zu erzielen. Die Zielsetzung kann je nach Situation und Kontext (*Small Talk* am Arbeitsplatz, formelle Situation, Akquise usw.) sowie nach der Beziehung zwischen den Teilnehmern am Kommunikationsakt (symmetrisch: unter Kollegen; komplementär: Vorgesetzter -Untergeordnete usw.) etwa darin bestehen, in Verhandlungen stimmlich überzeugend zu wirken, die Mitarbeiter zu motivieren, bei Partnern Vertrauen zu schaffen, Kunden zu überzeugen, Konfliktsituationen zu entschärfen u.v.a.m.

Um die Interessen der Organisation gegenüber internationalen Kunden, Geschäfts-/Projektpartnern und Mitarbeitern zu vertreten, sind interkulturelle Verhandlungskapazitäten (*negotiation skills*) notwendig. Dazu gehört die Fähigkeit, eine angenehme Gesprächssituation zu schaffen, überzeugende Argumente vorzubringen, sachlich und einfallsreich auf Einwände zu reagieren und Kompromisse zu finden. Positive Ausstrahlung, sicheres und souveränes Auftreten, angemessene Haltung und Körpersprache im Gespräch und Kundenorientierung sind dabei erforderlich.

Bislang ist im Rahmen der Studien zur Unternehmenskommunikation³⁶ die persönliche Kommunikation wenig untersucht worden, da der Fokus auf den medialen Kommunikationswegen liegt. Im Unterschied zur üblichen Einweg-Medienkommunikation wird unmittelbare Kommunikation vom Wechselprozess aller im Kommunikationsakt involvierten Teilnehmer bestimmt: „Wird Wechselseitigkeit aller Beteiligten verhindert, entsteht auch in unmittelbaren Kommunikationssituationen Einwegkommunikation“³⁷. Wechselseitige persönliche Kommunikation hat allerdings einen hohen Stellenwert in der Unternehmenskommunikation, etwa der Mitarbeiter- und der Kundenkommunikation. So weist Mast³⁸ darauf hin, dass sich im Sinne der *media richness theory* die direkte Kom-

³³ S. dazu E. Slembek, *Mündliche Kommunikation – interkulturell*, S. 11.

³⁴ *Ibid.*, S. 31.

³⁵ *Ibid.*, S. 69.

³⁶ Etwa C. Mast, *Unternehmenskommunikation. Ein Leitfaden*, Lucius&Lucius, Stuttgart 2010⁴.

³⁷ E. Slembek, *Mündliche Kommunikation – interkulturell*, S. 25.

³⁸ C. Mast, *Unternehmenskommunikation*.

munikation besonders zur Einflussnahme, zum Verkauf, zur Beratung und Betreuung der Kunden eignet. Alle Wege der medialen Kommunikation können durch die persönliche Kommunikation verstärkt werden.

Über die herkömmlichen Taxonomien³⁹ hinaus bieten die Neuen Medien noch unerforschte Möglichkeiten für die mündliche Kommunikation im privaten wie im öffentlichen und im beruflichen Kontext, so dass zu den in Aussicht gestellten Kompetenzen im Zusammenhang mit der unmittelbaren persönlichen Kommunikation auch ‚neue‘ interkulturelle Kommunikationskompetenzen im Bereich der Medien hinzukommen. Das Zusammenwachsen bzw. die Konvergenz von Telefon und Videokamera hat etwa zur Verbindung eines traditionellen Mediums für die synchrone und auditiv gestützte mündliche Kommunikation mit einem Medium für die asynchrone und audiovisuell gestützte mündliche Kommunikation geführt. Wechselseitige mediale audiovisuell gestützte Kommunikation in synchronen Gesprächssituationen ist im Unternehmensalltag nicht nur überhaupt erst möglich geworden, sondern sie scheint die tägliche Praxis immer mehr zu bestimmen. Neben den traditionellen Mitteln der medialen Unternehmenskommunikation – etwa Unternehmensfilme und *Business TV* – setzen sich in letzter Zeit, vor allem als Folge der Wirtschaftskrise, die zu einer allgemeinen Reduzierung der Ausgaben geführt hat, zunehmend mediale Formen der *face-to-face*-Unternehmenskommunikation durch: Tagungen, Konferenzen, Besprechungen, *workshops*, Präsentationen erfolgen nunmehr immer häufiger über IP-Telefonie. Die immer weiter verbreiteten *Internet*-gestützten Kommunikationsmittel, die bei geringem Kostenaufwand unter dem Stichwort der ‚Medienkonvergenz‘ multiple Kommunikationspraktiken ermöglichen, tragen wesentlich zur Expansion internationaler Kommunikationsnetzwerke bei. Die technischen Möglichkeiten der globalen Vernetzung lassen die interkulturellen Differenzen stärker hervortreten und verlangen neue kommunikative Verhaltensweisen: Interkulturelle Kompetenz gilt dabei als grundlegende Qualifikation.

Die gegenwärtige mediengestützte internationale Kommunikation kann in Anlehnung an die Literatur zum Vergleich unterschiedlicher Businesskulturen als „*relationship-based*“ bezeichnet werden, zumal sie Kommunikationspraktiken unterstützt, die sich auf persönliche Beziehungen stützen und die konstante persönliche Interaktion ermöglichen, welche die Basis so genannter *relationship-based cultures* darstellt. Die medienvermittelte internationale Kommunikation erfordert, neben der spezifischen Kenntnis der verbalen und kulturellen Eigenheiten der Sprachgemeinschaft(en) der jeweils beteiligten Kommunikationspartner, die Fähigkeit, nicht-verbale Aspekte zu erkennen und sie mit der jeweils intendierten Botschaft in Verbindung zu setzen. In dieser Hinsicht haben mediengestützte Netzwerke internationaler Wirtschaftskommunikation im Hinblick auf den Auf- und Ausbau persönlicher Beziehungen zwischen Mitgliedern unterschiedlicher Sprachgemeinschaften und (Business)Kulturen eine doppelte – kulturell homogenisierende und zugleich de-globalisierende – Funktion, zumal sie zur Vereinheitlichung gewisser Kommunikationsprozesse in multinationalen Unternehmen und internationalen Organisationen

³⁹ S. etwa E. Salzer, *Quintessenz der Unternehmenskommunikation. Wie Sie Ihre Ziele im Dialog mit Ihren Stakeholdern besser erreichen können*, Springer, Berlin/Heidelberg 2011, S. 111.

führen, gleichzeitig aber auch wesentlich zur Expansion direkter Kommunikationsformen beitragen und damit die sprachliche und kulturelle Vielfalt sowie die interkulturelle Kommunikation unterstützen. Sie prägen die kommunikativen Gewohnheiten, Sitten und Bräuche – und damit die Kultur – der Teilnehmer an den medialen Kommunikationsakten, werden aber gleichzeitig weitgehend von deren Kultur geprägt.

UNE LECTURE TEXTUELLE DE LA VIOLENCE CACHÉE DANS LE DISCOURS IDÉOLOGIQUE ÉCRIT : *L'ÉCRITURE ET LA DIFFÉRENCE* COMME EXEMPLE

RIHAM JARADAT

Comme il existe une relation étroite entre idéologie et discours écrits, cette étude a choisi de tracer cette relation entre le discours de Jacques Derrida – représenté par son livre *L'écriture et la différence* – et l'intertexte impliquant certaines formes d'idéologie. Grâce à l'observation de nombre d'extraits textuels, il sera question de relever quelques traces de violence qui démontreront que Derrida idéologise son texte tout en supprimant certains points de vue d'autrui pour mettre ainsi sur le devant de la scène ses propres points de vue de manière à ce qu'ils soient conformes à ses objectifs et à son approche déconstructionniste. Ayant à l'esprit le rapport triangulaire scripteur/identité/idéologie, cette étude aura mis en pratique l'habitude déconstructionniste de lire/analyser un texte et puis de le reconstruire/réécrire.

Since there is a close affinity between ideology and written discourse, this study chose to trace the relationship between the discourse of Jacques Derrida – as manifested in his *Writing and Difference* – and *intertextuality* that involves some forms of ideology. By taking stock of a number of excerpts, it will discern traces of violence which demonstrate that Derrida ideologizes his text while deleting some other viewpoints and setting his own points of view so that they are consistent with his objectives and deconstructive approach. Bearing in mind the triangular relationship between writer, identity and ideology, this study will demonstrate the deconstructive approach of reading/ analyzing a text before rebuilding/ re-writing it.

Keywords: ideology, violence, deconstruction, Derrida, intertextuality, written discourse

1. Introduction

Comme tout le monde le sait, la théorie de la littérature a fortement imprégné les écrits intellectuels du XX^e siècle. Cette imprégnation, comme le témoignent plusieurs écoles de critique littéraire, est due à l'impact massif qu'avait exercé l'idéologie sur plusieurs intellectuels, écrivains, théoriciens et même simples individus au XX^e siècle. Vu que la théorie de la littérature tend à résister aux valeurs traditionnelles – comme c'est le cas avec le structuralisme, la psychanalyse, la déconstruction, etc. – on n'a pas arrêté de soulever la question de pouvoir transformer les théories traditionalistes de critique littéraire telles celles d'Aristote, de Pope ou même de T.S. Eliot. La vogue d'attaquer les concepts précédents ainsi que les ouvrages précédents a donc prédominé l'époque de l'après-guerre et s'est vite

reflétée dans l'industrie des livres avec des titres comme 'postmoderniste' ou 'anti-Freudien' devenus quasiment indispensables pour qualifier tant de travaux publiés.

Quant à la 'déconstruction', considérée comme l'un des mouvements de critique littéraire les plus problématiques, d'aucuns la perçoivent comme une antithèse au structuralisme évoluée au même titre que la nouvelle critique et la critique marxiste. Ceci démontre que la 'déconstruction' se situe au 'centre' de tout ce qui touche au processus d'évolution et de ré-évolution initié par la théorie de la littérature. Vu les attributs idéologiques de cette dernière, elle joue un rôle essentiel dans la promotion d'une mutation 'draconienne' du domaine intellectuel puisqu'elle fournit une critique pertinente de l'idéologie en tant que facteur puissant dans les changements social et intellectuel.

Nous allons, dans cette étude, examiner le rapport entre idéologie et écriture. Pour ce faire, il faudra tout d'abord considérer l'idéologie en tant que concept associé à l'écriture et à la déconstruction et, ensuite, rendre compte de son rapport aux discours écrits dont *L'écriture et la différence* de Jacques Derrida fait partie intégrante. Cette étude aura donc pour objectif de tracer cette relation étroite entre le discours de Derrida – représenté par son livre *L'écriture et la différence* – et l'intertexte impliquant certaines formes d'idéologie. Grâce à l'observation de plusieurs extraits textuels, il sera question de relever quelques traces de violence considérée comme une forme écrite de l'idéologie. Ayant à l'esprit le rapport triangulaire scripteur/identité/idéologie, cette étude aura mis en pratique l'habitude déconstructionniste de lire/analyser un texte et puis de le reconstruire/réécrire.

2. *La terminologie sous-tendant cette étude*

Il s'avère essentiel, avant d'entamer notre analyse, de préciser les acceptions de certaines notions de base telles qu'elles seront utilisées dans les pages qui suivent.

2.1 'Discours' et 'texte'

Comme tout le monde le sait, les Sciences humaines en général et les Sciences du Langage en particulier confèrent à la notion de 'discours' plusieurs définitions possibles. À la montée des courants pragmatiques, cette notion ne s'arrête pas d'entrer dans une série d'oppositions telles que 'discours vs langue', 'discours vs phrase', 'discours vs énoncé' ou encore 'discours vs texte'. Elle peut donc se définir tantôt comme l'usage de la langue dans un contexte particulier pour devenir ainsi l'équivalent de la notion de 'parole' chez Saussure ; tantôt comme une unité linguistique constituée d'une succession de phrases et qui forme aujourd'hui l'objet d'étude de la linguistique textuelle. Le 'discours' se définit, dans un troisième temps, comme une « unité linguistique ('énoncé') et comme trace d'un acte de communication socio-historiquement déterminé »¹ ; le 'discours' est alors considéré en fonction de ses conditions de production. Quant à l'opposition 'discours/texte' qui renvoyait traditionnellement à la distinction entre ordre oral et ordre écrit, elle renvoie de nos jours à la prise en considération des conditions de production pour le premier et l'élimination de

¹ P. Charaudeau – D. Maingueneau, *Dictionnaire d'analyse du discours*, Seuil, Paris 2002, p. 186.

ces dernières pour le second. Cette opposition a conduit en fait à introduire la distinction entre deux disciplines essentielles :

‘la linguistique textuelle’ qui puise ses fondements, entre autres, aux travaux des formalistes russes et aux réflexions de M. Bakhtine sur les genres et qui s’intéresse essentiellement aux typologies de textes ainsi qu’aux marques de la textualité. Elle privilégie donc l’organisation du cotexte et la cohésion comme cohérence linguistique². Le texte fait donc l’objet d’une analyse strictement linguistique. Pourtant, et malgré les différentes tentatives d’établir des typologies de textes³, il s’est avéré impossible d’enfermer les textes dans des typologies et les théoriciens du domaine se sont trouvés obligés de faire appel « aux genres du discours, c’est-à-dire à des pratiques sociodiscursivement réglées »⁴. Les valeurs textuelles seront désormais jugées en fonction de la dimension discursive englobante du texte ; autrement dit suivant le contexte socio-pragmatique dans lequel ce texte se trouve inséré ;

‘l’analyse du discours’ qui s’occupe tout particulièrement des propriétés structurales des discours et des phénomènes d’intertextualité. Le discours est ainsi considéré comme l’objet d’étude de l’analyse du discours qui envisage les textes en relation avec leurs conditions sociales, historiques ou bien idéologiques de production d’une part, et qui examine les rapports qu’entretiennent ces textes avec d’autres textes, c’est-à-dire la multiplicité des points de vue et des instances énonciatives y présents d’autre part.

Ces deux acceptions du texte et du discours que nous adoptons dans cette étude rejoignent la définition établie de la notion du discours chez L. Althusser ou M. Foucault dans leur approche philosophique. Ayant théorisé le concept de ‘formations discursives’ pour désigner l’ensemble de « relations et d’invariants repérables dans les discours en circulation »⁵, M. Foucault s’interroge sur « les rapports entre pratiques discursives et pratiques sociales et, plus généralement, sur les “effets de vérité” produits par les discours »⁶. Il suppose que

dans toute société la production du discours est à la fois contrôlée, sélectionnée, organisée et redistribuée par un certain nombre de procédures qui ont pour rôle d’en conjurer les pouvoirs et les dangers, d’en maîtriser l’événement aléatoire, d’en esquiver la lourde, la redoutable matérialité⁷.

² *Ibid.*, p. 571.

³ Citons notamment les travaux de E. Werlich, *Typologie der Texte: Entwürfe eines textlinguistischen Modells zur Grundlegung einer Textgrammatik*, Quelle & Meyer, Heidelberg 1975, et de J.-M. Adam, *Les textes : types et prototypes : récit, description, argumentation, explication et dialogue*, Nathan, Paris 1992.

⁴ P. Charaudeau – D. Maingueneau, *Dictionnaire d’analyse du discours*, p. 571.

⁵ J.-M. Colletta – V. de Nuchèze, *Guide terminologique pour l’analyse des discours. Lexique des approches pragmatiques du langage*, Peter Lang, Berne 2002, p. 28.

⁶ G.-E. Sarfati, *Éléments d’analyse du discours*, Nathan, Paris 1997, p. 99.

⁷ Cité *Ibid.*, p. 100.

Dans *L'archéologie du savoir*, le discours se définit comme « un ensemble d'énoncés en tant qu'ils relèvent de la même formation discursive »⁸; l'objectif est alors de décrire 'l'archive d'une société', c'est-à-dire de décrire l'ensemble des choses déjà dites⁹.

2.2 'Lecteur' et 'scripteur'

Vu la définition présentée plus haut du 'texte', tenir compte de la situation d'énonciation dans laquelle le texte se trouve produit est une condition essentielle à son interprétation. Le lecteur (auquel s'adresse le texte) devrait entamer, dans ce processus d'interprétation, un « travail coopératif »¹⁰ qui tient compte des circonstances d'énonciation ainsi que des rapports avec le cotexte. Sans cette coopération interprétative de la part du lecteur (censé d'ailleurs être capable de coopérer à l'actualisation du texte), le texte restera toujours incomplet et imprégné d'implicite et de sous-entendus. À ce titre, le lecteur est perçu comme un interagissant qui « constitue [...] une place énonciative qui est construite linguistiquement dans chaque forme discursive, et qui n'est pas la simple traduction linguistique directe de l'identité des destinataires effectifs »¹¹.

Si, de ce fait, le lecteur est le 'sujet interprétant' d'un texte écrit, le scripteur, lui, est le 'sujet communicant' qui produit un acte de langage dans une situation de communication écrite. Il a généralement pleine maîtrise sur le 'sujet interprétant' puisqu'il cherche à produire sur lui des effets qui correspondent à ses desseins discursifs (idéologiques par exemple). Il est souvent émetteur et énonciateur de l'acte d'énonciation notamment lorsqu'il s'affiche comme responsable de cet acte. Il peut, tout de même, se présenter comme l'être empirique qui produit véritablement l'énoncé tout en restant extérieur à celui-ci dans le sens où il s'efface en conférant la responsabilité des énoncés produits à d'autres instances énonciatives. Mais quoi qu'il en soit, c'est le scripteur – en tant que producteur effectif de l'énoncé – qui décide de se distinguer ou non de l'énonciateur, d'impliquer ou non le lecteur dans son acte d'énonciation et, enfin, d'explicitier ou non la pluralité des voix qui traversent son énoncé. Bref, c'est lui qui dirige tout l'acte d'énonciation de manière à exercer l'influence qu'il souhaite sur son destinataire.

2.3 'Parole' et 'écriture'

On sait que, depuis Platon, la tradition philosophique occidentale s'élabore à partir d'un certain nombre de dichotomies hiérarchisantes telles que : présence/absence ; masculin/féminin ; âme/corps ; bien/mal ; dedans/dehors ; réalité/apparence ; parole/écriture ; etc. On sait également que cette même tradition a donné à la parole une place privilégiée par rapport à l'écriture. Celle-ci n'est qu'une représentation dérivée de la parole qui, elle, se présente comme une « proximité de la pensée à elle-même ». Pour Derrida, qui rejette ce

⁸ *Ibid.*, p. 153.

⁹ *Ibidem.*

¹⁰ Terme emprunté à U. Eco, *Lector in fabula. Le rôle du lecteur ou la coopération interprétative dans les textes narratifs*, Grasset, Paris 1985.

¹¹ P. Charaudeau – D. Maingueneau, *Dictionnaire d'analyse du discours*, p. 338.

raisonnement hiérarchisant et donne les noms de « phonocentrisme » ou de « logocentrisme » à ce privilège de la voix et de la parole, il y a toujours un écart, un espacement du sujet à lui-même. Derrida nomme 'écriture' la non-présence du sujet qui ne pourra se constituer, dans l'écriture, que par le mouvement violent de son propre effacement. Il réhabilite ainsi l'écriture, non en tant que simple reproduction graphique de la parole, mais plutôt en tant que 'trace' qui diffère le sens. Dans sa « grammatologie », Derrida considère l'écriture comme originaire, au même titre que la voix : ni l'une ni l'autre n'arrivent avant. La trace est ainsi « l'origine absolue du sens en général. [...] La trace est la différance qui ouvre l'apparaître et la signification »¹². Le sens est donc toujours différé dans ce mouvement de « différance » qui se présente comme temporalisation, comme espacement, comme 'production des différences'.

L'écriture, telle qu'elle est perçue dans cette étude, se présente comme une série continue de textes réunis ensemble. Les textes sont donc écritures caractérisées par leur 'textualité' qui est à la fois clôture et non-clôture des textes. Seule la lecture de ces textes les rend possibles.

3. La définition de l'idéologie

Trouver une définition adéquate à la notion d'idéologie n'est pas une tâche simple puisqu'une seule définition ne saurait être suffisante pour rendre compte de ses aspects si variés et même parfois peu cohérents (e.g. l'harmonie et l'intégration sociale face aux différences et aux aspirations individuelles). Le terme même d'"idéologie" a été utilisé pour la première fois en 1796 par Destutt de Tracy comme un terme technique recouvrant l'expression de « science d'idées » et d'autres points de vue qu'il avait conclus de la philosophie de John Locke. Petit à petit, le terme va se voir vêtir d'une pleine connotation émotive à tel point qu'il ne sera plus jamais utilisé dans un sens neutre ou objectif. Ce terme constituera un véritable 'problème' aux yeux de beaucoup d'intellectuels, d'écrivains et de philosophes ayant essayé d'aborder la notion d'idéologie sans, pourtant, avoir le courage d'en citer une définition directe¹³.

Cependant, si des propos pareils peuvent suggérer qu'il n'y a pas de consensus sur ce que c'est l'idéologie, il est certain qu'on pourrait, par contre, définir ce qui ne relève pas de l'idéologie. Par exemple, l'idéologie peut être considérée comme quelque chose qui diffère généralement de la religion. Ces deux notions ont deux desseins opposés : l'une est liée au domaine de l'invisible et du surnaturel alors que l'autre touche plutôt à tout ce qui est terrestre et rationnel. Ceci dit, on ne peut pas exclure le fait qu'une religion puisse avoir la possibilité de se présenter au premier abord comme une idéologie. Le Christianisme au Moyen-Âge ainsi que les conquêtes militaires et intellectuelles de l'Islam en sont les meilleurs exemples.

¹² J. Derrida, *De la grammatologie*, Minuit, Paris 1967, p. 95.

¹³ Citons, à titre d'exemple, les noms de Paul de Man, Fredric Jameson ou encore Ivor-Armstrong Richards.

En revanche, certains philosophes tels que J.-P. Sartre et J.-F. Lyotard considèrent l'idéologie comme une antithèse à la philosophie ; Sartre ne la trouve pas suffisamment supérieure pour qu'elle reçoive le nom de philosophie, alors que Lyotard la perçoit comme une image 'triste' de l'attitude positiviste de la philosophie. D'autres écrivains tels que Karl Mannheim et Theodore Adorno sont même allés très loin lorsqu'ils admettent que l'idéologie occupe une grande partie au sein de la philosophie. Ceci dit, on pourrait constater les plusieurs tentatives d'intégrer l'idéologie dans la pratique mentale et cognitive la plus importante de l'homme : la philosophie.

À cet égard, la définition que donne de l'idéologie John B. Thompson comme « the way in which meaning (or signification) serves to sustain relations of domination »¹⁴ semble être la plus approuvée par les écrivains dont les arrière-plans et engagements sont idéologiques. Ces derniers exigent la domination de leurs points de vue idéologiques, que ce soit à travers le discours écrit ou oral de manière à pouvoir 'soutenir' ces 'relations de domination'. Terry Eagleton propose dans son livre *Ideology: An Introduction* six différentes stratégies afin de maintenir ces relations de domination : promouvoir les croyances et valeurs relevant d'une idéologie donnée ; 'naturaliser' et 'universaliser' ces croyances et valeurs ; 'dénigrer' les idées opposées ; 'exclure' les formes de penser rivales et 'obscurcir' la réalité sociale par des moyens convenables¹⁵.

Cela impliquerait un besoin d'avoir une sorte de pouvoir, qu'il soit textuel, économique ou même militaire. Mais pourquoi textuel ? La réponse se trouve dans l'idée qu'avance Michel Foucault et qui consiste à ne pas restreindre le pouvoir aux aspects politiques de la vie. Puisque la plupart des idéologies sont écrites, elles devraient, à un certain moment, être traitées comme des discours. Il faut, cependant, préciser que l'idéologie touche plutôt au discours qu'à la langue et implique de la sorte un rapport d'interaction directe entre le texte et son lecteur. Ce qui soulève, par conséquent, les questions d'idéologies adoptées respectivement par le lecteur et le scripteur ainsi que celles de l'interprétation du texte. L'écriture est en fait une série continue où plusieurs textes s'enchaînent et tissent des relations intertextuelles avec tout ce qui leur est extérieur, y compris l'idéologie.

4. Le terme de 'violence'

Entrer dans l'univers du terme 'violence' est une tâche complètement difficile. La violence est ici considérée, non dans son sens traditionnel comme une activité physique hostile, mais en tant que composante d'un texte qui, lui, en enveloppe quelques traces. Afin de justifier cette idée, on devrait présenter une analyse plus profonde du concept de violence et de son rapport avec celui de l'écriture. Cette étude a pour objectif d'examiner un tel rapport tout en donnant des exemples textuels qui montreront la manière dont la violence pourrait s'infiltrer dans un texte et se voit donc vêtir la forme d'une idéologie.

¹⁴ T. Eagleton, *Ideology: An Introduction*, Verso, London 1991, p. 5.

¹⁵ *Ibidem*.

Ayant renversé la primauté traditionnelle qui plaçait la parole avant l'écriture, J. Derrida avait, par conséquent, renversé le rapport entre le texte et le monde. Dorénavant, ce n'est plus le texte qui fait partie du monde extérieur, mais c'est plutôt le monde, y compris l'idéologie, qui fait partie du texte ; tout ce qui paraît se situer en dehors du texte n'est qu'une partie d'un autre texte parmi tant d'autres situés à l'intérieur de cette charpente d'intertextualité.

Toutefois, on se trouve obligée de définir le concept de 'violence'. Le mot 'violence' lui-même est mentionné par J. Derrida dans son introduction à la « hiérarchie violente ». Il a également présenté un compte rendu minutieux et profond du terme 'violence' dans son essai intitulé *Violence et métaphysique : Essai sur la pensée d'Emmanuel Levinas*¹⁶. Il rattache, dans cet essai, le concept de violence chez Levinas à sa description d'un moi qui se développe par des moyens qui font corps avec la violence et qui se trouvent, en général, sous l'influence de Heidegger. En outre, on témoigne d'une tendance, dans cet essai, à la fois chez Derrida et Levinas, à revisiter l'histoire – partie de la philosophie – afin de la disséquer, de la réfuter et donc de l'aborder à nouveau non sans véhémence. Cet essai tend à réunir deux extrémités : l'hébraïsme et l'hellénisme – en d'autres termes, l'écriture et la philosophie – tout en essayant d'égaliser la violence à la vie.

On peut faire allusion, à cet égard, au concept de violence tel qu'il est abordé par Roland Barthes pour qui l'écriture, si elle n'est plus identifiée au style ou à la littérature, est en elle-même violente dans le sens où elle réprime l'écriture d'origine, celle de la première inscription. De plus, une telle violence sépare l'écriture de la parole et révèle la suprématie de l'inscription grâce à la présence d'une trace irréversible de l'origine d'un tout premier commencement – une notion que la déconstruction tend à annuler.

La violence implique également celle du langage qui s'incarne tout particulièrement dans la place secondaire qu'occupe l'écriture dans l'histoire de la métaphysique par rapport à la parole. Autrement dit, la violence de la métaphysique se formule dans le langage et dans sa logique même. Tout énoncé devrait s'espacer, se temporaliser car c'est la condition même du langage. D'où le concept de « différence » qui se lit comme une différence qui lutte contre les significations figées, qui signifie qu'il n'y a pas d'unité originaire et qui rompt avec le référent puisqu'il n'y a pas de signifié transcendantal, originel et organisateur¹⁷. En un mot, la violence est telle parce qu'elle est différence. Elle est comme le dit Derrida : « Communauté de la question sur la possibilité de la question »¹⁸.

Cela a conduit Derrida à considérer l'écriture comme une violente usurpation du langage originel innocent. Or, pour chercher ce 'langage originel innocent', il est nécessaire de recourir à une activité violente : on a tout d'abord besoin d'écrire, de séparer et puis d'intégrer dans le sujet du texte reconstruit cette part de violence qui pourrait exercer une influence non négligeable sur certains aspects aussi importants que la position du lecteur, la présence du scripteur, les traces d'autrui tout comme la flexibilité de l'intertextualité.

¹⁶ J. Derrida, *L'écriture et la différence*, Seuil, Paris 1967, pp. 117-228.

¹⁷ L. Guillemette – J. Cossette, *Déconstruction et différence*, « Signo », www.signosemio.com/derrida/deconstruction-et-difference.asp. Dernière consultation le 1er mai 2015.

¹⁸ J. Derrida, *L'écriture et la différence*, p. 118.

Étant tout à fait consciente de l'existence d'une combinaison entre discours écrit et idéologie, nous nous trouvons obligée d'approuver l'idée avancée par M. Foucault que « la parole est pouvoir » et que « le pouvoir est partout ». C'est pourquoi le discours se trouve associé au pouvoir qui implique un usage de la langue socialement et historiquement défini. Il s'agit en fait d'une pratique discursive d'inclusion ou d'exclusion du vocabulaire partagé, des suppositions, des objectifs et des systèmes de valeurs (comme les idéologies, religions, philosophies, etc.) qui constitueront, en fin du compte, un système clos auquel seuls ceux qui partagent ses codes peuvent participer. C'est ce que M. Foucault appelle « communauté du langage ». Si de tels discours deviennent de puissants moyens de changement, ils prendront la forme d'idéologie reflétant quelques relations structurales comme c'est le cas de plusieurs pratiques discursives effectuées par Derrida dans son ouvrage *L'écriture et la différence*.

Si le discours acquiert autant de puissance pour devenir un outil de changement, il se transformera alors en idéologie. Autrement dit, la hiérarchie discours/idéologie sera renversée pour devenir idéologie/discours. Plus pratiquement, *L'écriture et la différence* est un bon exemple de la promotion d'une unique ligne de pensée dans le sens où tous les sous-discours qui composent les chapitres du texte-livre se rencontrent ensemble ; la communauté du discours derridienne avec toutes ses hiérarchies violemment renversées, son intertexte et même son 'auto-affectation' est ainsi omniprésente afin de donner aux pensées de Levinas, de Brecht, de Jabès, de Heidegger, de Husserl et de Bataille des caractéristiques 'derridiennes'. Un exemple relevé du texte de Derrida semble ici indispensable afin de révéler une sorte de 'structuralité' dans les arguments de Derrida :

Il nous faut ici interpréter Bataille contre Bataille, ou plutôt une strate de son écriture depuis une autre strate. En contestant ce qui, dans cette note, semble aller de soi pour Bataille, nous aiguïserons peut-être la figure du déplacement auquel est ici soumis tout le discours hégélien. Ce par quoi Bataille est encore moins hégélien qu'il ne croit¹⁹.

Ce qui attire le plus l'attention dans cet extrait, c'est probablement l'utilisation du verbe 'falloir'. Pour quelle raison Derrida a-t-il recours à ce verbe ? Pourquoi veut-il nous inclure, nous lecteurs, en utilisant le pronom 'nous', dans cette obligation d'« interpréter Bataille contre Bataille » ? Pourquoi le « discours hégélien » est-il « soumis » ici ? Ceci est certainement le résultat d'une influence directe de l'omniprésence du scripteur. En quelques mots, Derrida est dogmatique, autoritaire, intentionnellement – semble-t-il – afin de diriger l'attention du lecteur vers son propre point de vue. À noter que le terme 'diriger' est employé ici dans l'objectif d'insister sur l'impact et le pouvoir que possède un discours écrit.

Toutefois, tout cela pourrait apparaître illusoire et diriger le lecteur dans un labyrinthe. La présence récurrente du pronom 'je' pourrait apparaître offensive puisqu'elle insinue, quoique temporairement, que le lecteur a été, en quelque sorte, éloigné de la scène d'un certain discours écrit afin d'en approcher un autre comme le démontrent les nombreuses

¹⁹ *Ibid.*, pp. 404-405.

digressions dans lesquelles cette étude tend à fouiller. De toute façon, l'incorporation de telles questions reflète un point assez délicat : la prise de conscience de la part du scripteur qu'il est en train d'écrire et qu'il se trouve soit à l'intérieur, soit à l'extérieur du texte. Il s'avère ici adéquat de présenter un extrait d'Antonin Artaud cité par Derrida même :

Quand j'écris il n'y a pas autre chose que ce que j'écris. Ce que j'ai senti d'autre que je n'ai pas pu dire et qui m'a échappé sont des idées ou un verbe volé et que je détruirai pour le remplacer par autre chose²⁰.

Cette citation reflète d'un côté la prise de conscience du scripteur qu'il est en train de pratiquer quelque chose de différent qui s'appelle écriture et qu'il se trouve, lui-même, à l'intérieur d'un domaine où une partie de lui est là, attachée au texte. De l'autre côté, elle nous rappelle l'argument avancé par Roland Barthes sur le sens dans son livre *S/Z*²¹. Il avance que la dispersion ou bien la dissension (comme la nomme Derrida) du sens nécessite qu'une partie de ce sens soit toujours éliminée ; ce qui paraît tout à fait naturel dans un texte dont les caractéristiques linguistiques vont toujours masquer un sens qui ne sera pas saisi.

Tout ce que nous venons de mentionner ou de suggérer dans les pages précédentes incarne les avantages de traiter les livres comme des discours. Cela permettrait à la fois au scripteur et au lecteur d'y entrer ou d'en sortir. À titre d'exemple, pendant qu'il présente une question linguistico-discursive nommée « force et signification », Derrida sort tout d'un coup des frontières de son discours immédiat et met sur le devant de la scène un autre sujet que l'on pourrait considérer comme dérivé de l'intertextualité et de la prise de conscience du scripteur de sa propre présence dans le texte qu'il est en train d'écrire, de lire et donc de réécrire :

Par exemple : que dans le fait littéraire, le langage soit un avec le sens, que la forme appartienne au contenu de l'œuvre ; que selon le mot de G. Picon, « pour l'art moderne, l'œuvre (ne soit) pas expression mais création »²².

Derrida vise ainsi à détourner l'attention du lecteur d'un certain sujet et à le diriger vers un autre ; le second sujet ne pourra être mis au premier plan sauf si l'on supprime le premier. Il lit et écrit librement un texte qui a la capacité de supprimer, grâce aux jeux de mots, de concepts et de techniques, la philosophie ou la métaphysique occidentales et puis, de les ré-aborder violemment.

Il est à noter que la violence se trouve présente dans beaucoup d'œuvres littéraires sous des formes bien variées ; tel est le cas de la pièce de John Webster *The Duchess of Malfi*, *Le Procès* de Franz Kafka dans lequel la violence est de nature plutôt mentale ou spirituelle, *Wuthering Heights* d'Emilie Brontë où la violence est de type émotionnel ou bien encore

²⁰ *Ibid.*, p. 253.

²¹ R. Barthes, *S/Z. Essai sur Sarrasine d'Honoré de Balzac*, Seuil, Paris 1970.

²² J. Derrida, *L'écriture et la différence*, p. 15.

l'œuvre du dramatisse moderne américain Sam Shepard qui comprend toutes les formes de violence que nous venons de mentionner²³.

À ce niveau, il nous vient à l'esprit « le théâtre de la cruauté ». Il est présenté dans *L'écriture et la différence* pour ses affinités textuelles et ses suggestions d'incarner un modèle du dilemme 'texte-représentation' à l'intérieur de cette charpente d'écriture littéraire et idéologique. Ce dilemme consiste à considérer le texte soit comme une représentation du texte – au sens où l'entend Barthes – soit comme une 're-présentation' de la vie. Cette question indique qu'il faudrait aborder le scripteur soit comme un scripteur ordinaire, soit comme un instrument entre les mains d'une idéologie qui s'efforce d'usurper la langue et l'écriture littéraires afin de servir ses propres objectifs. Ceci dit, un scripteur recourt à la violence – la violence textuelle plus précisément – afin de soutenir un point de vue qu'il vise mettre en valeur au détriment de certains autres points de vue. Derrida en montre un bon exemple lorsqu'il cite la perception d'Antonin Artaud sur le théâtre de la cruauté :

Il affirme, il produit l'affirmation elle-même dans sa rigueur pleine et nécessaire. Mais aussi dans son sens le plus caché, le plus souvent enfoui, diverti de soi : « iné-luctable » qu'elle est, cette affirmation n'a « pas encore commencé à exister »²⁴.

Si la cruauté ou la violence doivent affirmer quelque chose, elles affirmeront la nécessité de la violence. Cette dernière deviendra ainsi une image de la vie puisqu'elle se voit comme une entité intégrale avec ses propres forces de production causées par les simples lois de nature et de nécessité. Cruauté ou violence vont petit-à-petit cesser d'être vues comme représentations de la vie pour devenir plutôt des équivalentes à celle-ci. Cela revient en fait à l'idée que la vie est 'non représentable' du point de vue derridien et que – selon les principes du théâtre de la cruauté – la mort et la nécessité sont deux attributs de la vie.

La mort en tant que cruauté qui n'a pas encore eu lieu est différée par nécessité ; elle va pratiquer la vie et propager son message – qui sera probablement idéologique – jusqu'à ce que ce moment inévitable arrive. L'écriture, tout comme l'idéologie, tend à ajourner cette nécessité inévitable grâce à la textualisation et au contact fait avec des œuvres précédentes ou même postérieures. L'écriture est censée révolutionner notre perception du temps ; c'est ce que saisit opportunément l'idéologie. Marx est mort, mais les gens continuent à s'occuper de son 'idéologie écrite' jusqu'en 1991, qu'ils soient pour ou contre cette idéologie. L'existence incessante de toutes les religions n'est qu'un autre fort exemple des tentatives de continuité de l'histoire humaine. En outre, cette cruauté est comme la mort l'est pour la vie, on devrait penser à la présentation, à la dramatisation ou à la littérature comme à une existence²⁵, tout comme à la vie aussi. C'est une équation déconstructionniste par excellence : penser la vie comme une cruauté, c'est-à-dire mort et existence ; penser à l'une dans l'absence de l'autre est un rappel de l'autre par le moyen de présence négative.

²³ La liste est bien évidemment trop longue pour être mentionnée ici. Nous nous sommes contentée d'en citer quelques exemples.

²⁴ J. Derrida, *L'écriture et la différence*, p. 341.

²⁵ Il s'agit d'une dialectique hégélienne.

Les exemples textuels qui témoignent des pratiques idéologiques exercées par Derrida ne manquent pas. En réécrivant Levinas, Jabès, Brecht, Artaud et Heidegger, Derrida devient le moyen à l'intermédiaire duquel on lit tous ces auteurs et place ainsi le lecteur à l'intérieur de son propre système de référence. Bien que ce dernier soit conscient de cela, il ne pourra aborder ces textes sans qu'il soit détaché des pensées de Derrida ; il devient lui-même partie de ce système à tel point que s'il essaie d'en sortir, une part de lui y restera : l'écriture est une pratique qui exige une implication ou une coopération de la part du lecteur. Conscient de ce fait, le lecteur n'a d'autre choix que de continuer. Les idées de Levinas qu'on lit dans *L'écriture et la différence* ne sont pas ses propres idées originales, mais sont plutôt celles que Derrida veut montrer au lecteur. C'est ce que nous faisons, nous aussi, dans cette étude en parlant de Derrida. C'est la déconstruction : on finit par exercer le même processus alors qu'on est en train de s'impliquer dans un autre processus d'analyse, de critique ou bien de simple lecture. Dans le chapitre intitulé *Cogito et histoire de la folie*, Derrida a l'occasion de théoriser les pensées rivales en représentant un processus qui a été deux fois enlevé de la théorie originale répétant ainsi le mythe de la caverne de Platon. Derrida observe :

Je ne sais pas jusqu'à quel point Foucault serait d'accord pour dire que la condition préalable d'une réponse à de telles questions passe d'abord par l'analyse interne et autonome du contenu philosophique du discours philosophique²⁶.

Un autre exemple qui incarne les techniques d'expression idéologiques indirectes et suggestives adoptées par Derrida est celui où il aborde Freud à la lumière des notions d'écriture et de répression imposant ainsi son idée sur la 'différance' :

La forme symptomatique du retour du refoulé : la métaphore de l'écriture qui hante le discours européen, et les contradictions systématiques dans l'exclusion onto-théologique de la trace. Le refoulement de l'écriture comme de ce qui menace la présence et la maîtrise de l'absence. L'énigme de la présence « pure et simple » comme duplication, répétition originaire, auto-affection, différence²⁷.

Dans l'exemple suivant, Derrida explique le point de vue de Freud concernant la répression en insérant la dernière phrase sans guillemets de façon à ce que le lecteur ne soit pas capable de reconnaître quand l'idée de Freud commence et quand elle se termine, ni celle de Derrida non plus :

Refoulement et non oubli ; refoulement et non exclusion. Le refoulement, dit bien Freud, ne repousse, ne fuit ni n'exclut une force extérieure, il contient une représentation intérieure, dessinant au-dedans de soi un espace de répression. Ici, ce qui

²⁶ J. Derrida, *L'écriture et la différence*, p. 70.

²⁷ *Ibid.*, pp. 293-294.

représente une force en l'espèce de l'écriture – intérieure et essentielle à la parole – a été contenu hors de la parole²⁸.

5. Conclusion

Pour conclure, on peut dire que ce qui vient d'être fait ici est en effet une violence à double échelle : l'une est effectuée par Derrida lui-même lorsqu'il fusionne plusieurs textes dans le sien, et l'autre par cette étude qui semble déformer certaines affinités textuelles dans *L'écriture et la différence* afin d'atteindre ses propres desseins qui se trouvent fermement et dogmatiquement mentionnés lorsqu'elle tend à prouver que Derrida est en train d'idéologiser le texte en essayant d'imposer son point de vue comme étant le plus valide. Quand la violence est étudiée dans le cadre de l'écriture et de l'idéologie comme c'est le cas ici, l'étude répondra alors à la définition de violence telle qu'elle est présentée par R. Barthes.

Derrida devient en fait un pouvoir latent et déguisé de changement grâce à la méthode déconstructionniste d'analyse qu'il adopte dans *L'écriture et la différence*. Par conséquent, son texte est considéré comme idéologique puisqu'il tend à supprimer certains points de vue littéraires, critiques ou philosophiques tout en mettant sur le devant de la scène d'autres points de vue imposés par son approche déconstructionniste. Ce qui démontre que, malgré toutes ses revendications d'objectivité, cet écrivain 'pro-destructif' est intentionnellement subjectif et sélectif. Même quand il transmet le discours d'autrui, il le munit de nouvelles étiquettes de manière à ce qu'il soit conforme à ses propres desseins.

²⁸ *Ibid.*, p. 293.

SONDAGGI SUL LINGUAGGIO DI CLEMENTE REBORA TRADUTTORE DAL RUSSO. TRA LE NOVELLE DI ANDREEV E LE PROSE DI GUERRA

ANNA CARMINATI

L'interesse per il mondo russo manifestato da Clemente Rebora nel primo dopoguerra ha un ruolo significativo all'interno del suo percorso umano e poetico. Ciò è ben visibile nella traduzione del racconto *Eleazar* di Leonid Andreev, pubblicato nel 1919, in cui Rebora riconosce descritta la propria esperienza vissuta al fronte. Questa si riflette nel processo traduttivo, che diventa occasione per scavare nel significato dell'opera.

Il presente contributo, che si muove nell'ambito degli studi di italianistica, analizza il *Lazzaro* reboriano nel contesto delle coeve opere del poeta milanese, particolarmente le prose liriche di guerra, ed individua i punti in cui il traduttore, discostandosi vistosamente dall'originale pur senza tradirlo, lascia emergere la sua personale voce. L'analisi stilistica condotta mostra come l'affinità con l'opera tradotta permetta a Rebora di riconsegnare nella veste italiana la peculiarità espressiva del linguaggio andreeviano.

The interest in the Russian world which was clearly manifest in Clemente Rebora's life in the period after the First World War has a significant role in his human and poetic path.

This is particularly explicit in the translation of *Eleazar* the story written by Leonid Andreev, published in 1919 and in which Rebora recognizes the description of his own experience lived in the frontline. The latter is reflected in the process of translation which gives the opportunity to revealing the meaning of the works.

This essay is driven within the area of Italian studies. It analyses Rebora's *Lazarus* in the context of the coeve works of the Milanese poet, particularly the prose of war lyrics. It also identifies the parts where the translator, clearly distancing from the original without betraying it, allows his personal voice to emerge.

The stylistic analysis shows how the resemblance of the translated works enables Rebora to give back the expressive peculiarity of Andreev's language with Italian features.

Keywords: the experience of the war, translation, poetic language, Rebora, Andreev.

Tra il 1919 e il 1922 Clemente Rebora pubblica tre traduzioni dal russo: *Lazzaro e altre novelle* di Leonid Andreev, *Il cappotto* di Gogol' e *La felicità domestica* di Lev Tolstoj¹.

¹ L. Andreev, *Lazzaro e altre novelle*, tr. it. di C. Rebora, Vallecchi, Firenze 1919; N.V. Gogol', *Il Cappotto*, trad. it. di C. Rebora, Il Convegno editoriale, Milano 1922; L. Tolstoj, *La felicità domestica*, trad. it. di C. Rebora, La Voce, Firenze 1920.

A confronto con la produzione originale del poeta queste traduzioni potranno sembrare occasionali, frutto di un interesse passeggero suscitato dall'incontro con la pianista piomboburghese Lydia Natus, con la quale egli ebbe una relazione dal 1914 al 1919. Certamente la Natus fu il tramite più evidente che spinse il poeta ad approfondire quella passione che, fino a quel momento, era stata solo una tra le tante, ed è inoltre plausibile che la maggior parte delle conoscenze letterarie e linguistiche siano state apprese nel legame con lei; tuttavia il solo movente affettivo non può offrire una spiegazione esauriente del rapporto tra Rebora e la cultura russa. Attraverso una breve ricostruzione del contesto storico-culturale² e l'analisi della traduzione *Lazzaro*, il seguente lavoro si propone di indagare questo particolare aspetto della vita del poeta, con lo scopo di comprenderne il valore all'interno del suo percorso umano e poetico.

Osservare in primo luogo il contesto entro cui si svolge l'attività di Rebora traduttore è fondamentale per comprenderne l'importanza: è proprio in questi anni infatti che la letteratura russa inizia a diffondersi in modo significativo nel nostro paese, a partire dall'iniziativa di alcuni intellettuali e letterati che esprimono il desiderio di conoscerla più da vicino. Fino ad allora, d'altra parte, la conoscenza degli autori russi giungeva in Italia attraverso la mediazione francese, dunque influenzata dai gusti d'Oltralpe e diffusa attraverso traduzioni di seconda mano, spesso scadenti e poco fedeli all'originale. Scrive nel 1906 Giuseppe Prezzolini: "Dal russo c'è quasi tutto da rifare perché gran parte delle traduzioni italiane furono fatte su quelle tutte mutilate e illeggiadrite dei francesi"³. Si crea così una "russistica 'militante'"⁴ che vede coinvolte personalità che, "pur non avendo in modo esclusivo e precipuo volto a studi russi la propria attività, hanno coltivato con interesse e intelligenza la materia, hanno studiato la lingua e hanno portato, isolatamente o saltuariamente, notevoli contributi di traduzioni o di scritti divulgativi"⁵. Essi precedono di qualche anno l'attività di Ettore Lo Gatto e la fondazione della slavistica italiana, preparando ad essa il terreno e iniziando a rispondere al bisogno di uno studio sistematico e accademico di tale disciplina. Un esempio è il già citato Giuseppe Prezzolini, che, in qualità di direttore della casa editrice "La Voce", promuove la pubblicazione di autori quali Čechov, Dostoevskij e Tolstoj

² Si riporta solo qualche breve accenno per tratteggiare il contesto in cui si inserisce l'attività di Rebora, a questo scopo si darà maggiore rilievo a quelle personalità e quegli ambienti che più direttamente lo riguardano. Per una visione più completa si veda: L. Beghin, *Da Gobetti a Ginzburg. Diffusione e ricezione della cultura russa nella Torino del primo dopoguerra*, BHIR, Roma 2007; F. Conti, *Le culture slave nei periodici italiani fra le due guerre (1918-1940)*, Roma 2011 [<http://hdl.handle.net/10805/1184>, ultima consultazione 2 febbraio 2015]; C. Diddi, *La slavistica italiana del primo dopoguerra nella rivisita "I libri del giorno" (1918-1929)*, "Europa Orientalis", 27, 2008, pp. 209-234; M. Calusio, *I classici della poesia russa in Italia*, "Nuova secondaria", 2012 [<http://hdl.handle.net/10807/39635>, ultima consultazione 2 febbraio 2015]; L. Tonini Steidl, *La divulgazione della cultura russa in Italia: letture e lettori al Gabinetto G.P. Vieusseux*, in *Editori e lettori. La produzione libraria in Italia nella prima metà del Novecento*, L. Finocchi – A. Gigli Marchetti ed., Franco Angeli, Milano 2000, pp. 282-298.

³ G. Prezzolini, *La coltura italiana*, La Voce, Firenze 1923, p. 300.

⁴ C. De Michelis, *Panorama della letteratura russa in Italia*, in *I russi e l'Italia*, V. Strada ed., Libri Scheiwiller, Milano 1995, p. 298.

⁵ E. Damiani, *Gli studi slavi in Italia*, "Leonardo", III, 1927, p. 256.

in traduzione italiana⁶. Oltre a lui si possono citare Giovanni Papini e Giuseppe Antonio Borgese che, tentando un giudizio su alcuni scrittori, contribuirono a sviluppare una letteratura critica propriamente italiana; o ancora Ardengo Soffici, il romanziere calabrese Corrado Alvaro, l'intellettuale Piero Gobetti con la moglie Ada Prospero, autori di valide traduzioni.

Anche Rebora entra a far parte di questo “nucleo di interpretazione italiana della cultura russa”, a tal punto da poter essere considerato “alla stregua di un vero e proprio *pioniere*”⁸. L'epistolario dello scrittore, infatti, mostra chiaramente come egli fosse tutt'altro che estraneo a questo fenomeno, dimostrando, nel periodo del primo dopoguerra, uno spiccato interesse a coltivare rapporti con alcuni tra i maggiori protagonisti della diffusione della cultura russa in Italia. Basterà in questa sede citare la corrispondenza con Olga Resnevič Signorelli, lo scambio epistolare con Andrea Caffi, intellettuale italo russo trasferitosi in Italia da Pietroburgo nel 1909; i riferimenti a Vasilij Suchomlin, collaboratore dell'“Avanti” dal 1915 con lo pseudonimo di “Junior”; i contatti con la colonia russa di Capri strettasi attorno allo scrittore socialista Maksim Gor'kij⁹. Si consideri inoltre il rapporto di stima con Giuseppe Prezzolini e l'ambiente vociano, vivamente appassionato alle novità letterarie provenienti dalla Russia; o ancora la collaborazione con uno dei padri fondatori della slavistica italiana, Ettore Lo Gatto. Il contributo di Rebora alla diffusione della cultura russa si declina inoltre in numerose attività, prima fra tutte la collaborazione con le riviste che richiedono il suo intervento in qualità di esperto: per “La Lettura” nel 1916 pubblica il breve racconto *Dio ci lasciò vedere l'Italia, racconto di un soldato russo sfuggito alla prigionia*

⁶ A. Cechov, *Racconti*, trad. it di A. Soffici – S. Jastrebzof, Casa Editrice Italiana, Firenze 1910; F. Dostoevskij, Crotkai (La mite) ed altre novelle, trad. it. di E.K. Amendola, Libreria della Voce, Firenze 1913; L. Tolstoj, *La felicità domestica*, trad. it. di C. Rebora, La Voce, Firenze 1920; A. Cechov, *La steppa*, trad. it. di O.R. Signorelli, La Voce, Firenze 1920. Si è voluto citare solo alcuni titoli di pubblicazioni per dare un'idea generale del coinvolgimento di Giuseppe Prezzolini con la Russia. Per un elenco completo rimando a *Le edizioni della “Voce”. Catalogo*, C.M. Simonetti ed., Giunta regionale toscana, La nuova Italia editrice, Firenze 1981.

⁷ E. Lo Gatto, *La rivista “Russia”, “Rassegna sovietica”, IV, 1977, p. 96.*

⁸ G. Spendel, *Clemente Rebora e la letteratura russa*, “Rassegna sovietica”, IV, 1977, p. 100.

⁹ Olga Resnevič Signorelli (1883-1973), russa trasferitasi in Italia nel 1904, traduttrice e scrittrice (cfr. *Archivio russo-italiano VI. Olga Signorelli e la cultura del suo tempo*, E. Garetto – D. Rizzi ed., Veneja edizioni, Salerno 2010). Andrea Caffi (1987-1955) intellettuale italo-russo nato a Pietroburgo ed educato nel contesto dell'ideologia rivoluzionaria ottocentesca radicata negli ideali populistici. Nel 1905 partecipa allo sciopero generale di Pietroburgo, è arrestato e rilasciato solo nel 1908, momento in cui inizia il suo esilio in Europa (cfr. M. Bresciani, *La rivoluzione perduta, Andrea Caffi nell'Europa del Novecento*, Il Mulino, Bologna 2009). Vasilij Suchomlin (1885-1963), nipote di Viktor Černov, uno dei fondatori del partito social-rivoluzionario russo. Per quanto riguarda i legami con il ‘gruppo Gor’kij’, Rebora ne fa menzione in una lettera del 1917, consigliando all'amico Francesco Meriano, direttore de “La Brigata”, alcuni esperti da contattare per realizzare un numero russo della rivista (cfr. Lettera a F. Meriano, Milano 13 gennaio 1917, in C. Rebora, *Epistolario*, vol. I, C. Giovannini ed., Edizioni dehoniane, Bologna 2004, p. 347. I passi delle lettere di Rebora riportati da questo momento in poi fanno riferimento all'edizione sopra citata). La ricostruzione di questa rete di relazioni, qui solo accennata, è stata possibile a partire dagli studi del professor Giuseppe Ghini pubblicati nell'articolo *Clemente Rebora e la cultura russa*, in “Microprovincia”, 38, 2000, pp. 228-249.

*austriaca*¹⁰; “La Brigata” nel 1917 chiede il suo consiglio per la progettazione di un numero dedicato alla Russia; nel 1921 per “Russia” traduce la poesia *Italja*¹¹, unica lirica gogoliana fino a quel momento tradotta nel nostro paese. Si consideri, inoltre, l’esperienza editoriale della collana *Libretti di vita*, affidatagli dalla casa editrice Paravia dal 1923 al 1925, per la quale egli fece pubblicare un’opera di Solov’ev a cura di Ettore Lo Gatto¹², e pianificò un volume dedicato a Dostoevskij, per vari motivi mai realizzato. Si aggiungano, infine, lezioni e conferenze che, con molta probabilità, egli dedicò specificatamente a questi temi¹³.

Quella che poteva apparire come una breve parentesi si rivela in realtà un aspetto consistente dell’intensa attività lavorativa del poeta negli anni Venti, totalmente dedicata alla ricostruzione dell’umanità distrutta dalla guerra. Sono questi anni estremamente significativi per Clemente, che nel dicembre del 1915 è costretto a lasciare il fronte orientale per gravi problemi di salute. La lontananza dai compagni che ancora combattono nel fango diventa sempre più insopportabile ed egli, ridotto all’ “ozio più doloroso”, sente gravare su di sé la responsabilità di quegli “anonimi divini cuori travolti”¹⁴. Ciò che fino a quel momento era solamente orrore “indicibile”¹⁵, chiede ora di essere raccontato, non solamente per testimoniare la verità della guerra, spesso manipolata dall’opinione pubblica, ma per rivendicare quella sofferenza che tanto inutilmente sembrava essere stata patita. Lo scrivere diventa il supremo strumento di testimonianza, come egli stesso afferma in una lettera del 1916 alla madre, annunciandole la composizione delle prose liriche di guerra: “Rivendicherà’ di più domani un’opera d’arte, che tutto il resto. Quello è un *documento* che rimane”¹⁶.

Proprio in questo momento, in cui lo scrivere è “una missione, non un esercizio creativo”¹⁷, Reborà si cimenta nelle traduzioni dal russo, che, oltre al pregio artistico, conquistano un particolare significato all’interno della produzione reboriana. Le parole stesse del poeta, contenute in una lettera a Prezzolini del 1919, aiutano a comprendere quale fosse per lui il valore della traduzione:

il *tradurre*, com’io lo concepisco, mi divora tale tempo e forza creativa, e m’impegna così a fondo, che io sono un po’ titubante ad accingermi di nuovo a una simile impresa; e perché *disabitua la mia personalità* (come che sia), e perché troppo sproporzionata la fatica al risultato tangibile [...]. E anche perché finora io ho tradotto per lo più dietro la spinta di un bisogno spirituale e per affinità o simpatia con l’opera tradotta;

¹⁰ C. Reborà, *Dio ci lasciò vedere l’Italia, racconto di un soldato russo sfuggito alla prigionia austriaca*, in *Arche di Noè, le prose fino al 1930*, Jaca Book, Milano 1994, p. 188.

¹¹ N.V. Gogol’, *Italia*, trad. it. di C. Reborà, in C. Reborà, *Arche di Noè. Le prose fino al 1930*, vv. 1-8, p. 246.

¹² V. Solov’ev, *Il bene nella natura umana*, E. Lo Gatto ed., Paravia, Torino 1925.

¹³ In una lettera del 1923 egli dichiara di dover rinunciare a una conferenza su Gogol’ per problemi di salute: “mi duole invece di doverti dire ch’io non posso parlare di Gogol’ prima della fine di febbraio o nel marzo: per svolgere questo argomento mi occorrono ricerche e studi non lievi, e io sono avvolto in tante difficoltà che per ora me lo vietano [...]”. Cfr. lettera a E. Ferrieri, Milano 16 dicembre 1923, p. 549.

¹⁴ Entrambe le citazioni nella lettera a G. Martorano, Milano 7 aprile 1916, p. 317.

¹⁵ Lettera ad A. Monteverdi, Zona di guerra 14 dicembre 1916, p. 309.

¹⁶ Lettera alla madre, Milano 28 agosto 1916, p. 335.

¹⁷ M. Giancotti, *Un libro impossibile?*, in C. Reborà, *Frammenti di un libro sulla guerra*, M. Giancotti ed., Edizione San Marco dei Giustiniani, Genova 2009, p. 15.

e non saprei in ogni modo più ora “fare il traduttore di questo o di quello per me pari sono” anche quando si trattasse di capolavori ma ch’io non sento¹⁸.

L’affermazione di tradurre “dietro la spinta di un bisogno spirituale” permette di affermare che l’interesse di Rebora è innanzitutto personale e si volge, in primo luogo, verso quelle opere, temi e contenuti nei quali ritrova un “affinità” con il proprio pensiero. Questo fa sì che già dalla sola cernita è possibile cogliere aspetti della personalità del traduttore, come, d’altro canto, egli stesso già nel 1912 riteneva necessario: “Ormai dovrebbe essere convinzione usuale che gli spiriti intensi donano il proprio ritmo a qualsiasi oggetto entri nella loro orbita, e che il fatto solo della cernita rivela già l’essenza originale di chi sceglie [...]”¹⁹. Si può dunque affermare, come è stato messo in luce da Giuseppe Ghini, che “la sua opera di traduttore – secondo quanto il poeta stesso avrebbe probabilmente desiderato e la critica più volte indicato – [ha] un grado di intenzionalità non inferiore a quello della sua attività originale”²⁰.

Un tale coinvolgimento con l’opera scelta non può non avere ripercussioni anche nel processo traduttivo, egli stesso confessa: “traduco, con qualcosa di mio in più”²¹. Ciò tuttavia non è in contraddizione con i requisiti di una buona e fedele traduzione, anzi è proprio tale affinità che permette a Rebora di entrare nel vivo dell’opera tradotta, e riproporre un testo che non sia la ‘brutta copia’ dell’originale, ma un materiale rivissuto. Non si tratta, dunque, di una riscrittura dell’opera di partenza: piuttosto, il poeta traduttore mira a riconsegnare l’originale, conservandone il valore artistico anche nella veste italiana, soppendo in tal modo a uno dei limiti maggiori dell’attività traduttiva sui quali si dibatteva in quegli anni. Nel fare questo egli sfrutta tutte le possibilità che la sua lingua gli mette a disposizione, “si sforza di cogliere lo ‘spirito’ e le caratteristiche che animano lo stile proprio di ogni autore che traduce e, una volta impadronitosene, le riproduce al di là di una mera fedeltà alla lettera”²². Si comprendono a questo punto le prime righe della lettera inviata a Prezzolini in cui Rebora confessa che tale lavoro “disabitua” la propria personalità. Come acutamente osserva Giovanna Spindel, la “forza creativa” del poeta è impiegata dal poeta “non nel prestare il suo stile all’autore tradotto (ossia nel ‘reborizzarlo’, che sarebbe stato il procedimento indebito), ma nel renderlo in italiano con una proiezione delle caratteristiche dell’originale”²³.

La comprensione dei contenuti morali delle opere unita alla valorizzazione della qualità artistica diedero origine a ottime traduzioni, che, scrisse Gianfranco Contini, conferirono

¹⁸ Lettera a G. Prezzolini, Milano, 24 luglio 1919, p. 438.

¹⁹ Lettera ad A. Monteverdi, Milano 21 settembre 1912, p. 150. Parole scritte da Rebora a commento di un saggio dell’amico Angelo Monteverdi sull’attività di Carducci traduttore. Cfr. A. Monteverdi, *Giosue Carducci ‘traduttore’*, “Rivista d’Italia”, VIII, 1912.

²⁰ G. Ghini, *Rebora e Andrejev*, in *Clemente Rebora nella cultura italiana ed europea*, Atti del convegno di Rovereto, 3-5 ottobre 1991, G. Beschin – G. De Santi – E. Grandesso ed., Editori Riuniti, Roma 1993, p. 344.

²¹ Lettera a B. Furlotti, Milano 13 gennaio 1919, p. 419.

²² G. Ghini, *Rebora e Andrejev*, p. 348.

²³ G. Spindel, *Clemente Rebora e la letteratura russa*, p. 102.

a Reborà la fama di “squisito traduttore dal russo”²⁴. Significativo in proposito è il commento conclusivo di Sergio Leone all’analisi della traduzione reboriana de *Il Cappotto* di Gogol’, posta a confronto con altre due più recenti versioni di traduttori specialisti:

La comparazione dei tre testi rivela una predominanza del “non specialista” [...] sugli specialisti, evidenzia la sua libertà “creativa” rispetto alle pastoie, anche psicologiche, derivanti da una cieca ubbidienza alle peculiarità sintattiche della frase russa. Si sa, inoltre, che le traduzioni invecchiano rapidamente, perché la lingua va modificandosi nel tempo, ma l’intervallo nel periodo di esecuzione delle tre versioni in esame, una datata 1920, le altre 1957 e 1967 rispettivamente, che dovrebbe giocare a favore delle due posteriori, mostra in questo caso, al contrario, che Reborà è riuscito, se non ad arrestare tale processo, almeno a rallentarlo²⁵.

1. *La traduzione della novella Eleazar di Andrejev: traduzione marcata*

Pubblicata nel maggio del 1919 a Firenze per Vallecchi, *Lazzaro* è la prima traduzione alla quale Reborà lavora. Il titolo dell’opera originale è *Eleazar*, breve racconto del 1906 di Leonid Andrejev (1871-1919), scrittore di novelle e drammi nella Russia del XX secolo. La trama si ispira all’episodio evangelico della resurrezione di Lazzaro (*Gv*, 11), sul quale Andrejev si interroga, immaginando la vita di quell’uomo dopo il miracoloso atto di Gesù. La narrazione prende avvio dal momento successivo al miracolo, quando il resuscitato, tornato a casa, viene accolto con grandi festeggiamenti. Ma Lazzaro è strano: oltre ai segni della morte ancora presenti sul suo corpo, qualcosa di terribile si avverte nel suo sguardo, mentre una profonda indifferenza contraddistingue ogni suo rapporto con il mondo circostante. La resurrezione, infatti, non ha cancellato la morte, l’ha solo temporaneamente arrestata, poiché essa incombe come un’onnipresente minaccia sulla vita di ciascuno. Ciò che Lazzaro ha visto nella tomba è impresso in modo indelebile nei suoi occhi, come a ricordare a chiunque lo guardi che tutto è destinato a scomparire nel nulla. L’angosciante verità che porta impressa in sé lo riduce all’isolamento, lo condanna all’emarginazione come un lebbroso, e infine, privato degli occhi, egli viene abbandonato nel deserto.

Dal 1916, per quanto ne dà testimonianza l’epistolario, il racconto andrejeviano assume per Reborà un particolare significato e, sempre più di frequente, nelle lettere ai cari, il nome di Lazzaro compare come pseudonimo del poeta: “Ma sapessi mio Raimondo, come, dopo che fui Lazzaro, mi torna arduo ‘comportarmi in società’ e dare un senso e un valore a uomini e cose”²⁶. È lo stesso anno in cui, segnato da un grave trauma psicologico, Clemente è costretto a lasciare il fronte e fare ritorno alla vita quotidiana; ma, come Lazzaro, lo scontro con la morte gli mostra tutta la drammaticità della vita ed egli non può più continuare a

²⁴ G. Contini, *Esercizi di lettura sopra autori contemporanei con un’appendice su testi non contemporanei*, Einaudi, Torino 1974, p. 6.

²⁵ S. Leone, *Note sulla traduzione reboriana del “Cappotto” di Gogol’*, in *Clemente Reborà nella cultura italiana ed europea*, p. 330.

²⁶ Lettera a G. Raimondi, Como 19 dicembre 1918, p. 415.

vivere come prima: “Fortunati (?!) i lettori di giornali, gli spirituali buongustai dell’epopea delle logiche, i ferventi beneamanti della gloria della grandezza, ecc. Come è senza scampo e più immensa la faccenda!”²⁷, esclama, ancora al fronte, in una lettera all’amico Giovanni Boine. Nel racconto di Andreev Rebora trova le parole per descrivere ciò che ha vissuto: il piano letterario della novella si intreccia a quello biografico del poeta, e la traduzione diventa l’occasione per poter riguardare la propria esperienza, paragonandosi alla figura di Lazzaro.

È naturale che tale rapporto di immedesimazione stabilito con il testo di partenza si rifletta nella traduzione, così che talora la voce di Rebora si fa sentire attraverso le parole di Andreev mediante particolari soluzioni traduttive: nella sintassi, nell’impiego di ricorsi fonetici o di tropi, nelle scelte interpuntive e, soprattutto, relative al lessico, singolarmente ricco ed espressivo nel linguaggio del poeta milanese.

Particolarmente significative appaiono le espressioni riferite a Lazzaro, come si può vedere già nelle battute di apertura del racconto, dove Andreev presenta il protagonista in questi termini: “Kogda Eleazar vyšel iz mogily [...], v nem dolgo ne zamečali tech zloveščich strannostej, kotorye so vremenem sdelali strašnym samoe imja ego”²⁸. In una più recente traduzione italiana della novella, risalente al 1981, i traduttori Maria Rakovska e Nennele Perroni optano per una traduzione pressoché letterale, rendendo “zloveščich strannostej” (sinistre stranezze) con “strani, sinistri particolari”²⁹, scomponendo dunque il sostantivo russo “strannost’” (stranezza) nell’aggettivo “strani” e nel sostantivo “particolari”. Così invece la versione reboriana: “Quando Lazzaro uscì dal sepolcro [...] nessuno colse in lui quella funesta estraneità che rese terrifico col tempo il suo nome stesso”³⁰. La scelta di tradurre “strannost’” con “estraneità”, non sembra trovare giustificazione nel significato del sostantivo russo, che individua un soggetto inusuale, causa di perplessità³¹. Eppure la soluzione di Rebora non è arbitraria: mantenendo la stessa radice di ‘stranezza’ (strannost’), il poeta traduttore riflette sul valore semantico del sostantivo russo, immedesimandosi nella situazione e anticipando ai lettori la reale, profonda motivazione della stranezza di Lazzaro, che si manifesterà più avanti nel racconto. Dal momento in cui gli amici si accorgono della sua inquietante stravaganza, infatti, si allontanano da lui, incapaci o non intenzionati a comprendere il suo cambiamento. La sola presenza di Lazzaro ricorda la morte che nessu-

²⁷ Lettera a G. Boine, Zona di guerra 31 agosto 1915, p. 293.

²⁸ Si riporta una traduzione letterale del passo: ‘Quando Lazzaro uscì dalla tomba, in lui per molto tempo non notarono quelle sinistre stranezze che con il tempo resero terribile il suo stesso nome’. L. Andreev, *Eleazar*, in L. Andreev, *Sobrane sočenenij v šesti tomach*, Čhudošestvennaja literatura, Moskva 1990, 6 volumi, vol. II, pp. 192-209, p. 192.

²⁹ L. Andreev, *Lazzaro*, in *L’abisso e altri racconti*, trad. it. di M. Rakovska – N. Perroni, BUR, Milano 1989, pp. 203-226, p. 203.

³⁰ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. di C. Rebora, Passigli editori, Firenze 1993, p. 19.

³¹ “1. свойство странного – странный: необычный, непонятный, высывающий недоумение – 2. что-либо странное, необычное, высывающее недоумение” [1. Proprietà di chi è strano – insolito, incomprensibile, che provoca perplessità – 2. qualcosa di strano, incomprensibile, che provoca perplessità]. In *Slovar’ sovremen-nogo russkogo literaturnogo jazyka v 20 tomach*, Akademii Nauk, Institut russkogo jazyka, Moskva 1963, vol. XIV, s.v. странность, странный.

no vorrebbe “immischiare nella vita”³², e il fatto che egli ne porti il marchio nell’aspetto e ne testimoni la presenza con il solo sguardo, lo rende ben presto un emarginato: “Non si volle curar più nessuno di Lazzaro [...]. Come lebbroso lo fuggivano tutti; come lebbroso volevano al collo passargli un campanellino, onde poterlo scansare all’incontro”³³. Nello stesso tempo, l’esperienza della morte getta Lazzaro in una condizione di completa indifferenza verso tutto ciò che lo circonda: niente cattura più il suo interesse, perché destinato ad essere inghiottito dal nulla. Sotto lo sguardo contagioso del resuscitato il mondo si fa estraneo:

Al suo guardare, non ristava già di splendere il sole, non ristava di fiottar la fontana, e permaneva senza nuvole azzurro il cielo natale; ma l’uomo caduto sotto quell’ennimatica fissità non percepiva più la fontana, non riconosceva più il cielo natale³⁴.

Ciò che nel racconto andreeviano si capirà solo qualche pagina dopo, è già compreso nella parola posta da Rebora nell’*incipit* della novella. È questo il primo esempio di “traduzione metonimica”³⁵, secondo la formula con cui Anna Bonola definisce il frequente procedimento di slittamento semantico dall’effetto alla causa nelle traduzioni reboriane. Qui, infatti, il termine “strannost” viene sostituito dalla causa nascosta nelle pieghe del suo significato: l’estraneità.

È proprio la vicinanza del poeta all’opera scelta che rende possibile questo modo di intervenire sul testo, scavandone in profondità, procedimento che Giuseppe Ghini definisce “traduzione per analogia”, cioè “applicazione al testo tradotto di un’analoga esperienza personale”³⁶. Per un lettore di Rebora, infatti, la traduzione in questo passo si fa trasparente, lasciando affiorare la voce del traduttore, che, nel contempo, nella veste di poeta, seguita a riflettere sul tema dell’estraneità, sentimento che pervade gran parte dei componimenti e delle lettere di questo periodo. Nella poesia *Tempo* del 1917 il poeta si descrive come “inerte dentro” mentre “fuori la vita è la morte”:

[...] Apro l’anima e gli occhi –
Ma sguardo non esce,
non entra pensiero:
inerte dentro,
fuori la vita è la morte.
Làcrime da un nervo teso
Cadono tutte a una scossa.

Quello che fu non è più,
ciò che verrà se ne andrà,

³² L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rebora, p. 27.

³³ *Ibid.*, p. 33.

³⁴ Tutte e tre le citazioni in L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rebora, pp. 27, 33 e 24.

³⁵ A. Bonola, *Tradurre per comprendere: colpa, pentimento e rinascita in “Semejnoe sčast’e” di Lev Tolstoj e nella traduzione italiana di Clemente Rebora*, “Linguae&Rivista di Lingue e culture moderne”, 2, 2013, pp. 31-48 [<http://www.ledonline.it/linguae/allegati/linguae1302Bonola.pdf>, ultima consultazione 2 febbraio 2015].

³⁶ G. Ghini, *Rebora e Andreev*, p. 349.

ma non esce non entra
 sempre teso il presente –
 gocciolate làcrime
 a una scossa del tempo³⁷.

Incapace di prendere contatto con il mondo circostante, il poeta si sente “escluso dal flusso della vita che osserva con occhi sbarrati”³⁸, percependo estranee le cose attorno a sé.

Il sentimento di estraneità nei confronti del mondo circostante ha come conseguenza l'incomprensione da parte di questo stesso mondo, che non può capire l'esperienza vissuta dai soldati al fronte. Emblematica in proposito è la prosa lirica *In orario perfetto*, pubblicata nel 1917 sulla “Riviera Ligure”. Tra il vociare della folla in attesa alla stazione, un grido d'angoscia – “Gesummaria, figlio mio!” – attira l'attenzione del lettore, è la voce di una donna che si congeda dal figlio richiamato al fronte, mentre attorno tutto è indifferenza: “Simile intorno gente diversa si riméscola: epidermide attiva, ustoria lusinga. Paraocchi a ciascuno, il proprio fatto: se dà paura, l'orizzonte è eluso”. Ogni persona è distante dall'altra: pensa al proprio interesse ed esclude dalla propria vita ciò che fa paura. Rebora ritrae in questi versi un atteggiamento a causa del quale soffrì molto dopo il ritorno dal fronte, cioè l'insensibilità della società per il dramma vissuto dai soldati e dai loro famigliari. La stessa tecnica compositiva, costituita solo da frammenti di dialogo che si accumulano l'uno sull'altro senza risponderci, alimenta tale sensazione di straniamento, culminante nel finale, “un taglio reciso che separa due mondi [...] che non possono comunicare tra loro”³⁹:

A spaccaminuto.
 Non c'è più mano.
 Tac taratàc.
 Per la trincea ripartito è qualcuno⁴⁰.

Qui, come in *Territoriale consigliato*, prosa del 1916, “il microcosmo del treno [...] torna a segnare un momentaneo ed estraniante contatto fra i due mondi, quello dei morti e quello dei vivi”⁴¹.

La stessa separazione si percepisce con evidenza nella lirica *Voce di vedetta morta*, pubblicata su “Riviera Ligure” il primo gennaio 1917:

Tu uomo, di guerra [...]
 Soffiale che nulla del mondo

³⁷ C. Rebora, *Tempo*, in C. Rebora, *Frammenti di un libro sulla guerra*, M. Giancotti ed., Edizione San Marco dei Giustiniani, Genova 2009, p. 191. Tutte le prose liriche saranno citate da questa edizione.

³⁸ Nota al testo di Matteo Giancotti, curatore della raccolta, che aggiunge: “Rebora, tornato ‘come Lazzaro’ dalla morte, non riconosce più vita intorno a sé e anzi, dove c'è vita, porta coi suoi occhi il ghiaccio della morte”. Cfr. C. Rebora, *Frammenti di un libro sulla guerra*, p. 192.

³⁹ Entrambe le citazioni in M. Giancotti, introduzione e nota al testo di C. Rebora, *In orario perfetto*, p. 108 e p. 114, nota 44.

⁴⁰ Tutte le citazioni del testo di Rebora sono in C. Rebora, *In orario perfetto*, pp. 110-111.

⁴¹ A. Dei, *Rebora 1914-1917*, “Studi e problemi di critica testuale”, 25, 1982, p. 171.

Redimerà ciò che è perso
Di noi, i putrefatti di qui⁴².

Da queste parole, che paiono risuonare dal regno dei morti, affiora la figura di Lazzaro, richiamato dall'appellativo "i putrefatti" con cui il poeta definisce i soldati. Il resuscitato, infatti, pur essendo vivo, porta sul corpo i segni della morte: "proporzioni mostruose, orribili protuberanze, sotto le quali si avvertiva la secrezione fetida dell'imputridimento"⁴³.

Altrove il poeta chiama i soldati i "semivivi"⁴⁴, uomini nel limbo tra la vita e la morte: l'espressione ricorre anche nella novella *Lazzaro*, riferita a due personaggi – l'artista romano e l'imperatore Augusto – che, imbattutisi nel resuscitato, sperimentano quel sentimento di estraneità alla vita che atrofizza il cuore. Anche in questo caso l'aggettivo scelto da Reborà è il risultato di una traduzione marcata, dal momento che nell'originale russo Andreev usa il participio del verbo "omërtvet"⁴⁵, traducibile con 'impiettrirsi, intorpidirsi'. La versione italiana Rakovska-Perroni, infatti, rende la prima occorrenza del termine con "anima intorpidita"; mentre opta per la perifrasi "il suo cuore già stretto da un torpore mortale"⁴⁶, per tradurre il successivo "ego omertvevšee serdce" (il suo cuore intorpidito). Il testo reboriano, invece, in entrambe le occorrenze usa l'aggettivo "semivivo"⁴⁷, che subito rimanda all'esperienza del poeta al fronte. Nella prosa lirica *Stralcio*, ad esempio, i "semivivi" sono proprio coloro che non godono né della pienezza della vita, sostituita da un'arezza rassegnata, né dell'oblio della morte, che rimane soltanto una prolungata agonia:

Soltanto la vita ci manca – ma l'arezza supina, l'ebetudine persa; la morte ci manca
– ma l'agonia che nell'assurdo mistero cinico ci avviluppa e costringe e restringe⁴⁸.

Tale condizione richiama proprio la figura di Lazzaro:

Giacché, finora, era stata così: che il morto solamente la morte conosceva, e il vivo conosceva solamente la vita – e non c'era ponte tra essi. Ma costui, anormale, conosceva la morte; e spaventevolmente enimmatica era la conoscenza sua⁴⁹.

Meritevoli di osservazione sono anche altre espressioni riferite a Lazzaro, come nel passo seguente:

⁴² Entrambe le citazioni in C. Reborà, *Voce di vedetta morta*, p. 85.

⁴³ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Reborà, p. 20.

⁴⁴ "Né i morti hanno urgenza, né i semivivi han guadagno ad affrettare la morte". In C. Reborà, *Stralcio*, p. 155.

⁴⁵ "разбудить омертвевшую душу" [svegliare l'anima intorpidita], "и острой, спасительной болью пронизалось его омертвевшее сердце" [e il cuore intorpidito fu trafitto da un acuto e salutare dolore], in L. Andreev, *Eleazar*, pp. 202 e 208.

⁴⁶ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rakovska-Perroni, pp. 216 e 224.

⁴⁷ "Nella lusinga di [...] ridestarne l'anima semiviva" e "e un penetrante dolore salutare gli trafisse il semivivo cuore" in L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Reborà, pp. 39 e 51.

⁴⁸ C. Reborà, *Stralcio*, p. 156.

⁴⁹ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Reborà, p. 46.

Così – maschera di cadavere (dove la morte aveva signoreggiato tre giorni nella tenebria) in pompose vesti nuziali, riscintillanti di aureo giallo e di sanguigna porpora, incumbente e taciturno, già spaventevolmente spersonato e incomunicabile – senza che alcuno n’avesse coscienza, fra amici e congiunti sedeva egli a convito⁵⁰.

La qualità di Lazzaro tradotta da Reborà con “incumbente” è espressa, nell’originale, dall’aggettivo “tjaželyj”, la cui traduzione più immediata sarebbe, relativamente al contesto, “pesante, severo, gravoso, opprimente, intrattabile”⁵¹. La versione Rakovska-Perroni traduce “grave”, facendo risaltare, per contrasto, la particolarità della scelta reboriana. Sfruttando la varietà di significato del termine russo e ricorrendo ad un participio presente in funzione di aggettivo, tratto peculiare della sua scrittura, il poeta seleziona il corrispettivo italiano di “tjaželyj” più legato all’idea della pesantezza fisica, associandolo poi a una idea di minaccia imminente, contenuta, infatti, nel significato stesso di “incumbente”, che indica appunto qualcosa “che sovrasta, che si approssima minacciosamente; qualcosa di imminente, che urge”⁵². Penetrando nelle pieghe del testo Andreeviano, Reborà va alla ricerca di soluzioni espressive in grado di rappresentare la personalità di Lazzaro, la cui presenza grava, infatti, sulle teste degli uomini del villaggio come un monito di qualcosa che ineluttabilmente avverrà: è la morte che, attraverso il suo sguardo, si impone.

Lo stesso avvertimento di minaccia è presente nelle prose liriche reboriane di questo periodo, nella quali la morte regna sovrana su scenari di assoluta desolazione. Così, ad esempio, la prosa lirica *Fonte nella macerie*:

Gluglù, c’era una volta, e sempre c’è, l’acqua a sgorgare – e la fontana più.
Dicitura dell’amen sul paese che fu [...].
Al cielo spalancata ora la chiesa – breve inferno di santi; giù dalla croce, crocifisso Gesù [...].
Risorto il cimitero – incombe – in libertà di scheletri le tombe.
Gluglù, c’era una volta, e sempre c’è, nel forato silenzio l’acqua che va giù: cammino ancora a chi non sa il destino [...]⁵³.

⁵⁰ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Reborà, p. 21. Di seguito il passo nell’originale in lingua russa: “Так с лицом трупа, над которым три дня властвовала во мраке смерть, – в пышных брачных одеждах, сверкающих желтым золотом и кровавым пурпуром, тяжелый и молчаливый, уже до ужаса другой и особенный, но еще не признанный никем, – сидел он за столом пишества среди друзей и близких” (L. Andreev, *Eleazar*, p. 193). Se ne propone anche una traduzione letterale: “Così con il volto di cadavere, sul quale la morte aveva signoreggiato tre giorni nelle tenebre, – in sfarzose vesti nuziali, scintillanti di oro giallo e di sanguigna porpora, severo e taciturno, già diverso e strano da far paura – ma ancora nessuno se ne era accorto – lui sedeva al tavolo del banchetto in mezzo ad amici e parenti”.

⁵¹ V. Kovalev, *Dizionario russo-italiano, italiano-russo*, Zanichelli, Bologna 2007, s.v. Si veda anche *Slovar’ sovremennoego russkovo literaturnogo jazyka v 17 tomach*, Akademii Nauk SSSR, Institut russkogo jazyka, Moskva Leningrad 1950, vol. XV, s.v. “тяжёлый”, nel significato relativo ad una persona: “неприятный в общении, общежитии, угнетающе действующий на окружающих своим нравом, характером” [persona spiacevole nella conversazione e nella convivenza, opprimente, che influenza gli altri con la propria indole, il proprio carattere].

⁵² *GDLI*, vol. VII, s.v. “incumbente”.

⁵³ C. Reborà, *Fonte nella macerie*, p. 206.

Rebora usa qui lo stesso termine che nella novella è riferito a Lazzaro: il verbo “incombe” è posto in una posizione di rilievo, isolato da due pause che costringono a soffermarsi su di esso e avvertirne il peso del significato. La frase in cui il verbo è incastonato è formata da due versi in rima, un novenario e un endecasillabo, in cui il suono cupo della ‘o’, acuito dall’allitterazione del gruppo consonantico ‘tr’ rimarcano la sensazione di minaccia. La rima ‘incombe-tombe’ pone in stretta relazione i due termini, poiché è appunto la morte a sovrastare minacciosamente tutta la scena. Il giocoso sgorgare dell’acqua, unico segnale di vita, appare infatti inutile poiché nessuno ve ne attingerà più, e il rigolo che discende sotto terra vale solo a indicare l’inevitabile fine di tutti e di tutto.

L’incombere della morte è richiamato spesso dall’immagine dei morti insepolti, scenario terribile e ricorrente in guerra, come nella lirica *Camminamenti*:

Piccone sordo
 Morder gravame,
 Fin che la notte resista:
 Galeotta pista
 Maciullar pietrame,
 Fin che nel mondo s’insista:
 Incomber teso
 Che nessuno torni
 Di chi fu preso,
 Frana di morti
 Su noi vivi ancora
 Insostituibilmente nativi⁵⁴.

I versi, pubblicati su “La Tempra” nel febbraio del 1917, sono le parole dei soldati costretti la notte a scavare un passaggio nella roccia: lavorano come automi, con movimenti impersonali resi in poesia dall’uso degli infiniti e dalla sintassi spezzata, mentre aleggia fra loro l’idea che nessuno tornerà (“incomber teso che nessuno torni”). Ancora ritorna il verbo “incombere” legato all’immagine della morte che, infatti, pesa sulle schiene dei soldati, nel tormentoso ricordo dei compagni morti.

Oltre che “incombente e taciturno”, il protagonista del racconto di Andreev è descritto da Rebora come “spaventevolmente spersonato e incomunicabile”. Nel testo russo il protagonista appare “do užasa drugoj i osobennyj”⁵⁵, che la versione Rakovska-Perroni traduce fedelmente con “spaventosamente mutato e strano”⁵⁶. L’aggettivo russo “drugoj” significa, infatti, come attributo di una persona, ‘altro, diverso’⁵⁷; mentre “osobennyj” è traducibile

⁵⁴ C. Rebora, *Camminamenti*, p. 171.

⁵⁵ L. Andreev, *Eleazar*, p. 193.

⁵⁶ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rakovska-Perroni, p. 205.

⁵⁷ “другой, следующий за первым, второй; иной, инный, не тот или не этот”, in V.I. Dal’, *Tolkovyj slovar’ živogo velikorusskogo jazyka*, Izd. Citadel’, Moskva 1998, s.v. другой.

con ‘particolare, che si distingue dagli altri’⁵⁸, in questo caso, appunto, “strano”. Dunque anche in questo caso Rebora si discosta dalla traduzione letterale, approdando ad una soluzione del tutto personale. Interrogandosi sulla natura della stranezza di Lazzaro, egli ne individua all’origine l’incapacità e l’impossibilità di comunicare la propria esperienza, rimanendo, di conseguenza, incompreso e estraneo, appunto “incomunicabile”.

A partire dal 1915 il problema dell’incomunicabilità dell’esperienza al fronte è uno dei temi principali, ricorrente in quasi tutte le lettere del poeta dall’agosto al dicembre di quell’anno: “quanta esperienza non dicibile”; “di me non posso dir nulla”; “se non scrivo più perdonatemi”; “le attività clementiane soffrono tanto, e allora è meglio star zitti”; “ma la mia intimità devo tacere a voi”; “come è possibile in condizioni simili dare notizie di sé?”; “L’orrore di ciò che mi circonda [...] non mi lascia espressione più”; “di me, non dico”; “innarrabili noie”; “tutto ciò che è indicibile ora”. A impedire l’espressione è l’ineffabilità degli orrori vissuti al fronte, ciò che giustifica anche l’esasperata sperimentazione linguistica delle prose liriche di guerra, componimenti con i quali, dopo un lungo periodo di silenzio, tornerà a scrivere. Inoltre, il processo di disumanizzazione a cui sono sottoposti i soldati non lascia spazio ai sentimenti umani: “il tormento interno non vale (dicono) ora – e quindi non ha nessunissima importanza!”⁵⁹, e la voce, di conseguenza, si riduce a un “guardar di spurgo”⁶⁰, come quella che caratterizza anche l’elocuzione del personaggio andreeviano:

Le parole che eccezionalmente articolava, erano elementari, meccaniche, indispensabili: suoni privi di elaborazione e profondità, come quelli che servono all’animale per esternar pena e soddisfacimento, sete e fame. Potrebbe un uomo tutta la vita dire tali parole, e nessuno conoscere mai l’intima gioia o l’intimo tormento della sua anima⁶¹.

Dunque impossibilità e incapacità di esprimersi, ma anche di essere compresi, data la mancanza di terreno comune, come dichiarano i versi della già citata *Voce di vedetta morta*, dove il “non dire”, ripetuto in anadiplosi, segna una distanza necessaria tra chi ha vissuto quella circostanza e chi invece rimane nell’incoscienza:

Però se ritorni
Tu uomo, di guerra
A chi ignora non dire;
Non dire la cosa, ove l’uomo
E la vita s’intendono ancora⁶².

⁵⁸ “особый; отличный от прочих, иной, другого разбора; отличный, в знач. превосходный, лучший, особенно хороший”, in V.I. Dal’, *Tolkovyj slovar’ živogo velikoruskogo jazyka*, s.v. “особенный”.

⁵⁹ Citazioni dall’epistolario di Rebora, nell’ordine: lettere ad A. Monteverdi, p. 289; alla sorella Marcella, p. 289; al padre, p. 292; al padre, p. 295; alla madre, p. 296; a S. Aleramo, p. 299; alla madre, p. 304; alla madre, p. 305; alla madre, p. 306; ad A. Monteverdi, p. 309; a L. Mazzucchetti, Zona di Guerra 14 settembre 1915, p. 295.

⁶⁰ C. Rebora, *Stralcio*, p. 156.

⁶¹ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rebora, p. 21.

⁶² C. Rebora, *Voce di vedetta morta*, p. 85.

I versi ammoniscono il reduce a non rivelare l'orrore della morte "a chi ignora" cosa essa sia, poiché "dire" quel segreto farebbe crollare tutta la realtà, gettandola nella disperazione del nulla. È ciò che accade all'inizio della novella di Andreev, quando, nel mezzo del banchetto, la domanda rivolta a Lazzaro sulla morte "nudò la verità in tutto il raccapriccio"⁶³. Da quel momento nessuno si avvicinerà più a lui.

Ancora, Reborà definisce Lazzaro "spersonato". Egli sostituisce all'aggettivo "drugoj" un participio passato, che, confermando un tratto caratteristico dello stile reboriano, esplicita l'azione che ha condotto Lazzaro ad essere 'diverso', sottolinea cioè il processo di privazione della personalità. Non a caso il termine adottato dal poeta è un neologismo, creato dal participio passato di un verbo derivato dal sostantivo 'persona', preceduto da 's' sottrattiva, il cui valore è intensificato dall'allitterazione con l'avverbio precedente: "spaventevolmente spersonato". Tale prefisso, osserva Fernando Bandini, ha un valore "violentemente separativo o intensivo"⁶⁴ e caratterizza molti verbi del dettato reboriano, in quanto espressivo di un processo di frattura e dissoluzione. Reborà, infatti, mediante l'uso del solo participio "spersonato" riesce ad esprimere tutto quel processo di disintegrazione che conduce Lazzaro allo stato di estraneità e indifferenza: un progressivo appiattimento della propria personalità e volontà, conseguente alla scoperta della cupa vertigine del nulla.

È evidente che con questa scelta di traduzione, così pensata ed espressiva, Reborà intende comunicare qualcosa in più del generico cambiamento espresso da "drugoj", qualcosa che, testimoniano ancora le lettere coeve, egli stesso ha sperimentato. Scrive infatti a Francesco Meriano nel marzo del 1917: "un po' come Lazzaro, a chi m'invita vado infinitamente spersonato – gravitante soltanto nell'essenza tremenda delle cose"⁶⁵. Lo stesso processo di distruzione dell'individualità descritto da Andreev sembra essere, infatti, quello vissuto dal poeta nei mesi al fronte sotto l'effetto della "routine macabra e vana" della guerra, che trasforma tutti gli uomini in soggetti anonimi, confusi nella massa. Il fango, il freddo, l'orrore, la minaccia incessante della morte e la convivenza con essa, distruggono l'umanità dei soldati, riducendo la loro vita alle sole necessità primarie di sopravvivenza, dove "mangiare e coprirsi è ormai l'unica soddisfazione". La guerra "dove si vive e si muore come uno sputerebbe", disumanizza la persona, porta all'"imbestiamento", muta i soldati in un "branco cavernicolo"⁶⁶. È una condizione di paralisi dell'io che si riflette anche nelle liriche di guerra, come è documentato in *Perdono?*, dove il poeta si dimostra incapace di ritrovare dei sinceri sentimenti umani: il suo cuore è "impietrito"⁶⁷ anche davanti al cadavere di un compagno:

⁶³ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Reborà, p. 22.

⁶⁴ F. Bandini, *Elementi di espressionismo linguistico in Reborà*, in *Ricerche sulla lingua poetica contemporanea*, Liviana editrice, Padova 1966, p. 17.

⁶⁵ Lettera a F. Meriano, Milano 5 marzo 1917, p. 355.

⁶⁶ Citazioni dall'epistolario di Reborà, nell'ordine: lettere alla madre, Zona di guerra 28-29 novembre 1915, p. 304; alla madre, Zona di guerra 22 novembre 1915, p. 303; a L. Mazzucchetti, Zona di guerra 3 dicembre 1915, p. 306; alla madre, Zona di guerra 28-29 novembre 1915, p. 304; a L. Mazzucchetti, Zona di guerra 3 dicembre 1915, p. 306.

⁶⁷ Lettera alla madre, Zona di guerra 28-29 novembre 1915, p. 304. Interessante l'uso di questo verbo, "impietrito", soprattutto se visto in relazione ad una lettera successiva inviata ad Antonio Banfi in cui Reborà si paragona

Feci come per tergerlo al cuore – ma viscido anche il mio cuore. Perdono?
 Diedi come a fasciarlo di sguardi – ma senza benda i miei sguardi. Perdono?⁶⁸.

Nel 1925, in una lettera a un compagno d'armi, Rebora riguarda con lucidità a quei mesi e afferma:

Gettato a faccia a faccia con i diavoli della Città del Male, non seppi scansarmi dal guardare il viso impietrante di Medusa che essi mi sbarattarono davanti agli occhi – e anziché mirare al fine ideale e con l'aiuto dell'alto vincere le difficoltà e aprire le porte verso il Bene, io retrocessi, non resistendo al disumano presente, sin quasi alla negazione passiva e agitata degli ignavi⁶⁹.

Tra i vari riferimenti danteschi presenti nella lettera compare anche la figura di Medusa, stesso personaggio mitologico che, nelle pagine del racconto di Andreev, viene paragonato a Lazzaro, il cui sguardo ha la stessa capacità di pietrificare tutto ciò che incontra⁷⁰. Egli, infatti, una volta resuscitato non sa più dare valore alle cose circostanti: “andava così in isfacelo, sotto l'estraneo guardare del redivivo tutto ciò che serve ad affermare la vita, il suo senso, la sua gioia”⁷¹. Anche Rebora, vista tutta la malvagità di cui l'uomo è capace, afferma: “il mio cuore è diventato una medusa”⁷², e cade nella negazione della vita, definita in *Stralcio* “un assurdo mistero cinico”⁷³.

Tuttavia il Rebora-Lazzaro che torna dalla guerra, pur essendo un uomo dall'umanità sfasciata, è un “Lazzaro che deve vivere”⁷⁴, ed è proprio questo attaccamento alla vita che lo differenzia dall'eroe andreeviano. Gli occhi di Lazzaro si mutano e, da portatori di morte, si fanno testimoni di amore: “Se il vivere ha significato qualcosa, i miei occhi ancora sbarattati lo testimoniano, e (se mi sarà dato) faranno vedere, da Lazzaro amore”⁷⁵. L'intuizione di una bontà che permane in qualsiasi circostanza, scoperta al fronte nell'umanità dei suoi soldati, è ciò che inizialmente lo induce a desiderare di poter tornare a vivere⁷⁶, e successi-

al Conte Ugolino della *Divina Commedia*: “io sono come un ugolino anonimo, fra lezzo di vivi e di morti, imbestiato e paralizzato per la colpa e la pietà, e l'orrendezza degli uomini [...]” (lettera ad A. Banfi, *Zona di guerra* 7 dicembre 1915, p. 307). È proprio il Conte Ugolino, infatti, che recita il verso dantesco “Io non piangea, sí dentro impetrai” (v. 9). Il canto XXXIII dell'*Inferno* della *Commedia* di Dante è usato, insieme al *Lazzaro* di Andreev, come paragone della propria esperienza.

⁶⁸ C. Rebora, *Perdono?*, p. 165.

⁶⁹ Lettera a G. Capristo, Milano 3 novembre 1925, p. 590. Il riferimento a Medusa è in *Inferno* IX, vv. 52-57. Medusa è qui invocata dalle tre Furie, custodi della Città di Dite, affinché pietrifiichi con il suo sguardo Dante. Si noti inoltre il riferimento agli ignavi.

⁷⁰ “È mia cognizione che la tua testa ha virtù simile a quella di Medusa, e tramuta in pietra chiunque tu guardi” (L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rebora, p. 47).

⁷¹ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rebora, p. 41.

⁷² Lettera ad A. Monteverdi, Milano 25 maggio 1916, p. 322.

⁷³ C. Rebora, *Stralcio*, p. 156.

⁷⁴ Lettera a D. Malaguzzi, Milano 17 febbraio 1916, p. 315.

⁷⁵ Lettera a G. Boine, Milano 6 febbraio 1916, p. 314.

⁷⁶ Emblematica è una lettera scritta dal fronte alla madre: “Dopo aver visto Gino, il bisogno di rivivere mi si è fatto esasperante [...]. Sono comandante di Compagnia, con responsabilità e noie infinite; ma l'affetto dei miei

vamente a spendersi e a scrivere affinché questa umanità sia preservata e coltivata. Riscoperta la sua funzione di poeta, Reborà torna a scrivere, non più nei panni di un Lazzaro “incomunicabile”, ma che chiede di accogliere la parola:

Accogli, Brigata, una parola – da uno che spersonato nel male del tempo rimane tuttavia insanabilmente uomo [...]. Una parola come non mia, che equivalga a una tacita coscienza diffusa [...]. Ora, Brigata, vuoi accogliere questa parola da un Lazzaro, che chiamato venne a te senza intenzione né parte? [...] Tagliar netto alla “boria” e offrire anche solo un pane, nutrimento a qualcosa di più che è in noi e dappertutto? Cosa significa la persona, quando non è pretesto di una nobiltà? [...] Aver la forza della propria miseria o umiliazione – la lealtà di affrontare il proprio vuoto: ma questo forse vuol dire qualcosa di troppo superbo e rispettoso insieme⁷⁷.

La fiducia nella bontà del prossimo sarà il preludio per la ricerca di una Bontà che con la sua presenza redima il male sofferto. Il cammino del personaggio andreeviano e quello di Reborà, dunque, si separano: il primo rassegnato a un destino malvagio, il secondo teso nella venuta di qualcosa, o qualcuno, che squarci la monotonia del presente, come si evince dalla lirica posta a chiusura della raccolta *Canti Anonimi*, scritta nel 1920: *Dall'immagine tesa*⁷⁸.

2. *Analisi stilistica*⁷⁹

Nel 1919, anno di pubblicazione di *Lazzaro e altre novelle*, Piero Gobetti pubblica nella sua rivista “Energie Nuove” un’elogiativa recensione delle traduzioni reboriane:

la traduzione di Reborà è un capolavoro, e noi in Italia non siamo abituati a lavori di tal serietà e finezza d’arte [...]. Egli ha dinnanzi un’opera d’arte e vuol farla sentire: il resto non importa e se anche per ciò che sente gli è necessaria una lingua nuova, non se ne sgomenta⁸⁰.

dipendenti mi serve a non lasciare che il veleno giunga al cuore”. Lettera alla madre, Zona di guerra 8 dicembre 1915, p. 308.

⁷⁷ C. Reborà, *Arche di Noè sul sangue*, pp. 227-228.

⁷⁸ “Dall’immagine tesa / vigilo l’istante / con imminenza di attesa / e non aspetto nessuno: / nell’ombra accesa / spio il campanello / che impercettibile spande / un polline di suono / e non aspetto nessuno: / fra quattro mura / stupefatte di spazio / più che un deserto / non aspetto nessuno: / ma deve venire, / verrà, se resisto, / a sbocciare non visto, / verrà d’improvviso, / quando meno l’avverto: / verrà quasi perdono / di quanto fa morire, / verrà a farmi certo / del suo e mio tesoro, / verrà come ristoro / delle mie e sue pene, / verrà forse già viene / il suo bisbiglio”. (C. Reborà, *L’immagine tesa*, in C. Reborà, *Le poesie (1913-1957)*, G. Mussini – V. Scheiwiller ed., Garzanti, Milano 1999, p. 151).

⁷⁹ Per la seguente analisi si è fatto riferimento agli studi di Giuseppe Ghini pubblicati nel già citato G. Ghini, *Reborà e Andreev*, pp. 341-358, e in G. Ghini, *Reborà e “Lazzaro”*, in “In forma di parole”, 3, 1993, pp. 138-155.

⁸⁰ P. Gobetti, *Leonida Andreev in Italia*, p. 346.

Tabella 1

	<i>Andrejev</i>	<i>Rebora</i>	<i>Rakovska-Perroni</i>
1.	и когда он, подобно жениху в брачном одеянии, снова сидел среди них за столом, и снова ел, и снова пил, они плакали от умиления (p. 192)	E quando egli – [...] simile a sposo negli adornamenti nuziali – sedette a mensa di nuovo in mezzo a loro, e di nuovo mangiò di nuovo bevé, piansero essi d'intenerimento (p. 9)	e quando, simile a uno sposo nella veste nuziale, egli sedeva tra loro a tavola, e di nuovo beveva e mangiava, versavano lacrime di tenerezza (p. 203)
2.	чаще случалось так, что равнодушно и спокойно он начинал умирать, и умирал долгими годами, умирал на глазах у всех, умирал бесцветный, вялый и скучный, как дерево, молчаливо засыхающее на каменистой почве (p. 195)	Ma accadeva più spesso ch'egli entrasse in un'agonia di apatica inerzia, e lunghi anni moriva, agli occhi di tutti moriva, moriva incolore, dinervato, riassorbito di tedio, come albero che inavvertito disseccò su pietroso terreno (p. 24)	più spesso accadeva che, calmo e indifferente, cominciasse a morire, e continuasse a morire per anni sotto gli occhi di tutti, apatico, scialbo, tediato come un albero che inaridisce silenziosamente su un terreno pietroso (p. 207)
3.	Но теперь голос его был равнодушен и тускл, и мертвая, серая скука тупо смотрела из глаз. И все лица покрыла, как пыль, та же мертвая серая скука [...] (p. 195)	Ma apatica atona aveva la voce ora, e tedio grigio letale con fissa ebetudine guardava dagli occhi. E un medesimo grigio tedio letale, come polvere ricoprì tutte le facce. (p. 25)	Ma ora la sua voce era atona e vuota, e un grigio tedio spento gli velava gli occhi. E tutti gli altri visi furono offuscati da quello stesso <u>opaco tedio mortale</u> , come polvere grigia. (p. 207)
4.	Никто не заботился об Елеазаре, не осталось у него близких и друзей [...]. Никто не заботился об Елеазаре. (p. 196)	Non si volle curar più nessuno di Lazzaro. Amici e congiunti si squagliarono [...]. Non si volle curar più nessuno di Lazzaro. (pp. 26-27)	Nessuno si prendeva più cura di Lazzaro, ormai. Nessuno degli intimi e degli amici era rimasto con lui [...]. <u>Nessuno si curava di Lazzaro</u> [...] (p. 208)
5.	Приходили, бряцая оружием, храбрые воины, не знавшие страха; приходили со смехом и песнями счастливые юноши (p. 197)	Venivano, con fragor d'armi, prodi guerrieri di fegato sano; venivan ridendo e cantando adolescenti felici (p. 30)	Venivano con grande strepito d'armi prodi guerrieri che non conoscevano la paura; <u>giungevano</u> tra canti e risate allegri giovanotti (p. 210)
6.	подковы <u>стучали</u> , подковы <u>стучали</u> о камень настлоков. (p. 203)	e grande <u>scalpitar</u> di zoccoli ferati, zoccoli di cavalli <u>scalpitavano</u> sulle pietre dei selciati. (pp. 41-42)	e scalpitavano gli zoccoli rimbombando sulle pietre del selciato (p. 218)
7.	но, вместо радостных грез, что дает вино, страшные сны осенили несчастную голову его. Страшные сны стали единственной пищей его пораженного духа. Страшные сны и днем и ночью держали его в чаду своих чудовищных созданий [...]. (p. 204)	salvo che, invece dei voluttuosi vaneggiamenti del vino, s'intenebri la sua testa sotto incubi tremendi. Incubi tremendi che divennero l'unica pastura del suo essere disfatto. Incubi tremendi notte e giorno, che vaporavano mostruose fantasmagorie [...]. (pp. 42-43)	ma invece dei sogni gai ispirati dal vino, incubi paurosi gettavano ombre cupe sul suo misero cervello. <u>Terribili immagini</u> divennero l'unico elemento di quello spirito scosso: <u>sogni terrificanti</u> l'ossessionavano di continuo, notte e giorno con mostruose visioni [...]. (p. 219)

È ciò che lo stesso Reborà definisce “interpretazione espressiva”⁸¹: immedesimarsi nelle ragioni che hanno portato lo scrittore russo a fare determinate scelte stilistiche e cercare di riprodurle sfruttando tutte le possibilità che la lingua italiana mette a disposizione. Come osserva Giuseppe Ghini, infatti, anche quei tratti più caratteristici dello stile reboriano, nella sua produzione originale, non vengono “prestati” indifferentemente ad Andreev, ma messi a servizio dell’opera, nel tentativo di ricreare la peculiarità della scrittura dell’autore, di rendere in italiano costrutti tipici della lingua russa, e di contribuire così, nel modo migliore, alla comprensione del testo.

È il caso dell’iterazione di singoli lessemi o interi sintagmi, fenomeno molto frequente nell’originale, dovuto in parte alla natura della lingua russa ma anche allo stile proprio di Andreev, che ricorre alla ripetizione per scandire il ritmo e marcare il significato della frase. Dal confronto tra la traduzione reboriana e la successiva di Rakovska e Perrone emerge che, laddove questa opta per sinonimi o perifrasi per evitare la ripetizione, Reborà la conserva con voluta insistenza:

Si osservi, per esempio, il punto 2. Nel testo russo Andreev insiste sul verbo “umirat”, morire, che ricorre in anafora quattro volte. Tale ricorso fonetico perde la sua efficacia nella traduzione Rakovska-Perroni che, pur minimamente conservando la ripetizione, non ha più l’obbiettivo di marcare un vocabolo, né tantomeno di scandire il ritmo della frase. Il traduttore, infatti, nell’unica iterazione mantenuta, vanifica con la sua scelta l’anadiplosi cercata dall’autore russo. Nella versione reboriana, invece, il verbo “moriva” ricorre tre volte sulle quattro del testo di partenza, e la sua posizione all’interno della frase dà luogo ad un’epifora e un’anadiplosi, riproducendo in tal modo l’effetto desiderato nell’originale. Significativo anche l’esempio riportato al punto 3, dove Reborà non solo, a differenza della traduzione seriore, conserva la stessa identica catena di aggettivi e sostantivo (disponendoli per asindeto) “grigio tedio letale” e “tedio grigio letale” che traducono il ripetuto “mertvaja, seraja skuka”; ma conserva anche parte della rima andreeviana (mertvaja/seraja) mediante l’omeoteleuto “grigio/tedio”. Dalla tavola sinottica, inoltre, è possibile osservare come Reborà non si limiti ad assecondare lo stile di Andreev ma lo accentui, potenziando, oltre al valore semantico della ripetizione, anche quello ritmico, intessendo la prosa di ulteriori ricorsi fonetici. Così al punto 6, dove il testo reboriano non solo mantiene l’iterazione del testo di partenza, – “podkovy stučali / podkovy stučali” – ma la muta in chiasmo – “scalpitare di zoccoli / zoccoli scalpitavano” – arricchendo l’enunciato con la presenza di una rima “ferrati / selciati”.

È chiaro, dunque, che la ripetizione andreeviana non rappresenta un problema per il traduttore, che è in grado di sfruttarla per rimarcare il senso e scandire il ritmo della frase. Inoltre, come mostra la tabella al punto 4, l’iterazione conferisce una particolare cadenza al testo, secondo un atteggiamento ricorrente nelle prose reboriane di guerra, dove paralle-

⁸¹ “Io tradurrei dal Tolstoj, magari subito e con grandissima voglia, i Cosacchi, o alcuni altri lavori ‘minori’, tutti del periodo solare del Tolstoj. Oppure, con più voglia ancora, qualcosa del Dostoevskij (per es. Nuccia o Annuccia Nisvanoia), che mi obbligherebbe a rinnovare ancora la mia interpretazione espressiva” (lettera a G. Prezzolini, Milano 24 luglio 1919, p. 438).

lismi e *refrains* “formano il fulcro che regge la struttura ritmica”⁸², come accade nella prosa *Senza fanfara*, caratterizzata da una triplice anafora di memoria dantesca:

Si va per la strada profonda spastata ingoiata. Confusion d'ordine; file perdute: barcollii di volumi spossati ricurvi, spossati e cacciati nel buio dal flutto dei morti [...].

Si va per la strada profonda. Come grassa terra bagnata si leva ferita e si volge rovescia [...].

Si va per la strada profonda. Bròntola bròntola, ma pazienza, cannone⁸³.

Oltre all'aspetto ritmico, l'anafora scandisce il tempo della narrazione, sottolineando la ripetitività e la tragica, infera routine della vita dei soldati. Le ripetizioni interne, come “sposati / spossati”, l'epanalessi “brontola brontola” e la pesantezza delle sequenze di trisillabi piani, per lo più asindetici (“profonda spastata ingoiata”, “spossati ricurvi, spossati cacciati”) contribuiscono ad accrescere la sensazione di pesante monotonia.

La sensibilità dell'orecchio reboriano al ritmo e alla musicalità della frase è particolarmente evidente anche nell'esempio al punto 5: Reborà qui rispetta l'anafora dello scrittore russo, così che il verbo “venivano” ricorre due volte a inizio frase come nell'originale “prichadili”. Ma se letto con attenzione, il particolare andamento ritmico dell'enunciato è conferito anche dal numero delle sillabe sapientemente studiato, che infatti dà luogo a due novenari intervallati da un endecasillabo e chiusi da un ottonario:

Venivano con fragor d'armi [novenario]
 Prodi guerrieri di fegato sano [endecasillabo]
 Venivan ridendo e cantando [novenario]
 Adolescenti felici [ottonario]

L'apocope nel verbo “venivan”, che diminuisce di una sillaba il verso, dimostra infatti l'intenzione del poeta di equipararla metricamente alla precedente, introdotta dal medesimo verbo.

Nel corso della novella si incontrano altri casi di versificazione in prosa. Si prenda ad esempio un passo dove l'originale russo presenta l'anafora dell'aggettivo “pustynno” [deserto] e la figura etimologica “more” [mare] / “morskaja” [marino]: “no pustynno bylo more, i morskaja bezdna byla nema i pustynna”⁸⁴. Reborà riprende l'anafora mantenendo la stessa struttura chiasmica: “Ma deserto il mare, muto l'abisso del mare e deserto”⁸⁵. Il passo – che il poeta evidenzia anche graficamente staccandolo dal corpo del testo – presenta altresì

⁸² F. Bandini, *Elementi di espressionismo linguistico in Reborà*, p. 30.

⁸³ C. Reborà, *Senza fanfara*, p. 176. Come accennato, la triplice anafora ricorda l'anafora dantesca: “Per me si va ne la città dolente, / per me si va ne l'eterno dolore, / per me si va tra la perduta gente” (*Inf.* III).

⁸⁴ L. Andreev, *Eleazar*, p. 203.

⁸⁵ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Reborà, p. 41. Nulla conserva invece la versione Rakovska-Perroni, se non la figura etimologica “mare/marino”: “ma il mare era deserto, muto e silenzioso era l'abisso marino” (L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rakovska-Perroni, p. 218).

un particolare andamento ritmico: diventato nominale, infatti, è composto da un senario seguito da un endecasillabo. Analogo espediente compare nella traduzione di “ноч’ prišla, i tjaželoj černotoju nalilsja vozduch”⁸⁶, che Reborà traduce nel dittico composto da un quinario e un endecasillabo: “Cadde la notte: l’aria s’imbevve di greve nerezza”⁸⁷, marcato, sul piano fonetico, dalla serie di geminate e dall’omotonia in ‘e’. Da notare anche l’effetto fonetico del ricorso determinato dal seguito delle geminate ‘dd’, ‘tt’, ‘vv’, e ‘zz’, che sembrano il corrispettivo formale del “greve”.

Conseguenza a tale sensibilità per l’aspetto ritmico della frase è anche la cura nel riprodurre i fenomeni pararimici presenti nell’originale russo o nel crearne di nuovi. Si consideri il passo “smutnuju, sosuščuju tosku” (p. 203), dove il ritmo conferito dall’allitterazione di ‘s’ e di ‘u’ viene riproposto nella versione reboriana con l’allitterazione del gruppo ‘te’ e l’omototeleuto tra i due participi presenti usati in funzione di aggettivo: “perturbante tedio immanente” (p. 42). Altro esempio è nella coppia avverbio-verbo “gromko zakričal” (p. 201), dove il traduttore coglie l’allitterazione della ‘k’ e della ‘r’ e l’efficace valore fonosimbolico dell’avverbio “gromko” [con forza]. Al fine di riprodurre il ricorso fonetico Reborà impiega la figura etimologica ‘gridare grida’, ottenendo così l’allitterazione del gruppo ‘gr’: “a grandi grida si mise a gridare” (p. 201).

In altri casi, invece, è solamente il traduttore che mostra l’intenzione di marcare l’andamento ritmico del testo, come nel passo in cui Andreev descrive il banchetto e, a seguito dell’insistente domanda di un amico a proposito dell’esperienza nella tomba, il piacevole suono dell’orchestra si zittisce lasciando il posto a un inquietante silenzio. Qui il testo originale non utilizza nessun particolare ricorso fonetico: “drožaščim, oborvannym zvukom otkliknulas’ citra” (p. 194), che letteralmente significa ‘con un vibrante/tremante suono spezzato la cetra echeggiò’. Reborà riproduce proprio quel suono ricorrendo all’allitterazione della ‘t’, della ‘r’ e all’omotonia della ‘o’: “con vibratorio tono tronco la cetra echeggiò” (p. 23).

Oltre ai ricorsi fonetici, la prosa reboriana ricorre volentieri alle figure retoriche. Si consideri ad esempio l’uso del chiasmo che spesso interviene in luogo dei parallelismi andreeviani.

Tabella 2

	<i>Andreev</i>	<i>Reborà</i>
1.	сильнее страха и питается страхом (p. 197)	forte della paura e di paura si nutre (p. 29)
2.	без желания что-либо скрыть, но и без намерения что-либо сказать (p. 194)	senza intenzione di dir qualcosa, senza proposito di nulla celare ³¹² (p. 24)
3.	Холодному мрамору я даю жизнь, я плаваю на огне звенящую бронзу	Al freddo marmo io infondo la vita; il bronzo sonoro io fondo nel fuoco ³¹³
4.	бессилено и вяло лежали, сидели	giacevano spossati, indolenti sedevano (p. 41)
5.	эти чудовищные размеры, эти страшные выпуклости (p. 192)	proporzioni mostruose, orribili protuberanze

⁸⁶ L. Andreev, *Eleazar*, p. 201.

⁸⁷ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Reborà, p. 36.

L'andamento della frase scarta con notevole frequenza dalla costruzione standard voluta dal codice linguistico. Accanto alla struttura chiastica, la sintassi viene movimentata dalla presenza di ellissi, iperbati ed anastrofi. Contini, infatti, cita come "rappresentativo della prosa traduttoria di Rèbora"⁸⁸ l'enunciato "scorsero essi una divinamente scolpita farfalla, trasparente le alucce"⁸⁹, caratterizzato dalla presenza di un iperbato e di un accusativo di relazione ("trasparente le alucce"), che conferiscono, insieme con l'inversione, un tono aulico e latineggiante al passo. La posposizione del soggetto è visibile anche in altri punti della traduzione: "non scherzava egli più"; "sedeva egli a convito"; "meno terrifico egli era"; "discendeva egli"⁹⁰.

Frequente è anche l'ellissi del verbo, espediente che rientra nella tendenza alla contrazione sintattica. Si consideri, per portare solo un esempio⁹¹, la forma impersonale "byloticho" [c'era silenzio] della versione originale (p. 194), che in Rebora diventa "Silenzio" (p. 23), mentre la traduzione Rakovska-Perroni riporta "Regnava il silenzio" (p. 206). La scelta del poeta traduttore dimostra più efficacia in ordine alla creazione di una pausa maggiore che lasci percepire l'atmosfera di silenzio. Tale intenzione è confermata anche dal fatto che, in luogo della semplice virgola del testo russo, fedelmente rispettata da Rakovska-Perroni, Rebora preferisce la pausa più forte del punto e virgola.

La modifica dell'interpunzione è frequente nel processo traduttivo. Giuseppe Ghini osserva infatti che "il poeta lombardo [in questa novella] sostituisce più di 70 volte i segni interpuntivi congiuntivi (cioè le virgole), nonché le congiunzioni (da sole o accoppiate a virgole) con segni interpuntivi disgiuntivi (due punti, punti e virgola, punti)"⁹². Non a caso anche la punteggiatura ha un ruolo fondamentale nell'interpretazione del testo tradotto; lo stesso Rebora, infatti, nell'inviare a Prezzolini il manoscritto con la traduzione della *Felicità domestica*, lo prega di "tener conto [...] dei molti *a capo* (specie nella prima parte) ch'io ho intercalato nel romanzo, consigliati da ragioni d'arte e di chiarezza, e giustificati da quel senso di ricreazione e fedeltà interiore che mi governò nel lavoro"⁹³.

Per quanto riguarda ancora la figurativa, di rilevante importanza è l'impiego dell'epanalessi, che contribuisce a valorizzare e amplificare la tendenza dell'autore russo alla ripetizione, sulla quale già ci si è soffermati. Rebora vi ricorre per sostituirci alcune già presenti

⁸⁸ G. Contini, *Esercizi di lettura sopra autori contemporanei*, p. 7.

⁸⁹ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rebora, p. 38.

⁹⁰ L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rebora, nell'ordine: pp. 21, 21, 29, 33.

⁹¹ Si vedano anche altri casi: "трижды всходило [era sorto] и заходило [era tramontato] солнце, а он был [era] мертв" (p. 195) "tre volte sorto e tramontato il sole, egli morto invece" (p. 26); "и уже пустота становилась на месте [subentra al posto] человека и погребальных свечей" (p. 198) "e già il vuoto in luogo dell'uomo e dei ceri" (p. 31); "Ето было [era] нечто чудовищное" (p. 201) "Qualcosa di mostruoso" (p. 38); "много людей на нем находилось [c'erano]" (p. 203) "Molti gl'imbarcati" (p. 40); "но пустынно было [era] море, и морская бездна была [era] нема и пустынна" (p. 203) "ma deserto il mare, muto l'abisso del mare e deserto" (p. 41); "не тронуло [non colpiva/impressionava] Елеазара" (p. 205) "Insensibile, Lazzaro" (p. 46); "Бесшумно разрушился [crollava] Рим, и новый город стал [sorgeva] на месте его" (p. 207) "In un amen Roma dissolta, e una nuova città in suo luogo" (p. 50).

⁹² G. Ghini, *Rebora e "Lazzaro"*, p. 148.

⁹³ Lettera a G. Prezzolini, Milano 24 luglio 1919, pp. 437-438.

nel russo, o, più spesso, le introduce di sua spontanea iniziativa per marcare la valenza di un particolare lessema del testo. Si troveranno così espressioni quali: “si inoltrava nel cuor cuore del palazzo” (p. 46) per rendere il rafforzativo “samiy” nell’espressione “v samoe serdce” [*proprio* nel cuore]⁹⁴; “procedeva più oltre, più oltre, più in fondo, più in fondo” (p. 47), traduzione letterale del testo di Andreev “vce dal’she i dal’she, vse glubže i glubže”⁹⁵, “e ancor penetrava nell’intimo dell’intimo d’ogni particella” (p. 31) in luogo di “i v glubinu častic pronikala ona” [ed essa penetrava nel profondo delle particelle, p. 198].

Significativa, infine, la presenza di tropi in aggiunta a quelli già contenuti nell’originale russo. Pur non essendo quantitativamente rilevanti, essi sono segno dell’attenzione alla componente retorica del testo di partenza, che permette al poeta di sfruttare il processo di traduzione per arricchire la prosa, pur mantenendo intatto il contenuto. Oltre all’ipallage “luminoso di vesti” (p. 34), che traduce il russo “svetlye odeždy” [luminosi vestiti] (p. 199), e l’altro accusativo di relazione “fissi lo sguardo in alto” (p. 37), corrispettivo del russo “smatreli vverch” [guardavano in alto] (p. 201) nelle prime pagine si incontra un altro tropo che non trova corrispettivo nel testo russo: modificando il verbo “zagljanut” [dare un’occhiata] (p. 196), il poeta introduce l’espressione “rinfrescare la vista” (p. 28), creando appunto una sinestesia. Più avanti la coppia sostantivo-aggettivo “rozovym plečom” [con spalle rosee] (p. 203) diventa “con spalle di rosa”, dando luogo ad una metafora, calco di un’altra di creazione andreeviana che occorre poche righe più avanti. Si tratta di un’analogia contenuta nel passo “smejalis’ fontany i ženščiny svoim žemčužym smečom” (p. 203), che letteralmente significa: ‘ridevano la fontane e le donne con il loro riso di perla’. La versione Rakovska-Perroni scioglie il paragone sottinteso, cercando di spiegarne i nessi logico semantici: “scrosciavano i getti delle fontane e squillavano le risate delle donne come uno sgranare di perle” (p. 218). Reborà, invece, mantiene la concentrazione dell’analogia: “ridevano donne e fontane un ridere di perla” (p. 41). Tale scelta è indicativa dello stile del poeta: il verbo ‘ridere’, da intransitivo, diventa transitivo e regge il complemento oggetto “un ridere”, che in origine era complemento di modo (“smečom”, ‘con una risata’). Si crea così una figura etimologica “ridevano [...] un ridere”, dove il verbo usato in funzione di sostantivo riflette un’altra tipica tendenza dello stile reboriano, cioè l’uso dell’infinito in funzione di sostantivo. Bandini, analizzando il linguaggio poetico di Reborà, afferma infatti: “in questo cospicuo aspetto della lingua di Reborà vanno anche iscritti gli infiniti e i participi che traspongono l’idea verbale sul piano funzionale del sostantivo o dell’aggettivo e denotano, ancora una volta, la prevaricazione della sfera verbale su quella nominale. Frequentissimo [infatti] l’infinito in funzione di sostantivo”⁹⁶. Inoltre, anche la volontà di conservare la metafora usata dallo scrittore russo è rivelatrice dell’identità del traduttore che, come osserva Pier Vincenzo Mengaldo, predilige alla “similitudine distesa del come [...] metafore ed analogie sinteti-

⁹⁴ L. Andreev, *Eleazar*, p. 205. La traduzione Rakovska-Perroni non si preoccupa di tradurre “samoe”, e opta per il semplice “nel profondo cuore del palazzo imperiale” (L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rakovska-Perroni, p. 221).

⁹⁵ L. Andreev, *Eleazar*, p. 206. Si consideri la traduzione Rakovska-Perroni che in questo caso cambia il testo russo e ripropone la perifrasi “nel cuore del palazzo” (L. Andreev, *Lazzaro*, trad. it. Rakovska-Perroni, p. 222).

⁹⁶ F. Bandini, *Elementi di espressionismo linguistico in Reborà*, p. 18.

che”. Un esempio è appunto quello del “cortocircuito analogico di tipo sintetico in cui il figurante funge, tramite *di*, da sostegno del figurato”⁹⁷: “ridere di perla”.

La maggior parte delle analogie sintetiche presenti nella traduzione, tuttavia, sono il risultato della sintesi delle similitudini andreeviane che Reborà ottiene in alcuni casi mediante l'eliminazione della congiunzione “kak” [come]. Un esempio è ravvisabile nel passo “i prodolžali sidet' [...] kak tusklye ogon'ki” (p. 195), tradotto fedelmente da Rakovska-Perroni con “e continuavano a sedere [...], simili a fuochi scialbi” (p. 207). Nella versione reboriana la similitudine si trasforma in apposizione, dando così origine ad una metafora: “e permanevano seduti [...], fuochi fatui sperduti in un campo notturno” (p. 25). Un altro espediente è la traduzione del paragone espresso in russo con il caso strumentale, che Reborà sfrutta per sintetizzare la similitudine. Qui, ad esempio, il russo “smutnoj tolpoju toskujuščich tenej” [come una confusa folla di ombre rattristate] (p. 203), diventa in Reborà “marinai e inviati, in torbida turba di ombre tediare” (p. 41), dove la breve preposizione ‘in’ riassume l'analogia espressa da Andreev.

Se nell'attenzione al ritmo emerge il poeta, nella preferenza alle analogie sintetiche, come in molti altri aspetti, è possibile riconoscere lo stile espressionista di Reborà, che agisce sul codice linguistico tendendolo al massimo delle sue possibilità. Il primo aspetto da considerare è il trattamento dei verbi, elemento caratteristico di uno stile che per primo Contini definì “verbale”⁹⁸. Seguendo la classificazione che ne fa Bandini, anche nella traduzione di Andreev si possono rintracciare i medesimi usi particolari del verbo, primo fra tutti “l'estrema libertà del poeta nei confronti delle forme in cui [...] si presenta tradizionalmente”⁹⁹. Si trovano, infatti, verbi transitivi usati intransitivamente: “ridevano un ridere”, “esplodevano la loro adorazione al miracolo” (pp. 19-20), “ventar la sua folata fredda” (p. 36); o riflessivi trasformati in intransitivi assoluti: “il globo bassava” (p. 29); “i cipressi incurvavan” (p. 27); “come albero che disseccchi” (pp. 24-25). Tale uso del verbo è spesso conseguenza di un'esigenza espressiva: come Bandini osserva per la lirica, il verbo usato in questo modo e collocato in un particolare contesto acquista infatti nuove risonanze¹⁰⁰. Si prenda ad esempio il passo sopra citato: “e in entusiastiche esclamazioni esplodevano la loro adorazione al miracolo”, che riassume la corrispettiva russa “v burnych vosklicanijach vyražali svoe poklonenie čudu” (p. 192), traducibile letteralmente con “in forti/impetuose esclamazioni esprimevano la venerazione per il miracolo”. Reborà dunque riassume nel verbo “esplodere” sia l'azione del verbo “vyražat” (esprimere) sia l'idea veicolata dall'aggettivo “burnyj”, i cui significati sono “tempestoso, burrascoso, impetuoso”¹⁰¹. Il verbo scelto dal poeta acquista maggiore rilievo semantico rispetto agli altri elementi della frase, dimostrando una potente sinteticità espressiva. Simile procedimento si può vedere nella traduzione di “kto-to [...] v bezobraznoj nagote otkryl istinu” (p. 193), letteralmente

⁹⁷ Entrambe le citazioni in P.V. Mengaldo, *Storia della lingua italiana. Il Novecento*, Il Mulino, Bologna 1994, pp. 212-213.

⁹⁸ G. Contini, *Esercizi di lettura sopra autori contemporanei*, pp. 6-7.

⁹⁹ F. Bandini, *Elementi di espressionismo linguistico in Reborà*, pp. 15-16.

¹⁰⁰ *Ibid.*, p. 16.

¹⁰¹ V. Kovalev, *Dizionario russo-italiano, italiano-russo*, s.v. бурный.

traducibile con ‘qualcuno [...] rivelò la verità nella sua disgustosa nudità’. Rebora usa invece il verbo ‘nudare’ che condensa in sé il concetto espresso dal verbo russo ‘otkryt’ [rivelare] e dal sostantivo ‘nagota’ [nudità], sfruttando al massimo la capacità espressiva del verbo. Calzante, anche per questa scelta traduttiva, è l’osservazione di Mengaldo: “Rebora è stato giustamente ammesso alla categoria dell’espressionismo stilistico per la carica di violenza deformante con cui egli aggredisce il linguaggio, lo sollecita a farsi azione e quasi lo scaglia contro la realtà”¹⁰².

Sempre per quanto riguarda la traduzione dei verbi notevole è l’uso di termini ricercati, scelti non tanto per il loro significato ma per la particolarità del significante, evocativo del concetto che il poeta vuole esprimere. Lo stile di Rebora si caratterizza, infatti, per un “gusto [...] per parole capaci di esprimere, in virtù dei caratteri sonori, qualcosa che ne superi il senso”¹⁰³. Si veda ad esempio il dantismo ‘springare’¹⁰⁴, intransitivo, usato da Rebora transitivamente per tradurre “vzbivaja kopytami bryzgi” [battendo con gli zoccoli sugli spruzzi] (p. 203). Rebora traduce: “springando gli zoccoli via solcasse tra gli spruzzi” (p. 41), in cui il dantismo sembra essere scelto non tanto per il suo significato – ‘scalciare’ – ma per il suono che, mediante l’allitterazione “springando / spruzzi”, riproduce anche foneticamente l’azione¹⁰⁵. Altri casi di forte espressività verbale sono “fanfalucavano” (p. 41) al posto di “filosofstvoali” [filosofeggiare]; “labbreggiavano” (p. 30) corrispettivo di “čmokali” [schioccare le labbra]; “sbraciavano” (p. 43) in luogo di “vpsychivali” [infiammarsi]; e il verbo “traudivano” (p. 25) che traduce “vnimali” [ascoltare/dare ascolto].

Da notare, inoltre, l’uso del participio in funzione di aggettivo, tipico tratto della “natura fenomenista”¹⁰⁶ della lingua reboriana, frequente anche in questa traduzione, in cui il poeta lo preferisce in luogo di semplici aggettivi. Oltre alla traduzione di “tjaželyj” [grave/serio] e “drugoj” [altro], che, come visto precedentemente, diventano “incombente” e “spersonato”, si osservi la ricorrenza del participio passato “imperturbato” (due volte a p. 24), che traduce l’avverbio e l’aggettivo “spokojno” e “spokojnyj” [calmo], e la presenza di “perturbante” (p. 42) corrispettivo dell’aggettivo “smutnyj” [inquieto] (p. 203), nel testo al caso accusativo. Interessante è anche la scelta traduttiva di “vjalyj” [fiacco] e “skučnyj” [malinconico] (p. 195), a cui il poeta fa corrispondere due participi passati violentemente espressivi: “dinervato” e “riassorbito di tedio” (p. 24). In questo caso la traduzione marcata converte il semplice aggettivo in una metafora, prendendo ispirazione dalla successiva similitudine: “come albero che inavvertito disseccò su pietroso terreno”; Lazzaro, infatti, è talmente impregnato di tedio da inaridirsi. Da considerare anche l’accostamento di un verbo

¹⁰² *I poeti italiani del Novecento*, P.V. Mengaldo ed., Mondadori, Milano 1998, p. 251.

¹⁰³ F. Bandini, *Elementi di espressionismo linguistico in Rebora*, p. 21.

¹⁰⁴ *GDLI*, vol. XIX, s.v. springare. Il lemma è un dantismo, compare infatti per la prima volta nell’accezione ‘spingere’ in *Inf.* XIX, v. 120: “forte spingava con ambo le piote”. Per le presenze dantesche in Rebora si veda l’intervento di Roberto Cicala dal titolo *Dante modello per Rebora. Fortuna critica e postille inedite alla “Divina Commedia”*, in *Clemente Rebora nella cultura italiana ed europea*, pp. 423-442, e *Presenze dantesche in Rebora “religioso” – con un autografo inedito*, “Microprovincia”, 29, 1991, pp. 86-111.

¹⁰⁵ Lo stesso verbo compare anche in alcune prose di guerra. In *Senza fanfara* si legge “zòccola, springa, ristrisce una sopravveniente ferraglia” (p. 176); mentre in *Fantasia di carnevale*, “springa scrolla quel pazzo” (v. 8, p. 61).

¹⁰⁶ F. Bandini, *Elementi di espressionismo linguistico in Rebora*, p. 18.

fisicamente concreto con un sostantivo astratto, marca inconfondibile dello stile reboriano e indicata da Mengaldo come “concretizzazione plastica dei fatti spirituali, ma anche, a rovescio, spiritualizzazione della realtà”.

La confidenza con l'uso del participio si rivela anche nella tendenza del traduttore a conservarlo quando è presente nell'originale russo, dando luogo alla formazione, se non di neologismi, di termini estranei all'uso corrente. Si veda per esempio l'espressione “raggelantesi cuore” (p. 50) che traduce “ledenejuščee serdce” [cuore che si sta ghiacciando] (p. 207), o ancora “togliente ai muscoli il nerbo” (p. 35) corrispettiva del russo “obessilivsvščej [indebolitore] myšcy [dei muscoli]” (p. 195).

Altro segnale evidente dello stile espressionista reboriano è l'accumulazione di lessemi, che contribuisce a quella “*dilatazione a scopi emotivi*”¹⁰⁷ della lingua, caratteristica, afferma Mengaldo, dell'espressionismo di area vociana. Si tratta, in alcuni casi, di accumulazione ternaria per asindeto nella sintassi nominale e verbale: “Tedio pigro vischioso togliente ai muscoli il nerbo” (p. 25); “avido freddo ramingo deserto” (p. 27); “vigorosi belli alteri uomini” (p. 41); “si rinnovava precipite zampillando l'acqua” (p. 39). Più frequenti sono le coppie aggettivali sempre accostate per asindeto: “simpatica equilibrata giocondità” (p. 21); “livida inerte” (pp. 21-22); “glaciale severo” (p. 23); “inconsci crudeli” (p. 28); “grigio letale” (p. 25); “nera gigantesca” (p. 36); “acuto vigile” (p. 47); “atono inerte” (p. 50); “fiero bellissimo viso” (p. 34); “cieco amorfo cumulo” (p. 38); “esile contorto ramoscello” (p. 38). Tali coppie aggettivali, considerate da Mengaldo come indicative di un “gusto della densità”¹⁰⁸, competono in numero con una disposizione degli aggettivi a cornice, di cui si riporta qualche esempio: “greve lezzo cadaverico” (p. 20); “nere pupille sue” (p. 24); “grigio tedio letale” (p. 25); “scalzi piedi enormi” (p. 36) e così via¹⁰⁹. Tali accostamenti sono spesso occasione per arricchire la prosa di ulteriori ricorsi fonetici: “apatica atona” (omotonia e allitterazione del gruppo ‘at’, p. 25); “minacciante tacente” (omoteleuto, p. 43); “occhi cotti riarsi” (assonanza, p. 52); “festose splendenti vestimenta” (omoteleuto, p. 38); “lenti pesanti battenti” (omotonia, p. 50); “vibratorio tono tronco” (assonanza, p. 23); “arruffata barba selvaggia” (assonanza, p. 28).

Notevole è anche l'uso di neologismi derivati da nomi composti, per la maggior parte frutto della traduzione di altrettanti composti di creazione andreeviana. Si incontrano termini quali: “lividopaonazza” (p. 23) corrispettivo di “sine-bagrovaja” [blu-paonazza] (p. 194); “lingua-rapida” (p. 42) da “bystrojazyčnyj” [linguoveloce] (p. 203); “rossoincandescente” (p. 29) in luogo di “bagrovo-krasnyj” [rosso-porpora] (p. 197) e “follegaiò” (p. 41) da “bezumno-veselyj” [pazzo-allegro] (p. 203). La traduzione Rakovska-Perroni, invece, non conserva nemmeno uno di questi vocaboli che sostituisce con: “livida mano” (p. 206); “garrula” (p. 218), “di porpora incandescente” (p. 210), “ebbro e follemente gaio” (p. 218). Oltre ad una maggior fedeltà nei confronti dell'originale, tali esiti dichiarano la libertà di

¹⁰⁷ Entrambe le citazioni in P.V. Mengaldo, *Storia della lingua italiana. Il Novecento*, Il Mulino, Bologna 1994, p. 212.

¹⁰⁸ P.V. Mengaldo, *Il Novecento*, p. 212.

¹⁰⁹ Giuseppe Ghini ne fa uno spoglio completo in G. Ghini, *Clemente Rebori traduttore dal russo*, “Lingua e stile”, 1, 1990, pp. 71-72.

Rebora nei confronti del linguaggio, che non ha paura di tendere al massimo per ottenere maggiore espressività. Appare significativa in proposito la presenza di tali neologismi anche nella produzione originale del poeta, in particolare nelle prose di guerra: si veda, ad esempio, la prosa lirica *Il territoriale consigliato*, dove si incontrano espressioni quali “verdelimone, pelorossigno spinoso”, “il suo contegno-interesse dello Stato”, “buonacattiva impressione”¹¹⁰; o ancora in *Bizzaria e corale di retrovia* l’aggettivo “glaucobruno”¹¹¹ e in *Coro a bocca chiusa* “verdelivido”¹¹².

Resta ancora da considerare la varietà linguistica (diafasica e diatopica) impiegata dal traduttore che spesso, soprattutto nell’ambito lessicale, ricorre a formule del registro colloquiale e a dialettalismi. Una delle motivazioni risiede nella volontà di mimesi del discorso diretto, come si vede ad esempio nell’esclamazione andreeviana “teper ja ponimaju” [ora capisco] (p. 200) che, nella versione reboriana, si colora di un intercalare dialettale “mo’capisco” (p. 5), marcando linguisticamente la provenienza del personaggio. Sempre nello stesso dialogo si legge “in quattro e quattr’otto” (p. 35) in luogo del semplice “tak bystro” [così velocemente] (p. 200); l’intercalare “via” in “ma perché in così bizzarre vestimenta, via, non belle” (p. 5); più avanti, dalla bocca di un altro personaggio, esce l’espressione popolare “in cimberli” al posto di “p’jany” [ubriaco] (p. 204); e “è un aborto” (p. 38) al posto di “eto bezobrazno” [è deforme], (p. 202). In altri casi il ricorso a modi di dire si trova all’interno della normale narrazione: “p’janica” [l’ubriacone] (p. 204) diventa il “crapulone” (p. 42); al posto del gerundio “igraja” [giocando] (p. 199) si trova “gingillandosi” (p. 34); “sotto i raggi a piombo” in luogo di “pod paljaščini lučami” [sotto i raggi roventi] (p. 201); “in un amen Roma dissolta” (p. 50) per tradurre “besšumno razrušilsja Rim” [silenziosamente crollò Roma] (p. 208); e “non si sentiva uno zitto” (p. 40) per “tich” [silenzioso] (p. 203). Il ricorso a tale varietà del codice è un segno inconfondibile dello stile reboriano, riscontrabile in particolare nelle prose di guerra, sia come mimesi del parlato nei discorsi diretti – “ma se avessi le 3,50 me le mangerei. Maledetto il governo, e queste stelletto! Sacromondo!”¹¹³ – sia entrando a pieno diritto nel linguaggio poetico, con espressioni quali: “cercar l’ora di notte”, “ammazzano il tempo”, “il sugo del disegno”, “tu campi nel suo riso”¹¹⁴, “tenersi sul suo”, “incastonati nella ciccia”¹¹⁵, e molti altri. Adele Dei individua proprio nel ricorso allo scherzo verbale, ai proverbi e ai modi di dire “la ricerca di una rinnovata espressività, una specie di grado zero da dove tutto è lecito e possibile”¹¹⁶.

¹¹⁰ C. Rebora, *Il territoriale consigliato*, p. 126.

¹¹¹ C. Rebora, *Bizzaria e corale di retrovia*, p. 101.

¹¹² C. Rebora, *Coro a bocca chiusa*, p. 117.

¹¹³ C. Rebora, *Il territoriale consigliato*, p. 126.

¹¹⁴ C. Rebora, *Bizzaria e corale di retrovia*, pp. 99-100.

¹¹⁵ C. Rebora, *Il territoriale consigliato*, p. 125.

¹¹⁶ A. Dei, *Rebora 1914-1917*, p. 178. Oltre alla necessità espressiva, dietro a tale linguaggio si cela una motivazione più profonda, per cui spesso le frasi fatte vengono ribaltate mediante giochi di parole per comunicare un messaggio più profondo. Esemplificativo è questo passo: “almeno ammazzano il tempo (che infine ammazza loro)” (C. Rebora, *Bizzaria e corale di retrovia*, p. 99). Matteo Giancotti afferma infatti: “in questo modo Rebora compie un sistematico sabotaggio della convenzione linguistica, ‘disturbandola’ proprio nei proverbi e

Al termine dell'analisi condotta si può affermare che la traduzione di Rebora si avvicina a una prosa lirica. Non è un caso, infatti, che, parallelamente alle novelle andreeviane, Rebora lavori alle prose di guerra, definite anche "poesie-prosa"¹¹⁷ per la loro particolare forma, caratterizzata dal trasferimento delle strutture poetiche su un testo in prosa. Egli approda a questo genere nella ricerca di uno stile che sia all'altezza della materia trattata, e la prosa è ciò che meglio si presta alla sua esigenza di raccontare la guerra. La forma tradizionale, tuttavia, non è sufficiente ad esprimere una realtà sconvolta dal male e dalla violenza, e così, il linguaggio prosastico si arricchisce del clima formale delle poesie che, "per la carica di violenza deformante", è riconducibile all'espressionismo stilistico¹¹⁸. La stessa sperimentazione linguistica si riflette anche nella traduzione della novella, scelta, per altro, proprio per la tematica affine. Utilizzando tutti gli strumenti linguistici in suo possesso, e non temendo i confini della tradizione, Rebora è in grado di restituire in veste italiana la peculiarità artistica della lingua di Andreev.

L'attenzione alla veste formale, inoltre, contribuisce alla comprensione del messaggio proposto dall'autore russo: la cura della musicalità del periodo, l'aggiunta di ricorsi fonetici, il gusto per le parole sonore e per i suoni aspri sono quegli strumenti che servono a comunicare ciò che le sole parole non possono esprimere, quell' "allargamento e risonanza dentro e oltre il metro dei versi"¹¹⁹.

La voce del traduttore, che affiora sia nel lessico che nello stile, si fa sentire proprio nel suo tentativo di comprendere maggiormente l'opera che ha di fronte: egli non traduce per uno scopo divulgativo ma lo fa prima di tutto per sé, proponendo così un'opera che, proprio perché vissuta in prima persona, si mantiene viva e attuale anche in un'altra lingua e in un altro contesto. Calzante la definizione di Piero Gobetti: "Rebora traduce per comprendere, e sa pure far comprendere ai lettori il suo autore"¹²⁰.

nelle espressioni idiomatiche, là dove, cioè, è più alta la condensazione di senso comune [...]: è così che la lingua reboriana diviene specchio di una realtà illogica" (M. Giancotti, *Un libro impossibile?*, p. 28).

¹¹⁷ Rebora stesso le chiama in questo modo: "Io ho abbozzato – nei momenti lucidi della mia salute precaria – un volume di poesie-prosa, dove la guerra sarà un motivo di perennità lirica" (Lettera a M. Novaro, 27 ottobre 1916, p. 342).

¹¹⁸ *Poeti italiani del Novecento*, P.V. Mengaldo ed., Mondadori, Milano 1998, p. 251.

¹¹⁹ C. Rebora, *Per un Leopardi mal noto*, in C. Rebora, *Arche di Noè. Le prose fino al 1930*, p. 124.

¹²⁰ P. Gobetti, *Nuove traduzioni*, p. 479.

ARGOMENTARE PARLANDO E PARLARE ARGOMENTANDO: LA POLISEMIA DELLA PAROLA 'ARGOMENTO' NELLA *DIVINA COMMEDIA*

ELENA MUSI

Questo lavoro propone un'analisi semantica della parola 'argomento' nella *Divina Commedia* adottando il punto di vista della teoria dell'argomentazione. Il termine 'argomento', polisemico sin dalle sue origini latine, oltre a indicare il tema di un discorso, fa parte del lessico tecnico dell'argomentazione. I risultati dell'analisi mostrano che i) i significati associati al termine nella *Divina Commedia* hanno sempre un valore meta-argomentativo e sono tra loro metonimicamente relati; ii) si assiste a un progressivo mutamento semantico intratestuale del termine nelle tre cantiche da indicatore di argomentazione pragmatica a indicatore di argomentazione conoscitiva. In ultimo, l'analisi della configurazione inferenziale attivata dal termine in *Paradiso* XXVI getta luce sul complesso rapporto tra fede e ragione soggiacente all'intera opera.

This paper proposes a semantic analysis of the word 'argomento' in Dante's *Divine Comedy*, from the perspective of argumentation theory. The term 'argomento', polysemous since its Latin origins, in addition to indicating the topic of a discourse, is part of the technical lexicon of argumentation. The results of the analysis show that i) the meanings associated with the term in the *Divine Comedy* always have a meta-argumentative value and are mutually metonymically connected; ii) there has been a progressive semantic intratextual change of the term in the three *cantiche* from indicator of pragmatic argumentation to indicator of knowledge argumentation. Finally, the analysis of the inferential configuration activated by the term in *Paradise* XXVI sheds light on the complex relationship between faith and reason underlying the entire work.

Keywords: argumentation, *Divina Commedia*, polysemy, semantics, argumentative indicator

1. Introduzione

Questo lavoro propone un'analisi della polisemia della parola 'argomento' nella *Divina Commedia*. La scelta dell'oggetto d'indagine è coerente con l'approccio teorico a cui afferisce quest'analisi: la teoria dell'argomentazione. Il termine 'argomento', oltre a indicare, nel linguaggio comune, il tema di un discorso, fa parte del lessico tecnico dell'argomentazione. Più precisamente, il termine è una componente semantica essenziale della disciplina: nella tradizione latina l'*argumentatio* si configura come *ratio disserendi*, ovvero come manifestazione verbale dell'argomento¹. Come messo in luce negli approcci contemporanei della Scuola di Amsterdam allo studio dell'argomentazione, definita come "un'attività verbale, sociale e razionale, mirante a convincere un critico ragionevole dell'accettabilità di una tesi

¹ Cfr. "Argumentatio est per orationem argumenti explicatio", in Boezio, *De topicis differentiis*, II, II, 1-2.

tramite un insieme di proposizioni che vengono avanzate per provare o confutare la proposizione espressa dalla tesi², l'argomentare avviene attraverso il discorso. D'altra parte, l'argomentatività è stata considerata come una funzione immanente nel linguaggio, che emerge ogni volta che il parlante "présente un énoncé E1 (ou un ensemble d'énoncés) comme destiné à en faire admettre un autre (ou un ensemble d'autres) E2"³. Quest'approccio radicale al linguaggio, che ridimensiona, adottando un'ottica polifonica, il ruolo dell'informatività come scopo della comunicazione, è stato successivamente ridimensionato. La funzione convenzionale delle parole e delle costruzioni consiste, infatti, nell'informazione che veicolano, a cui si aggiungono effetti retorici a seconda del contesto. Le potenzialità argomentative del linguaggio sono più o meno sfruttate a seconda dello scopo comunicativo che si vuole raggiungere con l'enunciazione di un discorso o la scrittura di un testo. In questa prospettiva risulta giustificata la scelta, tra le opere dantesche, della *Divina Commedia* come contesto d'analisi: trattandosi di un testo con funzione preminentemente narrativa e non argomentativa (come, di contro, il trattato)⁴, ci si aspetta che possa ospitare il più ampio ventaglio dei significati di 'argomento'. Inoltre, il riscontro dei valori argomentativi di questo termine assume una rilevanza maggiore in quanto diventa strumento d'identificazione di microatti argomentativi all'interno di macroatti narrativi. Naturalmente, il vocabolo 'argomento' è solo uno fra i tanti termini che segnalano nella *Divina Commedia* la presenza di passi argomentativi; la sua peculiarità, come spiegato in sezione 2.4, consiste nell'essere un termine con cui allo stesso tempo si parla dell'argomentazione e si fa argomentazione.

Tuttavia, lo scopo che mi sono posta non è semplicemente quello di mostrare la presenza di argomentazione nella *Divina Commedia*. La consapevolezza argomentativa era, infatti, un tratto caratterizzante la cultura filosofica del tempo di Dante, in seguito alla diffusione delle opere di Aristotele, in particolare di *Topici*, *Dialettica* e *Retorica*, grazie alle traduzioni latine di Michele Scotto. L'importanza di Aristotele per la dottrina filosofica dantesca è testimoniata, oltre che da espliciti riferimenti alla sua autorevolezza⁵, anche da rimandi intertestuali più o meno espliciti alle opere aristoteliche che attraversano la *Commedia*⁶. La padronanza di strumenti argomentativi da parte di Dante emerge, inoltre, dall'uso di termini tecnici, quali *quaestio* nel *Paradiso* o *constructio congrua* nel *De Vulgari*

² F.H. van Eemeren – R. Grootendorst, *Una teoria sistematica dell'argomentazione. L'approccio pragma-dialettico*, trad. di A. Gilardoni, Mimesis, Milano 2008 [2004].

³ J.C. Anscombre – O. Ducrot, *L'argumentation dans la langue*, Pierre Mardaga, Liège 1997.

Un'affermazione quale "mangiare in quel ristorante è costoso" è, ad esempio, considerata dagli autori avere un orientamento argomentativo rispetto a una frase come "mangiare in quel ristorante costa 250 euro", in quanto veicola una valutazione negativa probabilmente volta a persuadere l'ascoltatore a non recarsi in quel ristorante.

⁴ Si fa qui riferimento alla tipologia funzionale di testi elaborata da Werlich, cfr. E. Werlich, *A Text Grammar of English*, Quelle & Meyer, Heidelberg 1982.

⁵ Cfr. "Aristotele è maestro e duca della ragione umana", in Dante, *Convivio*, IV, VI, 8.

⁶ Per un compendio di questi rinvii cfr. M. De Matteis, *Argomento*, nel sito *online* [http://www.treccani.it/enciclopedia/ricerca/argomento/Enciclopedia_Dantesca, s.v.](http://www.treccani.it/enciclopedia/ricerca/argomento/Enciclopedia_Dantesca, s.v)

*Eloquentiae*⁷. Il mio obiettivo è, piuttosto, quello di comprendere le motivazioni che hanno spinto Dante ad argomentare. Per fare ciò, è necessario analizzare la configurazione inferenziale dei ragionamenti insiti nei passi argomentativi e la loro funzione nel guidare processi conoscitivi o orientati alla scelta pragmatica. L'ipotesi di partenza è che l'analisi di queste componenti semantico-argomentative costituisca un'euristica utile ad approfondire alcuni aspetti della "tesa reciprocità che Dante pone tra il 'comprendere' dell'intelletto e il 'piovere della verità'"⁸.

Il presente lavoro è strutturato in due parti principali: nella prima (sezione 2) ho introdotto e variamente approfondito alcune nozioni teoriche necessarie alla comprensione dell'analisi, mentre nella seconda (sezione 3) ho presentato l'analisi e tratto i relativi risultati.

In particolare, nella sezione 2 ho mostrato la centralità dello studio della semantica di 'argomento' per l'argomentazione, facendo riferimento alla sua etimologia (2.1). Dopo aver spiegato le nozioni aristoteliche di argomentazione pragmatica e conoscitiva (2.2) ho dedicato due brevi sottosezioni rispettivamente alla nozione di 'indicatore argomentativo' (2.3) e alla polisemia del termine in diacronia, già presente nell'etimo latino. Nella sezione 3 ho presentato l'analisi semantica delle occorrenze di 'argomento' nella *Divina Commedia* (3.1, 3.2) e proposto un'esemplificazione di ricostruzione argomentativa (3.3), dopo avere introdotto lo strumento analitico dell'*Argumentum Model of Topics* (3.3.1).

2. Premesse teoriche

2.1 L'etimologia di 'argomento'

La centralità della parola 'argomento' per la teoria dell'argomentazione appare ancor più chiara se si considera la struttura lessicale del suo etimo latino *argumentum*. Il termine è un sostantivo derivato dal verbo *arguo* ('portare alla luce') attraverso l'aggiunta del suffisso *-mentum* che sta a indicare il modo o il mezzo attraverso cui l'azione designata dal verbo si realizza⁹. La dimensione strumentale dell'*argumentum* è ben specificata nella definizione che ne offre Cicerone: "Argumentum est ratio quae rei dubiae facit fidem"¹⁰ [l'*argumentum* è un ragionamento che serve a mostrare la validità di un'affermazione incerta]. Il meccanismo che permette di effettuare questa validazione è, come chiarificato da Quintiliano, lo sfruttamento di qualcosa di già accertato per dimostrare la verità di qualcosa di dubbio:

⁷ E. Rigotti, *The Argumentative Commitment of Learner and Teacher in Dante's Vision*, in *Activities of Thinking in Social Spaces*, T. Zittoun – A. Iannaccone ed., Nova Publisher, New York 2014, cap. 10.

⁸ C. Ossola, *Introduzione alla Divina Commedia*, Marsilio, Venezia 2012, p. 101.

⁹ Per un confronto con gli esiti di *arguere* e *argumentum* in altre lingue cfr. E. Rigotti – A. Rocci – S. Greco, *The Semantics of Reasonableness*, in *Considering Pragma Dialectics*, P. Houtlosser – A. van Rees ed., Lawrence Erlbaum Associates, Mahwah, NJ/London 2006, pp. 257-274.

¹⁰ Cicerone, *Topica*, 2, 7.

Ergo cum sit argumentum ratio probationem praestans, qua colligitur aliud per aliud, et quae quod est dubium per id quod dubium non est confirmat, necesse est esse aliquid in causa quod probatione non egeat¹¹.

La necessaria presenza d'incertezza perché si possa sviluppare il discorso argomentativo viene ulteriormente rimarcata da Quintiliano nella sua *Institutio Oratoria*, in cui compare tra i criteri per distinguere gli *argumenta* dai *signa*, ovvero gli indizi irrefutabili:

altera [ratio], quod signa, sive indubitata sunt, non sunt argumenta, quia ubi illa sunt quaestio non est, argumento autem nisi in re controversa locus esse non potest, sive dubia, non sunt argumenta sed ipsa argumentis egent¹².

Come messo in luce da Rigotti¹³, la distinzione effettuata da Cicerone tra argomenti e indizi indubitabili è stata a ragione messa in discussione da autori successivi: l'umanista pre-erasmiano Rodolfo Agricola, vissuto nel XV secolo, sottolinea che la dimensione del dubbio è presupposta dall'esistenza della *quaestio*, ma non è un tratto necessariamente caratterizzante gli argomenti. Lo scopo dell'attività argomentativa è, infatti, quello di giungere a conclusioni il più possibili certe. La prospettiva di Quintiliano porterebbe, paradossalmente, a escludere dall'argomentazione il ragionamento matematico che è diretto a ottenere conclusioni indubitabili.

2.2 Argomentazione pragmatica vs. argomentazione conoscitiva

Il termine 'argomento' non ha un diretto corrispondente nella tradizione greca. I corrispondenti semanticamente più vicini nel lessico di Aristotele, antesignano della teoria dell'argomentazione, sono il termine *πίστις* (*pístis*) nella *Retorica* e i termini *συλλογισμός* ('sullogismós') e *λόγος* ('lógos') nei *Topici*, che fanno rispettivamente riferimento alle nozioni più generali di ragionamento e ragione. In particolare, il termine *συλλογισμός* ('sillo-gismo', 'inferenza') è oggetto della prima definizione che si incontra nei *Topici*¹⁴, in cui è caratterizzato come un tipo particolare di discorso: "Sillo-gismo è propriamente un discorso

¹¹ [Così, dal momento che l'*argumentum* è un ragionamento che fornisce una dimostrazione con la quale i vari elementi vengono collegati reciprocamente l'uno per mezzo dell'altro e che conferma ciò che è dubbio attraverso ciò che non lo è, è necessario che all'interno della causa vi sia qualcosa che non ha bisogno di dimostrazione], Quintiliano, *Institutio Oratoria*, V, 10, 11-12. Tutte le traduzioni sono mie.

¹² [il secondo [motivo] è che, quando sono incontrovertibili, i segni non costituiscono prove argomentative, dato che, laddove essi esistano, non c'è motivo per discutere (e d'altro canto non ci può essere spazio per una prova argomentativa se non in una questione che è oggetto di discussione), mentre quando i segni sono dubbi non sono di per sé prove argomentative, anzi sono essi stessi ad avere bisogno di prove argomentative], *ibid.*, V, 9, 2.

¹³ E. Rigotti, *The Nature and Functions of Loci in Agricola's De Inventione*, "Argumentation", I, 2014, pp. 19-37.

¹⁴ I contenuti di questa sezione riguardo ai *Topici* di Aristotele e la loro rilevanza per la teoria dell'argomentazione contemporanea sono rielaborati da E. Rigotti – S. Greco, *Inference in Argumentation: A topical approach to argument schemes*, in preparazione per la Springer Argumentation Library.

in cui, posti alcuni elementi, risulta per necessità, attraverso gli elementi stabiliti, alcunché di differente da essi¹⁵.

Questa definizione fa riferimento al ragionamento di tipo dimostrativo in cui, date premesse vere, la tesi risulta necessariamente vera. Oltre a quello dimostrativo, Aristotele fa riferimento ai processi inferenziali dialettici, in cui le premesse, che coincidono con conoscenze universalmente accettate e contingenti, sembrano essere accettate pur non essendo in realtà. In particolare, nel caratterizzare il *próblema* dialettico, Aristotele elabora una distinzione tra argomentazione epistemica, orientata alla verità e alla conoscenza, e argomentazione pragmatica, orientata a prendere decisioni: “Quaestio est dialectica speculatio pertinens aut ad appetendum et fugiendum aut ad veritatem et scientiam”¹⁶ [è problema dialettico quella ricerca che tende o alla scelta e al rifiuto o alla verità e alla conoscenza].

Un esempio di argomentazione pragmatica è costituito dalla *Monarchia*, in cui Dante esplicita l'orientamento del trattato all'ambito dell'azione, più che alla speculazione teorica, motivato dal soggetto dell'opera:

Cum ergo materia presens politica sit, ymo fons atque principium rectorum politiarum, et omne politicum nostre potestati subiaceat, manifestum est quod materia presens non ad speculationem per prius, sed ad operationem ordinatur¹⁷.

Sia nell'argomentazione epistemica che in quella pragmatica, per sostenere la propria conclusione il parlante si avvale di particolari tecniche argomentative basate sulla relazione ontologica sussistente tra premesse e conclusione. Queste relazioni saranno tuttavia diverse a seconda dello scopo a cui l'argomentazione tende. Per identificarle è necessario ricostruire l'intera struttura soggiacente all'argomentazione. Al fine di tale ricostruzione, uno strumento utile è costituito dall'*Argumentum Model of Topics*¹⁸, un approccio teorico e metodologico allo studio della configurazione inferenziale elaborato presso l'Istituto di Argomentazione, Linguistica e Semiotica dell'Università della Svizzera italiana (IALS), cfr. sezione 3.3.1.

¹⁵ Aristotele, *Topica*, I, I, 100a.

¹⁶ *Ibid.*, I, XI, 104b.

¹⁷ [ora, siccome il nostro argomento riguarda l'ordinamento civile, anzi la fonte e il principio di ogni giusto ordinamento civile, e siccome ogni realtà riguardante la vita civile è soggetta al nostro potere, è evidente che il nostro argomento attiene primariamente non alla teoria, ma alla pratica], Dante, *Monarchia*, I, II, 6.

¹⁸ E. Rigotti – S. Greco Morasso, *Topics: the argument generator*, in *Argumentation for financial communication, Argumentum e-Learning Module*, 2006 nel sito *online* www.argumentum.ch, ultima consultazione 27 settembre 2015; E. Rigotti – S. Greco Morasso, *Comparing the Argumentum Model of Topics to Other Contemporary Approaches to Argument Schemes: the Procedural and Material Components*, “Argumentation”, 24, 2010, 4, pp. 489-512; E. Rigotti, *Relevance of Context-bound loci to Topical Potential in the Argumentation Stage*, “Argumentation”, 20, 2006, pp. 519-540; E. Rigotti, *Locus a causa finali*, “L'analisi linguistica e letteraria” (Edizione speciale 2/2), 2008, pp. 559-576; E. Rigotti, *Whether and how Classical Topics can be Revived within Contemporary Argumentation Theory*, in: *Pondering on Problems of Argumentation*, F.H. van Eemeren. – B. Garssen ed., Springer, Amsterdam 2009, pp.157.

2.3 Il lessico dell'argomentazione: gli indicatori argomentativi

La consapevolezza che il discorso argomentativo è limitato dalle potenzialità espressive del linguaggio che lo veicola ha portato allo sviluppo di filoni di ricerca all'incrocio tra semantica e argomentazione. In particolare, si è cercato di identificare le parole attraverso cui si dice e si fa argomentazione. Questa classe di termini, denominati indicatori argomentativi, è stata introdotta "to include all words and expressions that refer to any of the moves that are significant to the argumentative process"¹⁹. Un primo contributo in questa direzione è stato offerto da Anscombe e Ducrot²⁰, che si sono in particolar modo soffermati sullo studio dei connettivi, affermandone in modo esclusivo il funzionamento come operatori argomentativi con valore istruzionale sulle mosse argomentative in atto nel discorso. Approcci all'argomentazione successivi, come quello pragmadialettico, hanno sottolineato il fatto che gli indicatori argomentativi non costituiscono di per sé né una condizione necessaria né una condizione sufficiente per la presenza di argomentazione: un connettivo causale quale 'perché' può essere usato non solo per segnalare una relazione causale argomentativa, ma anche per introdurre una spiegazione. Per quanto riguarda i connettivi, il loro valore argomentativo dipende dalla natura delle porzioni di testo connesse più che dal tipo di relazione discorsiva che essi segnalano: soltanto nel caso in cui le due proposizioni connesse fungano da premessa e da conclusione il connettivo 'perché' segnerà la presenza di uno schema inferenziale di tipo causale. Indicatori argomentativi di questo tipo sono, dunque, d'ausilio per la ricostruzione della struttura argomentativa di testi già appurati come argomentativi, più che per l'individuazione della presenza di argomentazione in un testo. Uno strumento più affidabile per il riconoscimento dell'argomentazione è costituito dal lessico metargomentativo²¹, che include termini aventi per referente un particolare tipo di mossa argomentativa o un tipo di ragionamento. Tali termini presuppongono, quindi, l'atto dell'argomentare e fanno riferimento a livelli diversi del discorso argomentativo a seconda della loro semantica: un termine come 'premessa' è informativo al livello della struttura argomentativa, mentre una congiunzione finale quale 'affinché' può aiutare a ricostruire il tipo di relazione inferenziale che connette determinate premesse a una determinata conclusione. In altre parole, il lessico metargomentativo si distingue, all'interno della classe degli indicatori argomentativi, per avere una funzione analitica testuale *a priori* più che *a posteriori*.

Il termine 'argomento' appartiene alla classe degli indicatori metargomentativi. Esso è caratterizzato sin dalle origini della lingua italiana da un alto grado di polisemia: dalla ricerca del lemma 'argomento' nel *Tesoro della Lingua Italiana delle Origini (TLIO)* al termine risultano associati significati quali "materia di un'opera letteraria", "macchina da guerra", "mezzo/strumento", compatibili con contesti d'occorrenza non argomentativi. Cercare di mostrare, attraverso un'analisi diacronica, la presenza di un significato originario da cui gli

¹⁹ F.H. van Eemeren et alii, *Argumentative Indicators in Discourse. A Pragma-Dialectical Study*, Springer, Amsterdam 2007, p. 2.

²⁰ J.C. Anscombe – O. Ducrot, *L'argumentation*.

²¹ C. Plantin, *L'argumentation*, Seuil, Paris 1996.

altri si sono sviluppati sarebbe un'impresa vana: come spiegato nella sezione 2.5, una simile polisemia era già presente nell'etimo latino *argumentum*.

2.4 Una polisemia antica

La dimensione del dubbio chiamata in causa nella precedente sezione non rappresenta, però, una componente semantica del termine 'argomento' in quanto tale, ma un requisito di una delle sue accezioni. Lo stesso Quintiliano nella sua *Institutio Oratoria*, poco dopo aver discusso la distinzione tra *argumenta* e *signa*, riconosce la polisemia del termine e la descrive come segue:

Sed *argumentum* quoque plura significat. Nam et fabulae ad actum scaenarum composita *argumenta* dicuntur, et orationum Ciceronis velut thema [ipse] exponens Pedianus: 'Argumentum, inquit, tale est' et ipse Cicero ad Brutum ita scribit: 'Veritus fortasse ne nos in Catonem nostrum transferremus illinc aliquid, etsi *argumentum* simile non erat'²². Quo apparet omnem ad scribendum destinata materiam ita appellari. Nec mirum, cum id inter opifices quoque sit vulgatum, unde Vergili 'argumentum ingens'²³ vulgoque paulo numerosius opus dicitur 'argumentosum'²⁴.

Oltre a indicare il supporto di una tesi, la parola *argumentum* designa il sunto iniziale delle circostanze all'inizio di una commedia, generalmente recitato nel prologo (*argumentum fabulae*), il tema di un'opera scritta e il soggetto di una rappresentazione pittorica. Per comprendere i legami tra questi valori è utile far riferimento alla metonimia così come intesa nella sua prima definizione nella *Rhetorica ad Herennium*: "Denominatio [la metonimia] est, quae ab rebus propinquis et finitimis trahit oratione, qua possit intellegi res quae non suo vocabulo sit appellata"²⁵ [la denominazione è quella che trae l'espressione da cose molto vicine e associate, con la quale possa intendersi la cosa che non sia stata chiamata con un suo proprio vocabolo].

I valori della parola *argumentum* rappresentano un caso di polisemia metonimica²⁶ in quanto sono tra loro legati da una contiguità di carattere funzionale: l'argomento, così

²² L'opera da cui doveva avvenire il trasferimento è il *Brutus*.

²³ [Ma anche la parola argomento ha più significati. Infatti di *argumenta* si parla a proposito dei soggetti per rappresentazioni sceniche e Pediano espone, per così dire, il tema delle orazioni di Cicerone con le parole "Questo è l'*argumentum*", mentre Cicerone stesso così scrive a Bruto: "Temendo che ne trasferissi qualcosa nel mio Catone, anche se l'*argumentum* non era simile". Donde appare che tale nome si dà a ogni materia destinata a essere scritta. E non c'è da meravigliarsi, dal momento che esso è comune anche fra gli artisti, per cui Virgilio dice *argumentum ingens* e comunemente un'opera di vario contenuto viene detta ricca di *argumenta*.] Quintiliano fa qui riferimento al seguente passo dell'*Eneide* in cui Virgilio descrive un'immagine impressa sullo scudo di Turno: "Auro insignibat, iam saetis obsita, iam bos/ (*Argumentum ingens*) et custos virginis Argus,/ celataque amnem fundens pater Inachus urna." (*Eneide*, 7, 790-792).

²⁴ Quintiliano, *Institutio*, V, X, 9-11.

²⁵ H. Caplan ed., Anonymous, *Ad C. Herennium. De ratione dicendi (Rhetorica ad Herennium)*, Heinemann, London 1954, p. 337.

²⁶ Per la distinzione tra metonimia *ad hoc* e polisemia metonimica cfr. P. Koch, *Frame and Cognition. On the Cognitive Bases of Metonymy and Certain Types of Word Formation*, in *Metonymy in Language and Thought*, K.

come costituisce la base del discorso argomentativo senza il quale l'argomentazione non può avere luogo, rappresenta un elemento centrale ineliminabile dei testi di carattere narrativo, siano essi scritti, orali o raccontati per immagini²⁷. Per essere più specifici, l'argomento rappresenta la sostanza di tutti e quattro i tipi di discorso (argomentativo, narrativo scritto, orale e per immagini), intendendo il termine 'sostanza' nel suo valore etimologico (<Lat. *substantia*, da *substare*) di mezzo di sussistenza che *substat*, 'sta sotto' (cfr. il parallelo semantico con il greco *ὑπόστασις*) i diversi tipi di discorso. L'argomento è, infatti, nelle sue accezioni di tesi e di soggetto di un'opera scritta o pittorica, quell'elemento che permette al discorso di realizzare la propria funzione, sia essa quella di sostenere una tesi o quella di far conoscere al destinatario un determinato intreccio di eventi. La polisemia di *argumentum* può quindi dirsi determinata da fattori contestuali, ovvero dal genere di testo in cui la parola è attestata.

3. 'Argomento' nella *Divina Commedia*

3.1 Analisi semantica delle occorrenze di 'argomento'

La ricerca delle occorrenze della parola 'argomento/i' è stata eseguita attraverso l'opzione di ricerca automatica delle concordanze disponibile nella versione *online* digitalizzata della *Commedia*, a cura di Robert Hollander, nel quadro del *PDP, Princeton's Dante Project*²⁸. Per l'analisi dei contesti in cui appare la parola 'argomento' si è fatto in larga parte riferimento a Chiavacci Leonardi²⁹, mettendo a confronto le interpretazioni di quest'ultima con le versioni presenti nei numerosi commenti alla *Commedia* (dal XIV secolo a oggi), disponibili sul *PDP*. Particolare attenzione è stata riservata ai commenti di Benvenuto da Imola (1385-1395), le cui chiose sono tuttora oggetto di interesse per la precisione dei rimandi filosofici che mostrano la condivisione con il poeta di premesse culturali significative, o meglio, di uno stesso *endoxon*. In particolare, la disciplina dell'argomentazione sembra rappresentare un terreno comune tra Dante e Benvenuto da Imola: le occorrenze in cui il termine ha un valore propriamente argomentativo, indicando la prova a sostegno di una tesi, sono le uniche a non essere parafrasate da Benvenuto, a sottintendere che il significato tecnico di 'argomento' sia quello più comune, e, quindi, noto per conoscenza lessicale generale.

La distribuzione della parola 'argomento' nelle tre cantiche è riassunta in figura 1.

Panther – G. Radden ed., John Benjamins, Amsterdam/Philadelphia 1999, pp. 139-168.

²⁷ Si parla di discorso narrativo e non descrittivo in relazione all'immagine sullo scudo di Turno in quanto la funzione dell'immagine stessa è quella di visualizzare un evento mitico, non situabile a livello spazio-temporale.

²⁸ Cfr. il sito *online* <http://etcweb.princeton.edu/dante/pdp/> (ultima consultazione 20 luglio 2015).

²⁹ Dante, *Commedia. Inferno*, A.M. Chiavacci Leonardi ed., Mondadori, Milano 1991; Dante, *Commedia. Purgatorio*, A.M. Chiavacci Leonardi ed., Mondadori, Milano 1994; Dante, *Commedia. Paradiso*, A.M. Chiavacci Leonardi ed., Mondadori, Milano 1997.

Figura 1 - Le occorrenze di 'argomento' nella *Divina Commedia*

<i>Cantica</i>	<i>Localizzazione occorrenze (terzine)</i>	<i>N. Totale</i>
Inferno	XIX 109-111	2
	XXXI 55-57	
Purgatorio	II 31-33	3
	XXX 136-138	
	XXXI 73-75	
Paradiso	IV 67-69	8
	IV 88-90	
	XV 79-81	
	XVII 133-135	
	XVII 142-144	
	XXIV 64-66	
	XXIV 67-69	
	XXIV 76-78	
	XXVI 25-27	
	TOT	

Le occorrenze di 'argomento/i' non sono rilevanti in quanto a frequenza, ma, come emergerà dall'analisi, per i valori semantici che veicolano.

La prima occorrenza della parola 'argomento' si trova al verso 110 del canto XIX dell'*Inferno*, nella terzina in cui Dante, lamentandosi della corruzione della Chiesa, descrive l'apocalittica *meretrix magna* che incarna, nella visione dantesca, la Roma papale corrotta:

Quella che con le sette teste nacque,
e da le diece corna ebbe argomento,
fin che virtute al suo marito piacque.
(*Inf.* XIX, 109-111)

Le "dieci corna" di cui la Chiesa "ebbe argomento" rappresentano, secondo tutti i commentatori, i dieci comandamenti. Il termine 'argomento' viene glossato da Chiavacci Leonardi³⁰ come 'norma, mezzo di governo', secondo la spiegazione che ne dà Pietro di Dante.

Secondo altri commentatori (tra gli antichi Benvenuto da Imola e tra i moderni Brunone Bianchi), il significato del termine sarebbe piuttosto quello di 'difesa'. Quest'interpretazione risulta più aderente all'allegoria stessa utilizzata da Dante: così come le dieci corna sono a difesa della bestia su cui siede la meretrice, allo stesso modo i dieci comandamenti sono a difesa della Chiesa. Una funzione strumentale è testualmente segnalata dalla preposizione complessa *da le* a introduzione non del termine 'argomento', ma del sintagma nominale "dieci corna" (cfr. *a* + *abl.* nelle glosse in latino), ovvero i dieci comandamenti. Il ruolo strumentale dei comandamenti per la difesa della Chiesa è giustificato dal loro essere

³⁰ Chiavacci Leonardi, in *Inferno*, p. 585.

una testimonianza, una prova inconfutabile della sua origine divina. È l'origine divina a legittimarne lo stato di detentrica del potere e, quindi, a costituire un mezzo di governo.

In questa prospettiva il significato di 'argomento' è metonimicamente relato a quello di 'discorso in supporto di una tesi' nei termini di una relazione 'mezzo/fine': il fine di un argomento, ovvero la difesa di una tesi, diventa, per contiguità, il significato primo di 'argomento'. Il tipo di argomentazione indicata da 'argomento' è di natura pragmatica in quanto si pone a giustificazione del governo da parte della Chiesa e, quindi, di un complesso di azioni, ovvero di atti di linguaggio direttivi in cui la Chiesa funge da agente.

Nella sua seconda occorrenza in *Inferno* XXXI, v. 55, il termine vale per 'strumento' e viene utilizzato, seguito dal sintagma complesso "de la mente", a indicare la facoltà dell'intelletto che, come espresso nei vv. 52-54, distingue l'uomo da elefanti e balene:

ché dove l'argomento de la mente
s'aggiugne al mal volere e a la possa,
nessun riparo vi può far la gente.

Secondo la lezione di Benvenuto, l'intelletto è qui da intendersi come capacità di ragionare. La quasi sinonimia tra 'argomento' e *ratio*, riscontrata nella definizione ciceroniana di *argumentum*, è in questa sede perfezionata e, in un certo senso, assolutizzata in un processo di astrazione che prescinde dal contesto: l'argomento non è una *ratio* volta ad accertare una qualche affermazione incerta, ma è la *ratio* in tutte le sue declinazioni, come generale strumento di dissipazione del dubbio a favore della conoscenza. Un procedimento inverso è, invece, all'opera nella prima occorrenza del termine nel *Purgatorio* (II, v. 31) in cui la funzione strumentale insita nella semantica di 'argomento' assume un valore concreto, stando a indicare i mezzi di cui necessariamente si serve l'uomo per attraversare il mare, ovvero, come chiarito al verso successivo, i remi e la vela:

Vedi che sdegnà li argomenti umani,
sì che remo non vuol, né altro velo
che l'ali sue, tra liti sì lontani.

Come in *Inferno* XXXI, il termine 'argomento' è attestato in un contesto di confronto, in cui uno dei due termini *comparationis* è l'uomo. L'altro estremo del confronto afferisce, in *Purgatorio* II, a una posizione ontologicamente superiore, invece che inferiore (come gli animali nel passo dell'*Inferno*), all'uomo: l'angelo, disponendo per natura delle ali, non ha bisogno degli utensili umani per arrivare alle foci del Tevere. Come sottolineato da Chiavacci Leonardi³¹, il richiamo ai remi irti come ali nel folle volo di Ulisse è scontato. Questo rimando aiuta, tuttavia, a sciogliere la lettera del passo. I remi e la vela non sono che i correlativi oggettivi delle forze dell'uomo insufficienti, per natura, a terminare l'*iter* a cui sono preposte, ad accedere al mondo divino. L'"argomento de la mente" trova una sua collocazione come *vela* tra le forze dell'uomo insieme ai remi della volontà e del potere fisico. Lo

³¹ Chiavacci Leonardi, in *Inferno*, p. 51.

scarto tra ‘argomenti umani’ e ‘argomenti dell’angelo’ è paragonabile all’incomunicabilità tra due argomentanti che non possiedono le stesse premesse materiali, ovvero non condividono le stesse conoscenze sul mondo e nemmeno uno stesso punto di vista sugli eventi in corso nell’interazione comunicativa. L’incomunicabilità tra esseri a stadi diversi nel percorso di salvezza è implicitamente ribadita in corrispondenza della successiva occorrenza di ‘argomento’ nel *Purgatorio*, in cui Beatrice lamenta la gravità della situazione di Dante, che con nessun mezzo (‘argomento’)³² poteva essere convinto a intraprendere la via della salvezza se non essendo sottoposto, come monito, alla vista del dannati:

Tanto giù cadde, che tutti argomenti
a la salute sua eran già corti,
fuor che mostrarli le perdute genti.
(*Purg.* XXX, 136-138)

Nel canto successivo, l’‘argomento’ utilizzato da Beatrice per aiutare Dante a diventargli consapevole della propria situazione di dannato non è più comunicato al poeta attraverso sogni o visioni, ma in un confronto diretto in cui Beatrice persuade emotivamente Dante con molta efficacia (*Purgatorio* XXXI, 74-75: “e quando per la barba il viso chiese, / ben conobbi il venen de l’argomento”). In accordo con Chiavacci Leonardi³³ ‘argomento’ è da intendersi in senso collettivo come serie di motivazioni addotte per rimproverare Dante, come l’azione dell’argomentare piuttosto che come sinonimo di ‘parole’ (così è inteso da Benvenuto che lo glossa come “venetatum mottum”). Si tratta di un caso tipico di argomentazione pragmatica retrospettiva in cui Beatrice si interroga su “*utrum autem sit magis eligendum aut melius duum vel plurium*”³⁴. Il procedimento che ha guidato la scelta di Beatrice si basa su un *locus* delle *alternative*, in quanto Beatrice ha proceduto per esclusione dei mezzi a esso alternativi in base all’efficacia per il raggiungimento del suo fine.

Nel *Paradiso* le occorrenze della parola ‘argomento’ si intensificano notevolmente con concentrazione maggiore o minore a seconda dei canti. Le prime due occorrenze sono attestate in *Paradiso* IV, agli estremi di una vera e propria argomentazione (vv. 64-90), in cui Beatrice s’impegna a fugare il dubbio di Dante che la giustizia divina sia ingiusta. In questo caso, a segnalare un cambiamento di punto di vista rispetto a *Purgatorio* XXXI (dal punto di vista terreno di Dante a quello celeste di Beatrice) è la ripresa del termine ‘veleno’ che, invece di essere attribuito da Dante alle parole di Beatrice, è attribuito da Beatrice al dubbio di Dante, a indicarne la pericolosità, sebbene minore rispetto a quella del dubbio preceden-

³² L’associazione dell’aggettivo ‘corti’ ad ‘argomenti’ porta il lettore a figurarsi questi ultimi come delle corde per tirar su Dante dal baratro. Questa metafora permette di visualizzare ancor meglio, attraverso una trasposizione sul piano verticale-spaziale, la distanza tra Dante e Beatrice. Vedi, al proposito, *ibid.*, p. 901.

³³ *Ibid.*, p. 919.

³⁴ L. Minio-Paluello, *Aristoteles latinus, Topica*, Brill, Leiden, 1969, III, I, 116a. Come messo in luce da Rigotti e Greco, *Inference in Argumentation: A topical approach to argument schemes*, le ‘cose da scegliere’ e le ‘cose buone’ non sono da considerarsi sinonimi. Le cose buone, infatti, esistono già a prescindere dalle cose da scegliere e non possono essere, quindi, considerate in senso stretto un oggetto di scelta. Le cose da scegliersi sono un iponimo, o meglio una specie delle cose buone.

te del poeta (che ai cieli spetti il merito o il demerito delle influenze buone o cattive che essi emanano). Beatrice afferma subito ai versi 67-69 la propria tesi:

Parere ingiusta la nostra giustizia
e li occhi d'i mortali, è argomento
di fede e non d'eretica nequizia.

Il fatto che la giustizia divina possa apparire ingiusta ai mortali è motivato dalla natura stessa della fede che è, per definizione, inaccessibile alla percezione umana (cfr. “ne li occhi dei mortali”). Come glossato da Benvenuto, *l'argumentum fidei* consiste proprio nel credere in ciò che non si vede. Nel caso specifico, ovvero per comprendere perché i mancanti al voto, pur essendo stati oggetto di violenza, hanno peccato, continua Beatrice rivolgendosi a Dante, “puote vostro accorgimento / ben penetrare a questa veritate” (vv. 70-71). Dopo aver esposto, in un inno alla volontà umana, le proprie ragioni, Beatrice sigilla la conclusione del proprio ragionamento affermando che l’“argomento”, il ragionamento di Dante (vv. 19-21), risulta ora definitivamente confutato:

E per queste parole, se ricolte
l'hai come dei, è l'argomento casso
che t'avria fatto noia ancor più volte.
(*Par.* IV, 88-90)

In *Paradiso* XV (79-81) Dante riconosce le superiori capacità dei beati che, a differenza degli uomini, possono vedere oltre ciò che è sensorialmente percettibile e chiede loro di scusarlo se egli non riesce a esprimere il sentimento di gratitudine per la festa piena di paterno amore con cui è stato accolto, in quanto:

[Ma] voglia e argomento ne' mortali,
per la cagion ch'a voi è manifesta,
diversamente son pennuti in ali.

L'atto del sentimento e il mezzo per esprimerlo ('argomento'), che è un atto di intelletto, non sono compiutamente rispondenti nell'uomo. Il confronto tra quest'occorrenza di “argomento” e quelle in *Paradiso* IV sembra suggerire che la stessa capacità dell'argomentare sia “diversamente pennuta in ali” nei diversi esseri, in modo proporzionale alla loro vicinanza a Dio.

Nelle occorrenze di 'argomento' sinora analizzate nel *Paradiso* si fa largamente riferimento alla dimensione del dubbio e al rapporto conflittuale tra intelletto e sfera emotiva, componenti essenziali di ogni argomentazione. La consapevolezza argomentativa di Dante si fa ancora più esplicita in *Paradiso* XVII in cui il poeta, attraverso le parole di Cacciaguida (vv. 133-142), impartisce una lezione di retorica, dimostrando di aver ben chiara la funzione persuasiva dell'argomentazione. Il fatto che questa riflessione prenda proprio, come esempio di efficacia argomentativa, la *Divina Commedia*, dimostra la capacità retorica di Dante non solo a parole, ma anche nei fatti, o meglio nel far parlare i fatti:

Questo tuo grido farà come vento,
 che le più alte cime più percuote;
 e ciò non fa d'onor poco argomento.
 (*Par. XVII*, 133-135).

La *Divina Commedia* è paragonata a un vento che colpisce le cime più alte, siano esse papi, imperatori, re, detentori di alte cariche o personaggi di rilevanza per fama. Questa scelta compositiva di 'puntare in alto' costituisce di per sé un argomento a sostegno dell'onore da attribuire all'opera proprio perché, nelle parole di Benvenuto, "magis et melius persuadet". Cacciaguida svela, infatti, che il motivo per cui a Dante sono stati mostrati i personaggi più in vista è quello di garantire la forza dell'argomento in vista della persuasione: l'ascoltatore non si accontenta e non presta attenzione agli esempi che abbiano origine ignota o oscura, "né per altro argomento che non paia", ovvero ad argomenti che non siano evidenti.

In *Paradiso* XXIV, interrogato da San Pietro sull'essenza della fede, Dante mostra di avere imparato la lezione impartitagli da Beatrice in *Purgatorio* XXXI³⁵, definendo la fede come segue:

fede è sustanza di cose sperate
 e argomento de le non parventi;
 e questa pare a me sua quiditate.
 (*Par. XXIV*, 64-66).

L'essenza della fede è la sostanza che costituisce il fondamento di ciò che speriamo. Una presupposizione semantica della speranza è, infatti, che il suo oggetto sia uno stato di cose non ancora realizzato e di cui non si possono avere prove percettive. La fede si configura come l'unica prova a sostegno dell'esistenza delle realtà non accessibili alla vista. Allo scopo di spiegare il valore di 'argomento' Chiavacci Leonardi³⁶ rimanda alla definizione cicero-niana del termine (cfr. sezione 2.1), a sostegno di un'interpretazione fedele alla lettera della tradizione argomentativa.

Alla richiesta di San Pietro di spiegare la doppia classificazione della fede prima come sostanza e poi come argomento (cfr. v. 69), Dante risponde diffusamente chiarendo che la fede sola può giungere dove la ragione umana non ha accesso e rivelare gli aspetti più profondi della realtà e che "da questa credenza ci conviene / sillogizzar, senz'avere altra vista; / però intenza d'argomento tene" (vv. 76-78).

Il termine 'sillogizzar' specifica qui che il meccanismo di ragionamento richiamato da Dante è quello deduttivo: dalla fede bisogna dedurre l'esistenza delle realtà invisibili tanto quanto da premesse certe.

³⁵ Come indicato da più commentatori, qui Dante traduce dalla *Lettera agli Ebrei* (11,1): "Est autem fides sperandarum substantia rerum, argumentum non parentum".

³⁶ Chiavacci Leonardi, in *Paradiso*, p. 666.

3.2 L'argomentatività di 'argomento' nella Divina Commedia

Da questa concisa analisi della polisemia di 'argomento' in Dante emerge che il termine presenta tre accezioni, nessuna delle quali neutra da un punto di vista argomentativo: esso può indicare, per metonimia, la facoltà di cui il ragionamento si avvale, una serie di mezzi, di carattere più o meno intellettuale, per ottenere scopi diversi e la *ratio* a sostegno di una tesi. Si assiste, tuttavia, a un progressivo mutare della declinazione delle accezioni del termine nelle tre cantiche, in concomitanza di un cambiamento nel tipo di argomentazione espressa. Per capire in cosa consista questo sottile sviluppo, occorre prendere in considerazione, da una parte, lo scopo a cui l'argomentazione segnalata dal termine tende e dall'altra la *qualitas* dei partecipanti o degli agenti dell'attività argomentativa: nell'*Inferno* la facoltà del ragionare che distingue gli uomini dagli animali viene additata come pericolosa, se guidata da una cattiva volontà, tanto da diventare strumento di appropriazioni 'indebite', quali la detenzione del potere da parte della Chiesa corrotta, a ulteriore dimostrazione del libero arbitrio umano, di cui il poeta è grande campione. La libertà di scelta è una componente costitutiva dell'argomentazione pragmatica, come testimoniato linguisticamente dai termini stessi impiegati da Aristotele a indicare ciò che va seguito o evitato, ovvero l'*αἰρετόν* ('airéton') e il *φευκτόν* ('feuktón'): gli aggettivi verbali greci che terminano in *-τός*, diversamente da quelli che terminano in *-τέος*, esprimono una prescrizione di carattere debole³⁷. Nel *Purgatorio*, gli 'argomenti', grazie alle buone intenzioni di chi li produce (Beatrice), si elevano al fine più alto della salvezza di Dante. Ancora, però, il termine 'argomento' indica un'argomentazione che può essere solo monologica, in quanto Dante si mostra sordo di fronte alle argomentazioni di Beatrice, rifuggendo al suo ruolo di antagonista³⁸. È, infatti, nel *Paradiso* che il termine 'argomento' si trova a segnalare le fasi di una vera e propria discussione critica³⁹. Lo scopo a cui l'argomentazione segnalata dal termine tende è di natura conoscitiva: si argomenta per conoscere ciò che è invisibile agli occhi e, per farlo, è necessario sostituire la fede alla ragione umana. Per comprendere a fondo questo salto ontologico, oltre che epistemico, nel rapporto tra mezzi e fini cui si fa riferimento nelle tre cantiche (dalla ragione umana per comprendere il visibile, alla fede per la luce sull'invisibile) occorre superare la seguente *impasse*: come è possibile che la fede, che va per definizione oltre la ragione, funga essa stessa da 'argomento', ovvero da *ratio* per investigare le cose non parventi? La soluzione appare chiara se si pensa alla complessità semantica della parola *ratio*⁴⁰ che non deve necessariamente esser intesa, così come

³⁷ Cfr. E. Rigotti – S. Greco, *Topics*.

³⁸ In teoria dell'argomentazione i termini di 'protagonista' e di 'antagonista' sono usati per indicare i due partecipanti ideali dell'interazione argomentativa.

³⁹ Secondo il modello della discussione critica, elaborato in Pragma-dialettica, la risoluzione di una divergenza di opinioni si articola analiticamente in quattro fasi che devono essere attraversate dai partecipanti al discorso argomentativo, anche se non necessariamente esplicitate. Le quattro fasi della discussione critica sono: la fase di confronto, in cui emerge la divergenza di opinioni, la fase di apertura, in cui protagonista e antagonista cercano di trovare un 'terreno comune', la fase dell'argomentazione, in cui vengono avanzati *pro* e *contra* la tesi del protagonista, e la fase della conclusione, in cui si realizza la risoluzione della divergenza. Vedi, al riguardo, F.H. van Eemeren – R. Grootendorst, *Una teoria*, pp. 56-59.

⁴⁰ Per un'analisi semantica completa del termine cfr. E. Rigotti – S. Greco Morasso, *Argumentation as an Object of Interest and a Social and Cultural Resource*, in *Argumentation and Education*, N. Muller-Mirza – A.N. Perret-Clermont ed., Springer, New York 2009, pp. 9-66; E. Rigotti – A. Rocci – S. Greco, *The Semantics of*

da Chiavacci Leonardi⁴¹, quale prova razionale, ma può anche far riferimento alla nozione di ragionevolezza. Mentre, infatti, la razionalità indica un calcolo delle prove accertabili a sostegno di un'affermazione, la ragionevolezza implica "using reason in a way that is appropriate in view of the situation concerned"⁴². Dato che nella situazione designata non è possibile avere prove percettibili dell'esistenza di realtà invisibili è ragionevole affidarsi alla fede.

Un esempio di combinazione della ragione umana unita all'appello alla fede nel processo conoscitivo dell'uomo è offerto e, anzi, argomentato in corrispondenza dell'ultima occorrenza di 'argomento' in *Paradiso* XXVI, di cui si offre nella sezione seguente una breve ricostruzione.

3.3 Un esempio di ricostruzione inferenziale

3.3.1 *Strumento analitico: l'Argumentum Model of Topics (AMT)*

L'analisi delle componenti inferenziali degli schemi argomentativi offerta dall'*Argumentum Model of Topics* (AMT) è fortemente orientata alla tradizione classica senza, però, costituirne un *revival*: nozioni quali quelle aristotelica di *τόπος* o boeziana di *maxima propositio*, spesso mal interpretate o neglette nelle tradizioni successive, sono reinterpretate alla luce della semantica, della pragmatica e delle pratiche argomentative contemporanee. Alla *Topica*, ad esempio, che nella tradizione classica era considerata, al pari della *Retorica*, come una delle *τέχναι*⁴³ ('*téchnai*'), viene riconosciuto nell'*AMT* uno statuto cognitivo prettamente umano, rappresentando l'insieme dei processi inferenziali su cui si basa il ragionamento: "Topics is the component of argumentation theory by which all (theoretically possible) relevant arguments in favour and against any standpoint are generated by specifying their inferential structure through a system of loci"⁴⁴.

Il trasferimento dalla accettabilità delle premesse alla accettabilità della tesi è garantito nell'*AMT* dalla combinazione di due dimensioni, presenti in ogni schema argomentativo: la dimensione procedurale, che coincide con la connessione inferenziale attivata, e la dimensione materiale, che garantisce l'applicabilità dell'inferenza alla situazione attuale considerata nell'argomento.

La dimensione procedurale è, a sua volta, suddivisa in tre livelli. Il primo livello è costituito dal *locus*, la relazione ontologica esistente tra quell'aspetto della realtà che è sfruttato nell'argomento e quell'aspetto della realtà che è messo a tema nella tesi. Questa definizione è reminiscente non solo della concezione ciceroniana di *locus* come sede da cui provengono gli argomenti, ma anche della più tarda nozione medievale di *habitus*, una relazione avente per estremi il *locus*

Reasonableness, in *Considering Pragma-Dialectics*, P. Houtlosser – A. van Rees ed., Lawrence Erlbaum Associates, Mahwah, NJ/London 2006, pp. 257-274.

⁴¹ Chiavacci Leonardi, in *Paradiso*, p. 666.

⁴² F.H. van Eemeren, *Strategic Maneuvering in Argumentative Discourse. Extending the Pragma-Dialectical Theory of Argumentation*, John Benjamins, Amsterdam/Philadelphia 2010, p. 29.

⁴³ La *Topica* di Aristotele si apre proprio mettendo in luce lo scopo 'pratico' del trattato: "Il fine che questo trattato si prefigge è di trovare un metodo, attraverso cui poter costituire, attorno ad ogni formulazione proposta di una ricerca, dei sillogismi che partano da elementi basati sull'opinione, e attraverso cui non dire niente di contraddittorio rispetto alla tesi che noi stessi difendiamo".

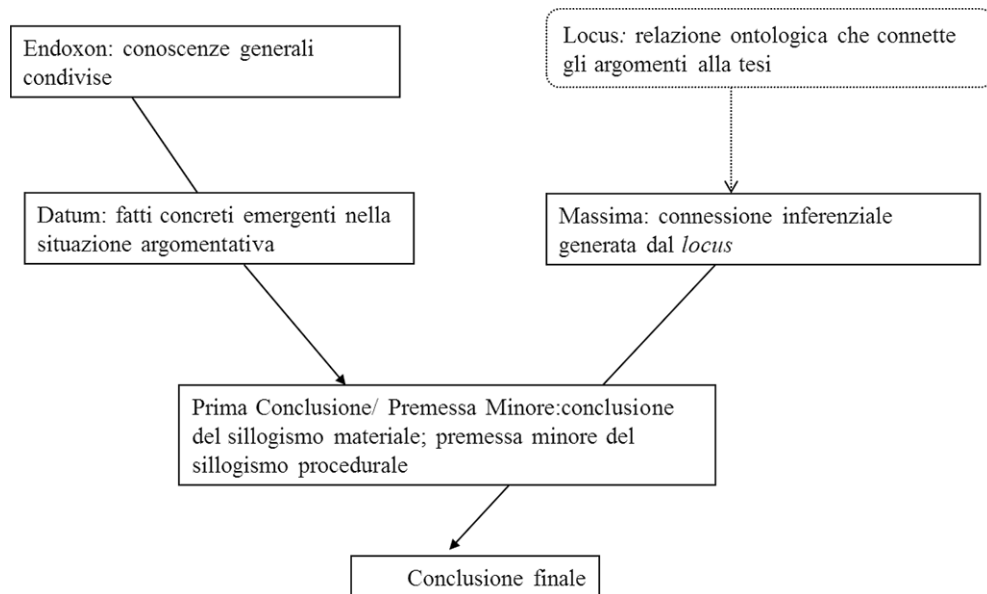
⁴⁴ E. Rigotti – S. Greco Morasso, *Inference in Argumentation: A topical approach to argument schemes*.

differentiae e la *quaestio*⁴⁵. Come messo in luce da Abelardo, l'*habitus*, che coincide con il *locus* così come definito nell'*AMT*, garantisce la solidità dell'inferenza in quanto non specifica solo il dominio ontologico da cui l'inferenza dipende, ma la particolare connessione esistente tra esso e lo stato di cose a cui si fa riferimento nella tesi: "Est autem locus differentiae ea res in cuius habitudine ad aliam firmitas consecutionis consistit"⁴⁶.

I diversi tipi di relazioni semantico-ontologiche (ad esempio, relazione causa-effetto, di analogia, *definitio-definitum*) permettono di distinguere e di confrontare fra loro gli schemi argomentativi che, infatti, prendono il nome dal *locus*. L'identificazione del *locus* non è, però, sufficiente a mostrare il modo in cui la relazione ontologica determina la configurazione inferenziale degli argomenti. Ogni *locus*, infatti, funziona come un sotto-generatore di connessioni inferenziali chiamate massime. Al *locus* della causa finale⁴⁷ si possono, ad esempio, fra le tante, associare le seguenti tre massime: "se una catena causale C permette di ottenere uno scopo che deve essere raggiunto, allora è ragionevole attivare C"; "se gli effetti collaterali prodotti da un'azione sono peggio dei suoi benefici, l'azione non è ragionevole"; "se nessuna catena causale è disponibile, lo scopo non può essere raggiunto".

Il punto d'intersezione tra dimensione materiale e procedurale è cruciale nella prospettiva dell'*AMT*, in quanto permette di mostrare il modo in cui diversi tipi di premesse sono combinati nell'argomentazione reale. La rappresentazione grafica dell'*AMT*, denominata 'struttura a Y', mira proprio a rappresentare la convergenza tra premesse procedurali e premesse materiali:

Figura 2 - La struttura a Y dell'*Argumentum Model of Topics*



⁴⁵ E. Rigotti, *Locus*, p. 563.

⁴⁶ Abelardo, *De Dialectica*, 263.

⁴⁷ E. Rigotti, *Locus*.

3.3.2 Ricostruzione di *Paradiso* XXVI, vv. 25-45

L'ultima occorrenza di 'argomento' nella *Divina Commedia* è attestata in *Paradiso* XXVI, v. 25, in cui il poeta risponde alla richiesta dell'apostolo San Giovanni di chiarire chi abbia drizzato l'arco del suo amore a un "berzaglio" tanto sublime, ovvero Dio. La natura argomentativa di quest'interazione comunicativa è subito chiarita dall'uso della metafora del "vaglio" a introduzione della richiesta dell'apostolo (vv. 22-24: "Certo a più angusto vaglio / ti conviene schiarar: dicer convienti / chi drizzò l'arco tuo a tal berzaglio"): San Giovanni chiede a Dante di sottoporre i propri pensieri al setaccio della ragione in modo da selezionare quelli che abbiano ragionevolmente la forza di argomenti⁴⁸. Alla richiesta dell'apostolo Dante risponde enucleando subito i due argomenti che motivano perché è necessario⁴⁹ che l'amore di Dio si imprima in lui, come sigillo sulla cera:

E io: "Per filosofici argomenti
e per autorità che quinci scende
cotale amor convien che in me si 'mprenti [...]".

Il primo argomento è costituito da *rationes* di matrice filosofica, mentre il secondo è l'autorità stessa dei dotti (dei santi, degli apostoli, dei profeti) che discende dai cieli. A questo proposito Benvenuto spiega che il "locus ab autoritate, qui est infirmus in aliis scientiis naturalibus, est validus in sacris scripturis, quae factae sunt per infusionem". Si tratta, in altre parole, di un *locus* valido nell'ambito degli argomenti di fede, che non possono basarsi su *data* percettivi, come, invece, avviene nelle scienze naturali che hanno per oggetto il visibile.

Il termine 'argomento', usato qui come termine tecnico per indicare uno dei ragionamenti a sostegno della tesi, funge da indicatore argomentativo non solo in quanto segnala la presenza di argomentazione, ma anche in quanto aiuta a ricostruire la struttura dell'argomentazione. Esso funge, infatti, da catafora rispetto alla terzina subito seguente permettendo di classificarla come argomentazione filosofica, o meglio 'argomentazione della ragione':

ché 'l bene, in quanto ben, come s'intende,
così accende amore, e tanto maggio
quanto più di bontate in sé comprende.

Dunque a l'essenza ov'è tanto avvantaggio,
che ciascun ben che fuor di lei si trova
altro non è ch'un lume di suo raggio,

più che in altra convien che si mova

⁴⁸ Si pensi all'espressione, frequente nel linguaggio umano, "vaglio della ragione".

⁴⁹ Il verbo *convenire* è qui usato con il valore di 'occorre'; 'essere necessario'. Quest'accezione del verbo è frequente quando si trova in costruzioni impersonali: vedi, ad esempio, la voce *convenire* nel sito *online* http://www.treccani.it/enciclopedia/convenire_Enciclopedia-Dantesca (ultima consultazione: 27 settembre 2015).

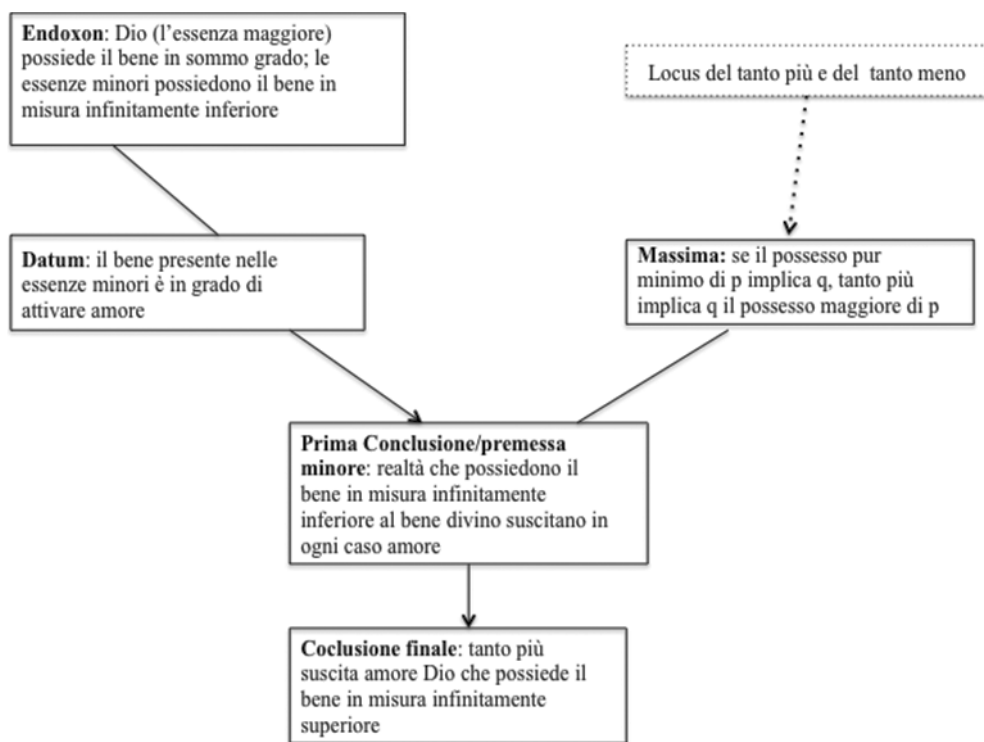
la mente, amando, di ciascun che cerne
il vero in che si fonda questa prova.

Queste tre terzine sono state dalla maggior parte della critica iconicamente interpretate come le premesse, maggiore e minore, e la conclusione di un sillogismo:

- Premessa maggiore: il bene, non appena è riconosciuto come tale, suscita amore nell'uomo in modo direttamente proporzionale al suo grado.
- Premessa minore: Dio è il sommo bene ("l'essenza ov'è tanto avvantaggio", superiorità).
- Conclusione: dunque l'amore degli uomini deve essere massimamente diretto verso Dio.

Per poter ricostruire la struttura dell'inferenza che permette di passare dall'unione della premessa minore e di quella maggiore alla conclusione in maniera corretta e necessaria, questo sillogismo deve essere a sua volta analizzato come l'unione di due sillogismi, uno costituito da premesse materiali e l'altro costituito dalle premesse procedurali, secondo il modello dell'*Argumentum Model of Topics*:

Figura 3 - Ricostruzione della configurazione inferenziale secondo l'AMT



La relazione inferenziale che permette di concludere che Dio suscita massimamente amore nell'uomo a partire dalla constatazione del suo essere Sommo Bene è una relazione che

sfrutta il rapporto ontologico tra le essenze minori e l'essenza maggiore. Questo rapporto si basa sulla disequaglianza di potenzialità che caratterizza Dio rispetto agli esseri a lui inferiori: se questi ultimi possiedono una qualità, a maggior ragione essa sarà posseduta da Dio che, avendoli generati, possiede al massimo grado le loro qualità. Che il dominio ontologico cui si fa riferimento sia questo è suffragato dal riferimento all'*incipit* del *Vangelo* di Giovanni (ai vv. 43-45), in cui il mistero del Verbo incarnato fa capolino⁵⁰. La voce di Dio nell'*Antico Testamento* proclama, invece, Dio come fonte di ogni bene ("Ego ostendam omne bonum tibi"⁵¹), mentre spetta all'autorità di Aristotele l'identificazione del legame di attrazione che unisce gli uomini a Dio, che ne è prima cagione⁵²:

Tal vero a l'intelletto mio sterne
colui che mi dimostra il primo amore
di tutte le sustanze sempiterne

Sternel la voce del verace autore,
che dice a Moisè, di sé parlando:
'Io ti farò vedere ogne valore'

Sternilmi tu ancora, incominciando
l'alto preconio che grida l'arcano
di qui là giù sovra ogne altro bando.
(*Par.* XXVI, 37-45).

La defettibilità della conclusione non è in alcun modo presa in considerazione da Dante, che si riferisce a essa con il termine di "vero". Affinché la verità della conclusione possa essere affermata con certezza, essa deve essere inferita da premesse necessariamente vere (cfr. inferenza deduttiva, in sezione 2.2). Sebbene la verità delle premesse in gioco non possa essere accertata attraverso i sensi, essa si avvale di una prova ancor più efficace, il consenso tra ragione umana, rappresentata dagli scritti di Aristotele, e rivelazione comunicata attraverso le Sacre Scritture.

⁵⁰ Giovanni 1, 1-5: "In principio era il Verbo / e il Verbo era presso Dio / e il Verbo era Dio. / Egli era in principio presso Dio: / tutto è stato fatto per mezzo di lui, / e senza di lui niente è stato fatto di tutto ciò che esiste. / In lui era la vita / e la vita era la luce degli uomini; / la luce splende nelle tenebre, / ma le tenebre non l'hanno accolta".

⁵¹ *Exodus*, 33, 19.

⁵² Si fa qui riferimento al XII Libro della *Metafisica* di Aristotele, in cui i cieli sono perennemente volti, per amore, al primo motore immobile, o al passo del *Liber de Causis*, al tempo attribuito ad Aristotele, citati nel *Convivio* (III, 4-7): "Ciascuna forma sostanziale procede dalla sua prima cagione, la quale è Iddio... e però che 'l suo essere dipende da Dio e per quello si conserva, naturalmente disia e vuole a Dio essere unita".

4. *Conclusione*

L'analisi delle occorrenze della parola 'argomento' ha mostrato, come primo risultato, una polisemia ristretta del termine nella *Divina Commedia*: 'argomento' viene usato in senso argomentativo, come *ratio* a sostegno di una tesi, o, in senso più generale, per designare un mezzo di persuasione o per indicare la stessa facoltà dell'intelletto. Le relazioni metonimiche che guidano questa polisemia non si spingono, tuttavia, mai oltre lo schema concettuale dell'argomentare, a ulteriore riprova della consapevolezza argomentativa dantesca. Non vi è, quindi, traccia, nella *Divina Commedia* della polisemia di *argumentum* segnalata da Quintiliano. Se il carattere prettamente argomentativo dello spettro dei significati di 'argomento' nella *Divina Commedia* sia una peculiarità dantesca o rifletta la sensibilità argomentativa del tempo va appurato con ulteriori studi semantici del termine in testi coevi. La frequenza del termine è sensibilmente maggiore nel *Paradiso* rispetto alle altre due cantiche, dove, tra l'altro, si concentrano le accezioni tecniche del termine. Questo dato non è motivo di stupore, in quanto l'ampliarsi progressivo, nelle tre cantiche, della dimensione del dubbio, costitutiva della semantica di 'argomento', nonché presupposizione esistenziale dell'argomentare, va di pari passo con la ricerca di un mezzo per dipanare l'incertezza e far luce, argomentando, sullo sconosciuto. Si tratta di un ampliamento tridimensionale, che si sviluppa non solo in altezza e larghezza, ma anche in profondità: se nell'*Inferno* e nel *Purgatorio* il dubbio ha portata sulla scelta tra alternative conosciute, nel *Paradiso* l'oggetto stesso del dubbio, la sua materia costitutiva, è sconosciuta. Di conseguenza, anche la funzione ausiliare dell'argomento cambia, da strumento di argomentazione pragmatica a strumento di argomentazione conoscitiva. Nel *Paradiso* si può ancora parlare di argomentazione pragmatica se si intende per prassi l'azione dell'intelletto nella scalata verso il divino. In questa ascesa il pellegrino deve sostare più volte per mancanza di mezzi, di argomenti, tutti umani, sufficienti a comprovare l'esistenza di realtà che non vede. A suo sostegno, come insegnatogli da Beatrice, può avvalersi della fede, argomento delle realtà invisibili. La fede, trascendendo i mezzi umani, non è una *ratio* nel senso di prova razionale, ma in quello di prova ragionevole. La ragionevolezza, elemento essenziale di ogni attività argomentativa, consta proprio nell'accettare la rivelazione divina, nell'essere antagonisti critici, ma disponibili al dialogo. Come mostrato nella ricostruzione argomentativa di *Paradiso* XXVI, la verità viene compresa laddove argomento di ragione e argomento di fede si fondono. È attraverso la discussione critica che l'amore di Dio si trasmette all'uomo, in una relazione ontologica di essere maggiore vs. esseri minori, nell'immagine del Verbo che, diventando carne, si fa *λόγος* ('lógos').

“PREPOSTEROUS THICKS AND THINS”: I LIBRI IDEALI DI WILLIAM MORRIS FRA INTERMEDIALITÀ E TEORIA SOCIALE

PAOLA SPINOZZI

Fra le molteplici espressioni dell'osmosi fra arte verbale e visiva perseguita da William Morris, la stampa e la tipografia rivestono un ruolo peculiare. Il libro ideale di Morris – oggetto materiale e *object d'art* – solleva questioni cardinali che riguardano l'interdipendenza fra parola e immagine, i nessi fra forma e contenuto, il ruolo dell'arte nella società, le interazioni fra estetica e politica. Le ragioni che indussero Morris a criticare Giambattista Bodoni sono state tralasciate fino ad ora e richiedono una disamina, perché rivelano l'intersecarsi di orientamenti estetici ed ideologici nell'evoluzione della tipografia e dell'editoria fra la fine dell'Ottocento e gli inizi del Novecento.

Print and typography fulfil a peculiar role among the numerous expressions of the osmosis between verbal and visual art pursued by William Morris. His ideal book – a material object and an *object d'art* – raise fundamental questions about the interdependence of word and image, the connections between form and content, the role of art in society, the interactions between aesthetics and politics. The reasons why Morris criticized Giambattista Bodoni have been overlooked until now; they need to be investigated, because they reveal how aesthetic and ideological views intertwined in the late 19th and early 20th century evolution of typography and book design.

Keywords: William Morris, Giambattista Bodoni, ideal book, interartistic esthetics, social theory, utopia.

1. *Il libro fra estetica interartistica e ideologia*

La volontà di fare interagire simultaneamente diversi codici espressivi accomunò, nella seconda metà dell'Ottocento inglese, Dante Gabriel Rossetti, la Pre-Raphaelite Brotherhood, Edward Burne-Jones e William Morris, le cui concezioni furono sviluppate da Walter Crane, Thomas James Cobden-Sanderson ed Emery Walker fino agli inizi del Novecento. Le loro opere verbo-visive sono testimonianze di talento multiplo e perseguono ciò che nel 1935 Kurt Wais definirà la simbiosi primigenia delle arti: la infrangono gli artisti che scelgono di utilizzare un solo mezzo espressivo; la manifestano coloro che adottano forme molteplici di creatività¹.

¹ K. Wais, *Symbiose der Künste: Forschungsgrundlagen zur Wechselberührung zwischen Dichtung, Bild- und Tonkunst*, Kohlhammer, Stuttgart 1936; *Vom Gleichlauf der Künste*, “Bulletin of the International Committee of

Le teorie sul libro ideale elaborate da William Morris e le sperimentazioni nelle quali furono coinvolti tipografi, legatori, illustratori e pittori diedero vita alla fondazione della Kelmscott Press nel 1891 a Hammersmith, nella periferia di Londra. Fra le molteplici espressioni dell'osmosi fra arte verbale e visiva perseguita da Morris, la stampa e la tipografia rivestono un ruolo peculiare. Trattandosi di concezioni che esaminano i processi per la produzione di testi e immagini, si potrebbe supporre che della sua opera di tipografo e stampatore si siano occupati gli esperti di editoria e i bibliofili. Al contrario sia le sue teorie, espresse in lezioni pubbliche e saggi, sia l'attività della Kelmscott Press hanno richiamato l'attenzione di studiosi dell'interazione fra letteratura e arte visiva², di estetica interartistica³, di design⁴. La ricerca di storici e filologi ha rintracciato i modelli che ispirarono Morris⁵, si è incentrata tanto sui volumi che furono pubblicati⁶ quanto sui progetti irrealizzati⁷, si è estesa a valutare il rapporto fra la visione morrissiana e l'evoluzione della stampa attraverso l'informatica⁸.

the Historical Sciences", 37, 1937, pp. 295-304; *The Symbiosis of the Arts*, transl. by G.A. Richardson, "Yearbook of Comparative and General Literature", 31, 1982, pp. 78-95.

² A.R. Life, *Illustration and Morris' "Ideal Book"*, "Victorian Poetry", 13, 1975, pp. 131-140; *William Morris and the Art of the Book*, P. Needham et al. ed., Pierpont Morgan Library/Oxford University Press, New York/London 1976; C.J. Golden, *Book Illustrated: Text, Image and Culture, 1770-1930*, Oak Knoll Press, New Castle (De) 2000; *The Victorian Illustrated Book*, R. Maxwell ed., The University Press of Virginia, Charlottesville 2002, in particolare i saggi di E.K. Helsinger, *William Morris before Kelmscott: Poetry and Design in the 1860s*, pp. 209-238, e J. Skoblow, *Beyond Reading: Kelmscott and the Modern*, pp. 238-258; P. Spinozzi, *Sopra il reale. Osmosi interartistiche nel Preraffaellitismo e nel Simbolismo inglese*, Alinea, Firenze 2005.

³ P. Spinozzi, *Arte ed estetica in utopia*, in *Dall'utopia all'utopismo. Percorsi tematici*, V. Fortunati – R. Trousson – A. Corrado ed., CUEN, Napoli 2003, pp. 385-404; A. Gatti, *L'ideale della bellezza diffusa*. William Morris tipografo, in *Lettere in libertà. Dalle iniziali miniate ai graffiti, alfabeti, segni, immagini*, R. Cristofori – M.G. De Rubéis ed., Artegrafica Silva, Parma 2007 ("Bollettino del Museo Bodoniano", 12), pp. 173-194; *The Quest for Verbal/Visual Cosmos in William Morris's Calligraphy and Typography*, in *Subjective Objects. The Aesthetics of the Object in Symbolist Art and Writing*, C. O'Mahony ed., Rivendale Press, High Wycombe 2009, pp. 109-142.

⁴ G.H. Crow, *William Morris, Designer*, The Studio, London 1934; R. McLean, *Modern Book Design from William Morris to the Present Day*, Faber & Faber, London 1958; R. Watkinson, *William Morris as Designer*, Studio Vista, London 1967; C. Harvey – J. Press, *William Morris. Design and Enterprise in Victorian Britain*, Manchester University Press, Manchester 1991.

⁵ J.R. Dunlap, *Morris and the Book Arts before the Kelmscott Press*, "Victorian Poetry", 13, 1975, pp. 141-157; C. Franklin, *Printing and the Mind of Morris. Three Paths to the Kelmscott Press*, Rampant Lions Press, Cambridge 1986.

⁶ D. Robinson, *William Morris, Edward Burne-Jones and the Kelmscott Chaucer*, G. Fraser, London 1982; William S. Peterson, *A Bibliography of the Kelmscott Press*, Clarendon Press, Oxford 1984; F. Kirchhoff, *William Morris's Anti-Books: the Kelmscott Press and the Late Prose Romances*, in *Forms of the Fantastic*, J. Hokenson – H. Pearce ed., Greenwood Press, Westport 1986, pp. 93-100; William S. Peterson, *The Kelmscott Press: A History of William Morris's Typographical Adventure*, Clarendon Press, Oxford 1991; L.A. Baker, *The Kelmscott Press: To What Purpose?*, "The Journal of the William Morris Society", 12, 1997, pp. 36-38.

⁷ J.R. Dunlap, *The Book that Never Was*, Oriole Editions, New York 1971; P. Stansky, *Another Book that Never Was. William Morris, Charles Gere, The House of the Wolfings*, Book Club of California, San Francisco 1998.

⁸ J. Dreyfus, *Morris and the Printed Book. A Reconsideration of His Views on Type and Book Design in the Light of Later Computer-aided Techniques*, William Morris Society, London 1989.

Il libro ideale di Morris – oggetto materiale e *object d'art* – solleva questioni cardinali che riguardano l'interdipendenza fra parola e immagine, i nessi fra forma e contenuto, il ruolo dell'arte nella società, le interazioni fra estetica e politica. Il progetto di un'editoria d'arte incentrata sull'utilizzo di metodi artigianali anziché sulla produzione industriale fu assimilato dall'Arts & Crafts Movement e rielaborato dal Bauhaus nel Novecento. Gli storici dell'arte e dell'architettura hanno ampiamente indagato l'assimilazione delle teorie e pratiche di Morris da parte della scuola tedesca⁹. Mentre esplorava forme di creatività multipla, Morris espresse valutazioni negative riguardo al tipografo Giambattista Bodoni, che iniziò il suo apprendistato a Roma nel 1758 e operò a Parma fino alla morte, nel 1813. Le ragioni che indussero Morris a criticare Bodoni sono state finora tralasciate; richiedono una disamina, perché rivelano l'intersecarsi di orientamenti estetici e ideologici nell'evoluzione della tipografia e della grafica.

Fra il 1853 e il 1856, mentre si dedicava agli studi letterari presso l'Exeter College di Oxford, Morris vide i codici miniati conservati alla Bodleian Library e lesse *romances* epico-cavallereschi e romanzi storici ambientati nel Medioevo. I manoscritti gotici gli offrirono testimonianze emblematiche dei nessi profondi fra arte e società: la loro qualità estetica risiede nella coesione organica delle forme verbali e visive, che palesano la loro simbiosi originaria; il loro valore etico si manifesta nella dimostrazione che il lavoro è arte, quando esprime estro e originalità, e non deve essere abbruttito dall'industrializzazione, che soppianta l'ingegno e l'abilità manuale con l'automazione. Morris iniziò a esplorare la calligrafia e le componenti decorative quando comprese che la sua attitudine alla scrittura era superiore alla predisposizione per la pittura. Oltrepassò la distinzione gerarchica secondo cui architettura, pittura, scultura generano esperienze estetiche originali e le arti applicate si limitano a produrre oggetti materiali, e mostrò come molteplici codici espressivi possano interagire e potenziarsi reciprocamente, apportando la propria specificità¹⁰. L'intermedialità e l'autonomia estetica, che caratterizzano la calligrafia e la tipografia di Morris, pongono problemi di classificazione. Gli esiti delle sue sperimentazioni presentano similarità con la tipologia nella quale Ulrich Weisstein colloca "Opere letterarie il cui aspetto esteriore dipende [...] dal design oppure da elementi grafici, quali l'uso dei geroglifici o di caratteri cinesi, [...] oppure la disposizione spaziale delle lettere o delle parole sulla pagina"¹¹. Tuttavia, la definizione è insufficiente a qualificare la natura polimorfica dei poemi manoscritti di Morris, nei quali l'iconicità dei versi convive con il pittorialismo, la calligrafia con la decorazione e l'ornamento. Altrettanto difficile è elaborare una definizione per i cinquantatré

⁹ N. Pevsner, *Pioneers of the Modern Movement from William Morris to Walter Gropius*, Faber & Faber, London 1936; P. Faulkner, *Pevsner's Morris*, "Journal of William Morris Studies", 17, Winter 2006, 1, pp. 49-71; L.S. Weingarden, *Aesthetics Politicized: William Morris to the Bauhaus*, "Journal of Architectural Education", 38, 1985, 3, pp. 8-13.

¹⁰ P. Spinozzi, *William Morris e l'utopia dell'osmosi interartistica*, in Ead., *Sopra il reale*, pp. 140-148.

¹¹ U. Weisstein, *Literature and the Arts*, in *Interrelations of Literature*, J.-P. Barricelli – J. Gibaldi ed., Modern Language Ass. of America, New York 1982, pp. 251-277, p. 259. Si veda anche U. Weisstein, *Comparing Literature and Art: Current Trends and Prospects in Critical Theory and Methodology*, in *Literature and the Other Arts, Proceedings of the IXth Congress of the International Comparative Literature Association*, Z. Konstantinović et al. ed., Verl. des Inst. für Sprachwiss. der Univ. Innsbruck, Innsbruck 1981, pp. 19-30.

volumi pubblicati dalla Kelmscott Press fra il 1891 e il 1898: fondando le sue concezioni del *book design* sull'avversione per il prodotto industriale, Morris dimostra come l'editoria sia un'attività imprenditoriale che presuppone un ideale estetico e necessariamente implica istanze ideologiche¹².

La specificità delle teorie di Morris risiede nella volontà di muoversi dentro alle arti, per esplorarne le interazioni, e fuori, per comprendere l'impatto della creatività interartistica nella cultura e nella società. La duplice prospettiva gli consente di fare confluire le sue concezioni estetiche in un progetto politico. Il recupero di forme antiche di artigianato è un aspetto del medievalismo che sosterrà la sua visione utopica della società. Nell'Inghilterra immaginata in *News from Nowhere, or, an Epoch of Rest: Being Some Chapters from a Utopian Romance* (1890) i mestieri manuali gratificano l'individuo, stimolandone la creatività, e svolgono una funzione collettiva, tramandando la memoria culturale.

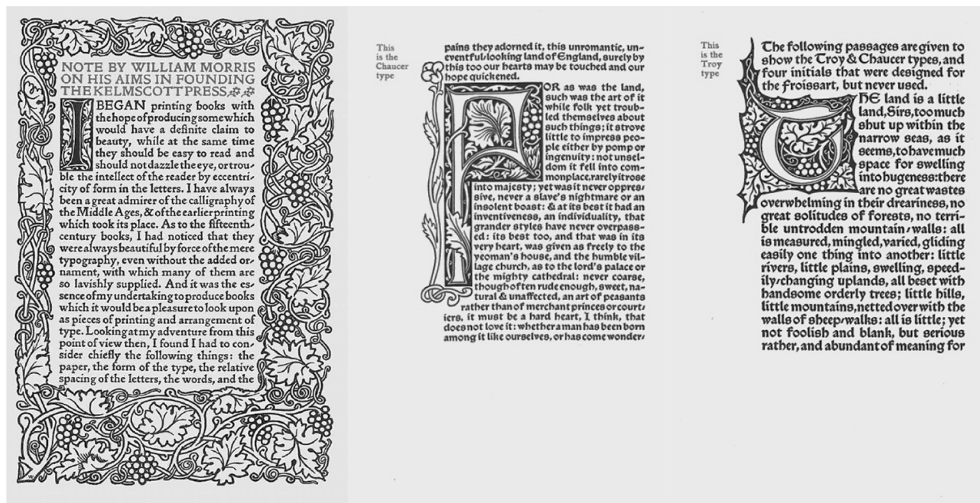
Morris acquisì un volume, tuttora preservato a Kelmscott Manor, che contiene quattro antichi manuali italiani di scrittura: *La Operina* (1522) e *Il modo di temperare le penne* (1523) di Ludovico degli Arrighi, *Lo presente libro* (1525) di Giovanni Antonio Tagliente, e *Thesaurus de scrittori* (1525) di Ugo da Carpi. Morris studiò l'ambiente tecnico e sociale in cui i volumi furono prodotti e apprese come ricopiare un manoscritto, creare un carattere tipografico e scrivere in corsivo¹³. Morris si interessò alla stampa con il proposito di elaborare metodi che si avvalessero di strumenti e materiali simili a quelli utilizzati nel Quattrocento. Eppure, benché in epoca vittoriana i codici medievali e i primi libri a stampa fossero oggetto di studi approfonditi, la fondazione di una casa editrice nella quale i tipografi potessero esprimere l'ingegno creativo degli antichi artigiani lo costrinse ad affrontare problemi complessi, quali la conoscenza parziale delle tecniche e l'irreperibilità dei materiali originariamente utilizzati per la carta e gli inchiostri. Ricorse a una pressa di ferro manuale, anziché meccanica, e utilizzò un tipo di carta fatta a mano, non sbiancata, realizzata da Joseph Batchelor a Little Chart, nel Kent, in tre versioni che riproducevano la carta italiana del Quattrocento. Per i volumi a tiratura limitata si servì di pergamena prodotta da Henry Band a Brentford, nel Middlesex, e da William Turney & Sons a Stourbridge, nel Worcestershire. Si rifornì di inchiostro da Shackell, Edwards & Co. di Londra e successivamente da Janecke di Hannover. Scelse tipi elaborati e più grandi di quelli normalmente utilizzati in epoca vittoriana, diminuì lo spazio fra le righe, intagliò capilettera e illustrazioni in blocchi di legno, anziché inciderli nel metallo, e introdusse copiosi elementi decorativi ai bordi del testo¹⁴ (fig. 1).

¹² P. Spinozzi, *Il libro ideale*, in Ead., *Sopra il reale*, pp. 287-290.

¹³ A.S. Osley, *The Kelmscott Manor Volume of Italian Writing-Books*, "Antiquaries Journal", 64, 1884, pp. 351-360.

¹⁴ *A note by William Morris on his aims in founding the Kelmscott Press: together with a short description of the press by S.C. Cockerell, & an annotated list of the books printed thereat*, Kelmscott Press, Hammersmith 1898; J.R. Dunlap, *Morris and the Book Arts*; A.R. Life, *Illustration and Morris' "Ideal Book"*.

Figura 1 - *A note by William Morris on his aims in founding the Kelmscott Press: together with a short description of the press by S.C. Cockerell, & an annotated list of the books printed thereat, Kelmscott Press, Hammersmith 1898, pp. 1, 66, 68.*



Avvalendosi di procedimenti in larga misura manuali anziché industriali, Morris dovette sostenere ingenti costi di produzione e applicare prezzi alti. Inoltre, alla preziosa ricercatezza tipografica non corrisponde una chiara leggibilità dei testi, poiché i caratteri e le decorazioni si estendono su tutto lo spazio della pagina, producendo un effetto di saturazione. I volumi attraverso i quali Morris avrebbe voluto diffondere il piacere della lettura poterono essere acquistati e apprezzati solamente da facoltosi bibliofili.

Nonostante il raro utilizzo di caratteri gotici nell'editoria dalla fine dell'Ottocento a oggi, la Kelmscott Press ha prodotto un impatto notevole. Le sue conoscenze furono tramandate a Emery Walker, Edward Johnston e, più recentemente, ad Alfred Fairbank. Le critiche mosse da Morris all'opera di Bodoni meritano un'indagine approfondita, perché sono cariche di implicazioni ideologiche. Le ragioni per le quali i caratteri del tipografo parmense non possono produrre bei libri offrono elementi sostanziali per comprendere perché la creazione di opere intermediali si iscriva in un programma estetico-politico. Per Morris il libro ideale si colloca in una società ideale.

2. Bodoni secondo Morris, Morris attraverso Bodoni

Le *lectures* e i saggi consentono di comprendere le posizioni ideologiche che sostengono l'estetica tipografica morrisoniana. La lezione *The Ideal Book*, presentata il 19 giugno 1893 alla Bibliographical Society di Londra, e il saggio *Printing*, pubblicato con la firma di Morris

e Walker nello stesso anno su *Arts and Crafts Essays*¹⁵, esprimono precise posizioni critiche riguardo all'opera di Bodoni. In *The Ideal Book* Morris si addentra in una minuziosa valutazione dei caratteri tipografici bodoniani e dichiara che le proporzioni delle lettere sono squilibrate, perché il contrasto fra tratti spessi e sottili è tanto forte quanto incongruo, la giustapposizione di pieni e vuoti è troppo marcata. L'alfabeto di Bodoni non presenta lettere concepite per esprimere la loro specificità attraverso la singolarità della forma, ma è deturpato da spessori e assottigliamenti distribuiti automaticamente e uniformemente su tutti i caratteri:

each letter should have its due characteristic drawing; e.g., the thickening out for a b, should not be of the same kind as that for a d; a u should not merely be an n turned upside down; the dot of the i should not be a circle drawn with compasses, but a delicately drawn diamond, and so on. To be short, the letters should be designed by an artist, and not an engineer. As to the forms of letters in England (I mean Great Britain), there has been much progress within the last forty years. The sweltering hideousness of the Bodoni letter, the most illegible type that was ever cut, with its preposterous thicks and thins, has been mostly relegated to works that do not profess anything but the baldest utilitarianism, [...] and Caslon's letter [...] has largely taken its place¹⁶.

Morris era poeta, romanziere e critico, oltre che *designer* e tipografo; nei volumi bodoniani egli rilevava una grande perizia tecnica, cui non corrispondeva una conoscenza altrettanto approfondita del codice verbale. I caratteri di Bodoni generano una discrasia fra significato e contenuto, perché la loro forma non aderisce profondamente alla sostanza, l'aspetto grafico non porta con sé il contenuto. Le motivazioni che impedivano a Morris di apprezzare Bodoni offrono indicazioni importanti per comprendere le sue idee sull'intermedialità e ricostruire le sue posizioni ideologiche.

In *Printing* egli parte dagli *scriptoria* medievali e dalle stamperie quattro e cinquecentesche per tracciare l'evoluzione e il declino dell'arte del libro. Fino alle prime tre decadi del Cinquecento sia il carattere Roman sia il Gothic furono ampiamente utilizzati in Europa. Il Gothic era molto apprezzato nei Paesi Bassi e a Colonia, ma anche in Italia, dove era impiegato nella maggior parte dei testi teologici e giuridici. La variante del Gothic adottata dalle stamperie olandesi fu introdotta in Inghilterra da Wynkyn de Worde, il successore di William Caxton, e impiegata dal Cinquecento al Settecento. Tuttavia, già a partire dal Seicento la stampa cominciò a subire un'involuzione; William Caslon fu l'unico a elaborare un carattere chiaro e ben disegnato, mentre altri tipografi del Settecento dimenticarono la purezza e la semplicità delle linee.

¹⁵ *Arts and Crafts Essays*, by members of the Arts and Crafts Exhib. Soc., Preface by W. Morris, Rivington, Percival & Co., London 1893.

¹⁶ W. Morris, *The Ideal Book* (1893), in *The Ideal Book. Essays and Lectures on the Arts of the Book*, W.S. Peterson ed. and introduced, University of California Press, Berkeley & Los Angeles 1982, pp. 67-73, p. 69.

The Italian, Bodoni, and the Frenchman, Didot, were the leaders in this luckless change, though our own Baskerville, who was at work some years before them, went much on the same lines; but his letters, though uninteresting and poor, are not nearly so gross and vulgar as those of either the Italian or the Frenchman.

With this change the art of printing touched bottom [...]. The Chiswick press in 1844 revived Caslon's founts [...]. These and similar founts [...] have now come into general use and are obviously a great improvement on the ordinary "modern style" in use in England, which is in fact the Bodoni type a little reduced in ugliness¹⁷.

Morris ripercorre la storia della stampa per rivalutare l'importanza del carattere gotico e sottolinearne la diffusione e la prevalenza nei paesi del Nord Europa. Mentre riafferma il pesante giudizio sul "goffo inspessirsi e volgare assottigliarsi dei tratti"¹⁸ di Bodoni, egli esamina la storia culturale dei paesi anglo-germanici e latini, contrapponendo l'Inghilterra, i Paesi Bassi e la Germania alla Francia e all'Italia. Sarebbe errato soffermarsi solo sulle questioni tecniche, perché le valutazioni estetiche di Morris devono essere ricondotte a concezioni storico-politiche.

Gli scritti morrisiani sul libro ideale sottendono concezioni estetiche ed etiche che sollecitano una comparazione con le teorie sull'arte gotica esposte da John Ruskin nel secondo volume di *The Stones of Venice* (1851-53). Egli non mirava a ricostruire le cattedrali gotiche in età vittoriana, bensì a fare rinascere i valori artistici, sociali ed economici ad esse sottesi; allo stesso modo, Morris si opponeva alla perdita dei valori umani nella sua epoca mostrando l'ordine e l'armonia racchiusi in un libro miniato. Come spiega William S. Peterson:

One cannot understand the moral intensity of Morris' typographical writings without realizing that he does not merely wish to improve the printing of books: in fact [...] he wants to alter the course of Western history. [...] It is possible [...] to concentrate entirely upon Morris' sensitive analysis of the medieval illustrated book and his wonderful perceptive advice about typographical design. But we will hear only half of what he is telling us if we ever forget that lending order to the printed page is, for Morris, ultimately one way of lending meaning to human existence.

By one of those curious ironies with which history abounds, William Morris' search for the ideal book in the Middle Ages helped to make possible the well-designed, machine-made book of the twentieth century. He did not succeed in transforming a civilization, as he had hoped to do, but he did teach us how to bring new grace and beauty to one of the chief artifacts of civilization¹⁹.

La convinzione che il *Gothic type* fosse migliore del *Roman type* si fonda sull'apprezzamento per l'arte gotica, che sottende una visione organica dell'attività artistica e dunque produce effetti positivi anche sulle istituzioni sociali. Ogni essere umano possiede potenzialità

¹⁷ W. Morris, *Printing*, in Id., *The Ideal Book*, pp. 59-66, pp. 61, 62.

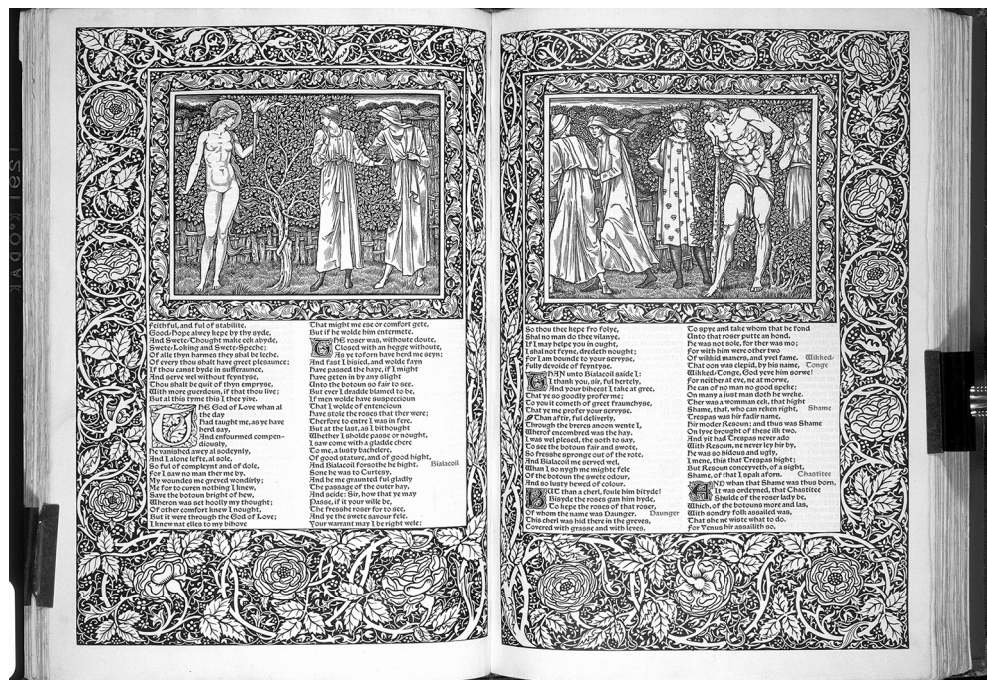
¹⁸ *Ibid.*, p. 61.

¹⁹ W.S. Peterson, *Introduction*, in W. Morris, *The Ideal Book*, pp. xi-xxxv, pp. xxiii e xxxv.

creative che, manifestate liberamente nel lavoro, contribuiscono a migliorare la qualità della vita collettiva. Partendo dal presupposto che l'espressione della creatività artistica plasma la società, Morris individuò nell'arte gotica un ideale comunitario ed egualitario che la sua epoca, degradata dal materialismo e dalle gerarchie di classe, avrebbe dovuto adottare come modello culturale e sociale. Il messaggio può suonare ingenuo, in realtà fu detonante, perché implicava che la rivalutazione delle arti e dei mestieri medievali avrebbe svolto una funzione primaria nella progettazione di una società post-capitalistica e post-industriale. Una delle contraddizioni che rende il pensiero morrissiano tuttora interessante è la certezza che la rivoluzione di classe orienterà la storia futura verso il passato. L'organizzazione del lavoro dovrà essere pre-industriale, affinché gli operai possano sottrarsi ai ritmi degradanti imposti nelle fabbriche e svolgere il loro mestiere creativamente, come gli artisti-artigiani del Medioevo. Morris è un rivoluzionario medievista: una posizione difficile.

Morris elaborò un'utopia socio-artistica, ma dovette confrontarsi con le leggi del mercato. Seppure finalizzati ad attuare un ampio disegno culturale, gli esperimenti compiuti su tipi, proporzioni, frontespizi e rilegature non poterono essere disgiunti da obiettivi commerciali. I libri della Kelmscott Press dovevano dimostrare che l'arte organica genera piacere estetico e coesione sociale ma, essendo *objets d'art*, divennero artefatti destinati all'élite.

Figura 2 - *The Works of Geoffrey Chaucer*, a cura di F.S. Ellis, pubblicato da William Morris, Kelmscott Press, Hammersmith 1896



Ricercando l'osmosi interartistica, Morris acquisì la consapevolezza che le interazioni fra parola e immagine rivelano la complessità dei nessi fra significante e significato che ogni

codice espressivo può instaurare. Egli comprese che la sinergia fra il codice verbale e visivo complica il rapporto che ognuno di essi stabilisce con la cosa. Parole e immagini che hanno lo stesso referente non generano la medesima potenza in quanto significanti. Il significante che prevale richiama l'attenzione su se stesso in quanto significante e sminuisce l'interesse per la comprensione del significato. Per Morris i copiosi tratti curvilinei delle lettere e degli elementi ornamentali dovevano generare armonia fra significanti verbali e visivi, produrre organicità e favorire la lettura. Tuttavia, le pagine da lui concepite innescano un atto complesso di percezione. Morris critica la bipartizione fra pieni e vuoti nei caratteri di Bodoni; eppure i libri pubblicati dalla Kelmscott Press sono stati criticati per la sovrabbondanza visiva. Morris rivela una conoscenza profonda dell'intermedialità. Rimane da valutare in quale misura egli fosse consapevole che, nel ricercare la reciproca illuminazione delle arti, produsse sovraccumuli di segni; certamente colse la plurivalenza delle interazioni fra i codici espressivi (Fig. 2).

3. *Lasciti*

Thomas James Cobden-Sanderson, che insieme a Emery Walker e a Walter Crane raccolse il lascito estetico e ideologico di Morris²⁰, proseguì l'indagine sulla *mutual illumination of the arts* in *The Ideal Book or Book Beautiful* (1900). Nel ripercorrere la storia della calligrafia attraverso i secoli, egli rileva il graduale intensificarsi delle qualità puramente iconiche insite nelle lettere. Miniatori e calligrafi possiedono la capacità di trasformare i testi in profusioni di immagini:

But in the passage from the image created in the mind by abstract symbolism to the image expressed on the page by verisimilitude, the book itself underwent a change and became in the process, not a vehicle for the conveyance of an image, but itself the image [...] when the illuminator, passing from the decoration of significant or initial letters, took to the making of pictures in this fashion within the folds of them, he was pressing his art too far. He was in danger [...] of subordinating his Text to himself, of sacrificing the thing signified to the mode of its signification²¹.

Quanto più intenso è l'impatto visivo prodotto dalla calligrafia, dal carattere tipografico, dalla decorazione e dall'illustrazione, tanto più grande è il pericolo che la scrittura si depotenzi. Se il significante, dato dalla forma delle lettere, esercita una potente attrazione visiva, il lettore sarà indotto a contemplare le pagine, anziché attribuire loro un significato, e il processo di comprensione del testo, che può avvenire solo attraverso l'atto della lettura, soggiace alla fruizione delle immagini. Nel tentativo di realizzare la simbiosi fra le arti, non

²⁰ Sul contributo di Cobden-Sanderson e Crane alle *Arts and Crafts* e al socialismo si veda J.W. Mackail, *Chapter XVIII. Signs of Change: The Arts and Crafts: Return to Romance. 1888-1889*, in Id., *The Life of William Morris* (1899), Dover Publications, New York 1995, II, pp. 196, 200 e 226.

²¹ T.J. Cobden-Sanderson, *The Ideal Book or Book Beautiful. A Tract on Calligraphy Printing and Illustration and on the Book Beautiful as a Whole*, Doves Press, London 1900, p. 6.

solo rappresentando verbalmente l'oggetto con vividezza pittorica, ma creando corrispondenze interartistiche fra significanti verbali e visivi, Morris e i suoi successori percepirono la natura auto-riflessiva di ogni arte e di ogni codice espressivo. L'indagine sul bipolarismo fra arte referenziale e auto-referenziale è una delle eredità fondamentali che il tardo Ottocento tramanda al Novecento.

In *The Booklover and His Books*, pubblicato nel 1917, due anni prima della fondazione del Bauhaus, Harry Lyman Koopman pone in rilievo come più di tre decenni addietro, negli anni Ottanta dell'Ottocento, il rapporto fra visione ottica e segno tipografico fosse divenuto oggetto di studi scientifici in Francia e in Germania. Partendo dal presupposto che semplicità, uniformità e compostità della riga, lettere ampie e corti tratti discendenti devono essere le finalità primarie dell'arte del tipografo, egli giudica i caratteri di Morris belli ma difficili da decodificare, quelli di Bodoni chiari, leggibili e armonici. Ripercorrendo la storia della stampa, il critico si sofferma sui volumi della Kelmscott Press per porne in rilievo lo spirito gotico o germanico e sottolineare che la loro qualità risiede nella bellezza di ogni singola lettera, anziché nell'aggregazione delle lettere in parole:

Kelmscott books, [...] in spite of their decorative beauty, are not easy reading. In this respect they differ greatly from those of Bodoni, whose types to Morris and his followers appeared weak and ugly. Bodoni's letters play together with perfect accord, and his pages, as a whole, possess a statuesque if not a decorative beauty. [...] But no force has told more powerfully for clearness and strength in types than the influence of Morris, and if he had done only this for printing he would have earned our lasting gratitude²².

Le affermazioni di Koopman riguardo alla natura scultorea dei caratteri di Bodoni sono particolarmente interessanti: il lavoro del tipografo parmense è assimilabile a quello dello scultore; così, mentre cesella e polisce, infonde alle lettere una certa freddezza marmorea e al contempo una particolare precisione. Morris ignora lo scalpello, prende il pennino del calligrafo e ricerca la leggibilità intervenendo sulle dimensioni, anziché sulla nitidezza. La grandezza dei caratteri costituisce un aspetto fondamentale della visione tipografica di Morris: a differenza dei libri pubblicati dal 1850 al 1880, i volumi della Kelmscott Press presentano lettere ampie e ben evidenti. Le pagine sono spazi nei quali i caratteri e i motivi ornamentali devono coesistere in modo organico, e ogni segno è in rapporto alla pagina, che nella sua interezza deve esprimere l'articolazione delle parti. Al Novecento Bodoni tramanderà la nitidezza, la regolarità e l'eleganza dei caratteri, Morris trasmetterà l'idea di pluralità organica, che dall'estetica si estende alle istituzioni sociali.

Il carattere in cui è stampato il libro di Koopman è un Bodoni moderno, inciso in Italia e scelto per la sua eleganza piuttosto che per illustrare gli ultimi esiti riguardo alla leggibilità del carattere. Le scelte tipografiche compiute dal critico mostrano che le lettere ideate da Morris sono contraddistinte da precise connotazioni storiche e culturali, mentre i caratteri

²² H.L. Koopman, *Types and Eyes: Progress*, in Id., *The Booklover and His Books*, The Boston Book Co., Boston 1917, pp. 129-134, pp. 129, 130 e 131.

di Bodoni oltrepassano il contesto nel quale furono prodotti, perché a distanza di due secoli non solo risaltano per la raffinatezza, ma si prestano anche a essere modernizzati.

Il percorso interartistico di Morris si estrinseca nella continua ridefinizione dei ruoli attribuiti alla parola e all'immagine, le quali eludono l'assegnazione di un primato dell'una sull'altra e tendono alla plurivocità. Infine le trasposizioni rivelano che le arti, nell'illuminarsi reciprocamente, illuminano, e soprattutto interrogano, se stesse. L'osmosi le distoglie dalla referenzialità diretta e intensifica la componente meta-artistica. Dopo Morris, il Modernismo e le avanguardie operarono con la consapevolezza delle oscillazioni fra indicibilità e chiara significazione, trasparenza e allusività, che rendono la transcodificazione continuamente ricodificabile, continuamente re-interpretabile.

La convinzione che il lavoro genera piacere, quando include ideazione e realizzazione, concepimento ed esecuzione, è per Morris il fondamento di una comunità socialista, nella quale le attività artigianali gratificano l'artefice. Se nella sua ditta si producevano articoli costosi, nei saggi e nelle lezioni il libro assume la fisionomia del *Gesamtkunstwerk* e rimanda a un progetto sociale, nel quale la creazione e la fruizione dell'arte in senso comunitario corrispondono all'eguaglianza delle classi. Morris si proietta verso un'epoca in cui l'arte sarà popolare, perché tutti creeranno manufatti unici e li adopereranno nel lavoro e nel tempo libero.

Fu la Germania attraverso *Die Brücke*, *Der Blaue Reiter* e l'Espressionismo a ribadire il nesso fra teoria estetica e sociale. Dopo il primo conflitto mondiale gli artisti tedeschi si impegnarono a rinnovare la società propagando il socialismo, come dimostrano il *Novembergruppe*, costituitosi nel dicembre del 1918, e l'*Arbeitsrat für Kunst*, creato nel 1919 con il proposito di diffondere l'arte fra le masse²³. Il lascito di Morris al Bauhaus è duplice: l'opera deve esprimere l'armonia fra bellezza e finalità di utilizzo, mostrando che la forma è appropriata alla funzione; oltre a esprimere valore estetico, il fare artistico ha sempre una portata ideologica. Morris criticò fortemente Bodoni, ma la sua permanenza nell'editoria è forte: la nitidezza del carattere, l'assenza di ornamenti e la regolarità elegante sono il suo lascito. Dell'opera di Bodoni l'epoca contemporanea, attraverso le avanguardie, ha preservato la funzionalità. Il libro ideale di Morris rivela che dare ordine alla pagina stampata significava non tanto ricercarne la migliore leggibilità, quanto plasmarla attraverso la sua visione interartistica e il suo progetto estetico-politico.

²³ S. West, *The Visual Arts in Germany 1890-1937: Utopia and Despair*, Manchester University Press, Manchester 2000.

RECENSIONI E RASSEGNE

RECENSIONI

VINCENZO ORIOLES ed., *Per Roberto Gusmani. Linguistica storica e teorica*, vol. 2, tomo 1, Forum, Udine 2012

In ricordo di Roberto Gusmani, studioso di rilievo internazionale nelle discipline linguistiche, è uscita, sul finire del 2012, un'ampia opera in due volumi, che bene attestano il prestigio meritato in ambito accademico, sia per il profilo scientifico che per i numerosi compiti dirigenziali svolti nell'Università di Udine. Così, il primo volume racchiude saggi di studiosi provenienti da varie discipline (filologiche, letterarie, storiche, pedagogiche, geografiche) coltivate nell'ateneo friulano. A sua volta, il secondo volume è diviso in due tomi: nel primo vi sono contributi di linguistica storica; nel secondo rientrano ricerche sul plurilinguismo e l'interlinguistica e saggi di linguistica teorica.

L'attenzione è qui rivolta al primo tomo del secondo volume. Un saggio di Lucia Abbate (pp. 3-15) apre la silloge dei contributi. Sulla base di studi paremiologici, ella rileva che in siciliano vi siano allocuzioni, proverbi, invocazioni e imprecazioni a santi che talvolta sono soltanto presunti tali. L'equivoco, originato da assonanze, ragioni fonetico-morfologiche o semplicemente dalla consuetudine, ha finito talvolta con l'affermarsi a livello idiomatico e nella coscienza popolare. Particolarmente interessante e produttivo in questo senso appare l'ambito della toponomastica, relativamente al quale l'autrice passa in rassegna nomi di santi non immediatamente riconoscibili come 'ufficiali', offrendo motivazioni culturali e linguistiche per la loro esistenza e per il loro frequente generare cognomi italiani (viene così resa trasparente l'origine del cognome stesso *Gusmani*¹).

Ignasi-Xavier Adiego (pp. 17-26) propone qui una nuova lettura per la serie onomastica riportata in un'iscrizione pisidica rinvenuta a Timbriada (studiata da Brixhe e Öszait in un contributo uscito su "Kadmos" del 2001). Oportando per la segmentazione *Πιγερδοταρις* (genitivo patronimico con desinenza -ς) in luogo di *Πιγερ* (nominativo adesinenziale) + *Δοταρις* (genitivo patronimico con desinenza -ς), restituisce un elenco di nomi più omogeneo in quanto tripartito (nome proprio + patronimico + nome del nonno). La congettura di tale nome proprio, altrove mai attestato in pisidico nella sua organicità, è tuttavia confortata da occorrenze del primo e del secondo membro del composto separatamente e dal raffronto con altre lingue anatoliche. Sulla scorta di quanto affermato, viene proposta una rilettura anche per un'iscrizione pisidica (discussa da Fuhrmann e Neumann nel 2005) contenente un composto onomastico con il primo elemento terminante in -ερ e il secondo in -μουα, formante tipico dei nomi propri anatolici.

Renato Arena (pp. 27-30) indaga circa il valore di alcune significative oscillazioni fonetiche dei teonimi *Πασικράτεια* e *Μελίχιος*. Considerando anche la distribuzione areale delle varianti,

¹ Le ragioni per tale mancanza di trasparenza sono le più varie, ma sorprendente è il caso di San Cosimano che sarebbe all'origine di vari toponimi italiani e che, tuttavia, non esiste come tale ma soltanto come derivato 'storpiato' di Cosma in -ano (più difficile sostenere una genesi dovuta alla crasi tra Cosma e Damiano, santi martiri venerati insieme). Tutte le varianti del toponimo originerebbero dal nome del santo per vie differenti come segnalato dal diverso timbro vocalico: se da un lato le forme in *o* deriverebbero dal latino *Còsmas* (mutuato dal greco *Κοσμάς*), dall'altro invece le forme in *u* avrebbero subito un influsso arabo come testimonierebbe il cognome spagnolo *Guzmán*. Il cognome italiano Gusmani o Gusmanni risentirebbe invece dell'interferenza col Longobardo *ma(n)n*- "uomo" e, come tale, sarebbe attestato solo nell'Italia settentrionale.

l'autore giunge nel caso di *Πασικράτα* a ipotizzare che, da un'originaria epiclesi di *Πασικράτεια*, tale forma sia andata per sincretismo religioso per così dire "inverso"² a indicare una divinità autonoma; relativamente a *Μιλίχιος, Μελίχιος* etc. viene invece confermato il valore di epiteti allotropi di divinità diverse che ne rivelerebbero una comune prerogativa fitomorfa.

Emanuele Banfi (pp. 31-43) pone in relazione la strategia di manifestazione sintattica SOV da parte di alcune lingue indeuropee con la postposizione di avverbi nelle medesime, come dimostrerebbero i documenti più antichi delle lingue indoeuropee. Nello specifico del latino, se tale considerazione è chiaramente riscontrabile per la rigida struttura formulare della lingua delle XII tavole, non pare altrettanto sistematicamente verificabile per le fasi successive del suo sviluppo. Di fatto, appare chiaro che qualunque rilievo circa la sintassi latina non può prescindere dalla capacità flessionale di questa lingua che esenta l'ordine delle parole dal dover essere funzionale all'identificazione dei singoli componenti della frase. Per questo motivo, l'autore sceglie di ripercorrere le fasi di sviluppo diacronico del latino quale lingua originariamente SOV relativamente a quelle 'marce avverbiali' divenute poi preposizioni o preverbi solo dopo essere 'transitate' per una frase postposizionale, come documentano le forme del latino classico *me-cum/te-cum, sem-per/nuper, nem-pe/quip-pe ... etc.* di cui viene proposta un'etimologia in ottica comparativa con altri sistemi linguistici e, in particolare, con l'osco-umbro³.

Marina Benedetti (pp. 45-57) s'inserisce nel dibattito grammaticale antico sulla diatesi media chiarificando, con osservazioni circa la terminologia e l'esemplificazione impiegata dagli eruditi greci, la percezione che essi dovevano avere di una funzione verbale di ardua definizione per i moderni. Dalla *Τέχνη γραμματική* dello pseudo-Dionisio emerge una definizione di diatesi media come di 'discrasia' tra forma e significato⁴. La *Περί συντάξεως* di Apollonio Discolo oppone invece al concetto di 'significato' quello di *σύναξις* ('costruzione') e all'idea di discrasia quella di *συνέμπτωσης* o 'coincidenza', all'interno delle 'cosiddette forme medie', della diatesi attiva e passiva⁵. L'autrice considera infine inevitabile la scomparsa della categoria di diatesi media dalla riflessione grammaticale latina, in quanto totalmente assente sul piano morfologico ed evanescente su quello teorico.

Maria Patrizia Bologna (pp. 59-67) propone alcune considerazioni sullo statuto della linguistica storico-comparativa come disciplina che, trovando i suoi presupposti nella nozione saussuriana di segno⁶, ripercorre a ritroso quel cammino intrapreso dalle comunità linguistiche per dare i nomi alle cose nutrendosi del continuo confronto fra esse. Tuttavia, il paragone con altre lingue talvolta non

² Il fenomeno di 'sincretismo religioso' poteva comportare tanto il conglomerato di attributi diversi in un'unica divinità creata *ex novo*, quanto, come nel nostro caso, la scissione di una divinità originaria in più personificazioni della medesima.

³ Acquista così una luce nuova la genesi di aggettivi del latino classico quali *sim-ilis, hum-ilis*, ascrivibile ad una fase ancora fortemente 'indeuropea' del latino contraddistinta dalla postposizione, successivamente univertata e reinterpretata come un normale meccanismo di conio lessicale analogo a quello in *-bilis*.

⁴ E ciò risulta evidente dall'esemplificazione proposta: *εποιησάμην* "ho fatto per me", *ἔγραψάμην* "ho scritto per me", *πέπηγα* "sono conficcato", *διέφθορα* "sono distrutto".

⁵ Opponendosi alla tesi del grammatico Aristarco circa lo 'scambio' di diatesi, individua come equipollenti dal punto di vista della *σύνταξις* forme quali *εποιησάμην* "ho fatto per me" ed *εποίησα* "ho fatto" e, come forme invece impossibili da commutare *ἐτριψάμην* "mi sono logorato" ed *ἔτριψα* "ho logorato", ovvero, sfruttando le potenzialità morfologiche dell'aoristo, *εποιησάμην* ed *εποίηθην*.

⁶ L'arbitrarietà del legame tra suono e senso svincola il significato dal significante permettendo e all'uno e all'altro di variare nel tempo e di potersi così individuare un'origine che non deve essere il punto di approdo della ricostruzione, quanto la scaturigine di una continuità nel mutamento di significato e significante.

consente una ricostruzione etimologica certa offrendo ‘semplicemente’ parallelismi semantici che arricchiscono la nostra conoscenza della cultura in seno alla quale una tale parola si è formata, come è ben illustrato dal termine omerico e poetico *κελεύθος* “cammino”, “sentiero” che viene qui preso in esame. Esso trova corrispondenti concettuali nel latino *pontifex* e nell’indiano *pathikṛt-* “facitore di cammini” ma ciò non scongiura il ‘pericolo’ che si sollevino nuove problematiche a livello traduttologico e metodologico laddove, come precisato dall’autrice, tale cautela metodologica non implica una sfiducia conoscitiva ma un’affezione al dato.

Francesca Chiusaroli (pp. 69-83) rinviene, all’interno del lessico anglosassone medievale, tracce di quella tensione, tipica del periodo, a una partizione del sapere che fosse funzionale alla sistematizzazione e alla trasmissione del sapere stesso. L’impiego dei termini *dal/dael*, corrispettivi germanici di *pars* e *partitio*, rispecchia il tentativo di partizione degli oggetti per una loro più profonda comprensione a livello etimologico. Di particolare rilievo il lessico metalinguistico che si evince in glossari bilingui quali quello di Ælfric, in cui il termine *dael* traduce la categoria retorica di *pars orationis* come anche il concetto di ‘parte costitutiva della parola’. Ivi il verbo *daelan* è attestato in composizione e dischiude il significato specialistico di *divisio* e *distinctio* quando costruito col preverbio *to-*. Così *todaelan* può veicolare sia l’idea di ‘discernimento’ come categoria della conoscenza sia quella di ‘opera creatrice’ di Dio che divide luce e tenebre e ancora i segni diacritici in ambito metrico-prosodico, ovvero tutti quegli elementi che hanno la funzione di ‘distinguere’ gli accenti.

Paola Cotticelli Kurras (pp. 85-101) dedica il suo intervento alla figura di G. von Justi concentrandosi però sulla sua produzione retorico-linguistica che in qualche modo sfuggì ai linguisti dell’inizio del XX sec. L’autrice lo colloca dapprima nel quadro della riflessione metalinguistica del Settecento, con particolare attenzione alla sua teoria di classificazione delle frasi. Attraverso una selezione di passi tratti dalla sua opera, la Kurras dimostra che fu lui a introdurre il concetto di *Nebensatz* nella sua accezione grammaticale e non puramente logica. L’impiego di frasi dipendenti a creare i periodi che lui definisce ‘articolati’ diventa necessario per poter argomentare il proprio pensiero. Una tale prospettiva anche pragmatica della comunicazione rende, a parere di chi scrive, apprezzabile l’apporto derivante dalla formazione retorico-giuridica ricevuta da Justi.

Paolo di Giovine (pp. 103-121) prende posizione all’interno della *vexata quaestio* riguardante le laringali giungendo a conclusioni ardite proprio in forza della fedeltà al dato concreto, laddove un’astrazione assoluta avrebbe invece, probabilmente, ‘semplificato le cose’. L’indagine verte su *h₁ iniziale di parola nell’ambito delle lingue indeuropee e, dovendo escludere dalla propria argomentazione i casi di vocale protetica del greco e dell’armeno, procede nella ricerca di radici che comincino per vocale (‘contravvenendo’ alla legge di Benveniste) come nel caso del miceneo *eh-ensi* che sarebbe riconducibile al grado zero di una radice apofonica indeuropea *h₁es-/*h₁s-. Tale tentativo è confortato da alcuni documenti restituiti dall’indoario e, in particolare, dal vedico per i quali, tuttavia, non è possibile fornire una spiegazione univoca. Dunque, la conclusione seppur non innovativa cui giunge l’autore ha il pregio di aver ridimensionato l’idea sino a qui incontestata secondo cui l’indoario mostrerebbe continuazioni di laringali a inizio a parola e, dall’altra parte, quello di aver nobilitato il contributo del greco nella fase di più antica attestazione che è quella micenea.

Mario Enrietti (pp. 123-125) parte dal presupposto che il glagolitico, non diversamente dagli altri alfabeti, non registra con totale fedeltà la fonetica del paleoslavo. Sarebbe dunque parziale qualsiasi tentativo di ricostruire il sistema fonologico slavo, o peggio protoslavo, a partire dalla sua grafia che costituisce inevitabilmente un’astrazione, grandiosa ma semplificante. Ciò risulta evidente se si considera che le grafie glagolitiche <lb>, <lb̄>, <rb̄>, <rb̄> notano sia l’esito secondario di *l̄

e **r̥* indeuropei sia i nessi slavi originari *lb, lb, rb, rb*. Lo conferma il fatto che nel primo caso vi fu conservazione degli *jer* (e.g. protoslavo **sr̥dъce* > paleoslavo *srъdъce* “cuore”), nel secondo invece gli *jer* subirono un’ulteriore evoluzione in *o/e* (e.g. protoslavo **plotъ* > paleoslavo *plotъ* “frutto”).

Non senza una certa *vis polemica* Annalisa Franchi de Bellis (pp. 127-150) critica la posizione di Margherita Guarducci riguardo la fibula prenestina in alternativa alla quale, sostenendone la mistificazione ad opera di un falsario dell’Ottocento, l’epigrafista avrebbe finito per ‘creare’ un oggetto interamente irreale rispetto al primo e quindi denominato polemicamente, dalla nostra autrice, ‘Fibula Guarducci’. Ancorandosi saldamente ai risultati di alcuni esami scientifici che si svolsero a partire dal 1992, l’autrice ‘smaschera’ alcune importanti reticenze circa dati storici che la studiosa avrebbe volutamente omesso e contraddizioni in cui sarebbe inavvertitamente incorsa⁷ nel tentativo di persistere sulle proprie posizioni negazioniste. L’autrice restituisce dunque credibilità alla reale fibula che è quella prenestina del VII sec a.C.

Sviluppando le conclusioni di precedenti lavori, José Luis García Ramón (pp. 151-166) intravede inattese corrispondenze semantiche tra lingue indeuropee. Così al latino *auēre* ‘essere desideroso di’ (significato ben attestato nelle forme derivate *avidus, aviditas, avarus, avaritia*) e al vedico *av²* ‘mangiare’, soggiace la medesima radice **h₂euh₁-* che significava ‘correre’. Tale radice avrebbe subito un duplice slittamento semantico divenendo il punto sorgivo per due serie lessicali divergenti, l’una dal significato di ‘aiutare, assistere’ e l’altra invece di ‘desiderare’. Se lo slittamento semantico da ‘correre verso o per’ ad ‘aiutare’ è pervasivo nelle lingue indeuropee, come ci ricorda il greco *bohqéw* ‘accorro al grido di aiuto’ quindi ‘soccorso’, non altrettanto immediato appare il collegamento – presente esclusivamente in vedico – tra ‘correre’ e ‘mangiare’, nesso che si fa trasparente nei composti del tipo *aviṣ-yánt* ‘essere avido (di cibo)’.

Renato Gendre (pp. 167-180) ripercorre l’evoluzione dell’infinito storico da uso cronologicamente relativo di un originale *ἀόριστος* alla recezione di tale innovazione da parte della lingua latina. Inizialmente, i latini fecero dell’infinito storico una variante diafasica ‘colorita’ degli altri tempi storici, destinandolo a contesti popolari approntati al *sermo urbanus* come dimostra il fatto che la maggior parte delle occorrenze abita il linguaggio delle satire oraziane. Solo in un secondo momento, autori quali Livio e Tacito furono in grado di elevarlo a potente mezzo espressivo atto a rendere la vividezza della narrazione e con tale funzione stilistica esso caratterizzò la prosa latina fino al V sec. L’autore sembra infine distaccarsi dall’opinione degli studiosi per quanto riguarda l’origine dell’infinito storico che, *stricto sensu*, sarebbe un’innovazione latina rispetto allo scenario indoeuropeo.

Addolorata Landi (pp. 213-219) ci restituisce gli importanti risultati emersi dalla ricerca sul lessico-grammatica dell’Università di Salerno relativamente alle espressioni idiomatiche. Dapprima riporta quei “significati di frase” che all’interno del *corpus* tibulliano significano stati d’animo non facilmente esprimibili agganciandosi alla fisicità di immagini concrete. Tibullo utilizza le metafore come “ponti” gettati fra il visibile e il non visibile, rendendo, ad esempio, l’idea di insensibilità attraverso predicati nominali che combinano voci del verbo essere a parti nominali quali *ferrum, ferreum* o *lapis*. Successivamente fornisce una ricca lista di esempi tratti da un dizionario della lingua latina di espressioni fisse concrete che trasudano, diremmo, un ‘sovrappiù semantico’, ovvero sequenze il cui significato complessivo è irriducibile alla somma dei singoli significati degli elementi

⁷ Certamente non pare possibile che un falsario privo di scrupoli e di specifiche competenze in ambito linguistico-glottologico potesse anticipare profeticamente importanti scoperte quali quella relativa al valore fonetico del digramma iniziale <*fb*> in venetico e in etrusco, rilevate successivamente a partire da quelle che sono, con ogni evidenza, *lectiones difficiliores* (p.es. il perfetto a raddoppiamento).

che le compongono; è curioso osservare come alcune di queste siano rimaste fin nell'italiano moderno (e.g. *arrigere aures* 'drizzare le orecchie' = 'prestare attenzione').

Interrogandosi circa il perfetto greco, Romano Lazzeroni (pp. 221-227) parte dalla relazione tra aoristo cappatico e perfetto cappatico che, per quanto inspiegabile nella sua origine, è pur tuttavia un dato di fatto. Rinunciando a voler trovare un valore semantico per il formante *-k-*, l'autore constata che, nella lingua omerica, aoristo e perfetto cappatici sono attestati in distribuzione complementare e che quindi costituiscono dei semplici allofoni delle varianti non-cappatiche all'interno dei propri rispettivi paradigmi. Ancor meno sarà possibile, secondo Lazzeroni, ipotizzare una derivazione semantica dell'aoristo cappatico dal perfetto risultativo che, all'altezza cronologica rappresentata dai poemi omerici, era scarsamente attestato, a conferma dell'origine del perfetto come 'formazione staviva'. Non rimarrà che apprezzare il valore morfologico dei suddetti tempi e in ciò consiste il più pregevole contributo di Lazzeroni che tenta di ricostruire le forme omeriche di perfetto cappatico come derivanti da un tema verbale in velare cui poteva essere collegato il suffisso incoativo (con la caduta della velare nel tema del presente e.g. **lak-skū > laskū*) e che poi erano state rianalizzate nel tema del perfetto (*lelhka* e non ***le-lhk-ka*), senza voler proporre nuove ipotesi 'laringaliste' che destino più interrogativi di quanti ne possano risolvere.

René Lebrun (pp. 229-238) offre un prezioso punto di vista sull'evoluzione del lessico tecnico della lettura e della scrittura in nesito (spesso, nel corso del contributo, definito più semplicemente 'ittito') e luvio. Fra tutti, colpisce il caso del verbo *halzai-* che aveva come primo significato quello di 'gridare' o, comunque, l'idea di 'dar voce a'. Solo successivamente, con l'avvento della scrittura, questo verbo nato in un contesto di oralità si preciserà nel suo significato di 'dar voce a un testo' di particolare rilevanza quale quello liturgico. Così, il verbo diventerà tipico della lettura solenne come risulta dall'esemplificazione offerta che accompagna inamancabilmente anche gli altri significati 'specializzati' di lettura come 'recitazione' o come 'lettura silenziosa'.

Per una ricostruzione dell'"intorno" sociolinguistico di eventi comunicativi passati sono imprescindibili dei dati che, quanto più numerosi, tanto più permetteranno di ottenere risultati attendibili. Per questo motivo il tentativo di Marco Mancini (pp. 239-271) di evincere dalle scarse testimonianze epigrafiche il contesto storico-culturale sannitico potrebbe apparire avventato e per l'esiguità delle fonti e per la loro inevitabile standardizzazione linguistica. Vincente appare allora la scelta di rifarsi al *corpus* delle *defixiones* sannitiche che, in quanto genere letterario composito ed esposto ad influssi 'informali' si presta proprio a questo tipo di analisi. In tale genere letterario è possibile rintracciare variabili significative a patto che esse ricorrano frequentemente e abbiano termini di confronto altrove attestati⁸ e la natura dei testi defissori suggerisce di attribuire a queste variabili, se correttamente rilevate, il valore di varianti diafasiche meno formali, nonostante non sia facile collegare tali marcatori a variabili diastratiche.

Partendo dall'opinione largamente condivisa, secondo cui una delle caratteristiche delle lingue anatoliche sarebbe l'utilizzo diffuso dell'aggettivo possessivo al posto del caso genitivo, Craig Melchert (pp. 273-286) offre un'analisi comparata dal punto di vista sincronico che rivela un quadro ben più variegato entro il quale, in particolare, l'ittito mostra di non fare uso sistematico dell'aggettivo per esprimere possesso. Al contrario, nelle altre lingue anatoliche ricorre un uso capillare del genitivo, che dispiega tanto le continuazioni delle desinenze indoeuropee atematiche **-os* (per il singolare) e **-om* (per il plurale) quanto quelle tematiche **-oso* e **-osyo*. Altrettanto complesso risulta spiegare

⁸ Condizione riscontrata per il caso di cancellazione di /m/ in posizione finale di parola che, in concorrenza con la variante con /m/ nelle *defixiones* sannitiche, si generalizza nei documenti pompeiani successivi come unica variante socialmente accettabile e dunque vincente.

morfologicamente il suffisso geminato /-ss-/ dell'aggettivo possessivo come evoluzione di quelle desinenze tematiche ereditate dall'indoeuropeo.

Il saggio a quattro mani di Mlinar e Crevatin (pp. 287-294) sulla laminetta d'argento rinvenuta a Vrh Gradu in Slovenia ha il merito di presentare un sito archeologico oggi poco conosciuto, ma che doveva rappresentare un importante luogo di culto dove, con ogni probabilità, la laminetta sarebbe stata depositata come *ex-voto*. L'iscrizione leggibile sulla laminetta è in venetico e non lascia dubbi circa la natura onomastica (nome + patronimico) delle parole incisevi, che tuttavia non trovano paralleli all'interno del *corpus* venetico. Crevatin assicura però che il formante *-kno-* del patronimico sarebbe di origine celtica pur avendo subito una derivazione tipicamente venetica in **-jo-s > -i-s* e ciò confermerebbe per *Voturo* l'ipotesi che si tratti del nome di un'antica tribù celtica dei Galati.

A Moreno Morani (pp. 295-311) va riconosciuto il merito di aver saputo 'scompare' nel cuore di un'opera come *l'Esquisse d'une grammaire comparée de l'arménien classique* per far parlare il grande Millet, mettendo in luce, più che la propria capacità speculativa, tutta la genialità di un uomo che, tra 1903 e 1936, riscrisse la sua grammatica dell'armeno. Confrontando le edizioni tra loro si intravedono, in corrispondenza di grandi snodi tematici quali il sistema consonantico o il passaggio **s > x*, gli interventi del grande autore che seppe con disponibilità accogliere gli spunti offerti dalla ricerca scientifica del suo tempo e con grande umiltà rivedere le proprie posizioni alla luce di queste ultime.

Una ricostruzione unitaria per tutte le voci significanti 'nonno' nelle lingue indoeuropee pare forzata, soprattutto per l'inconciliabilità di formazioni affettive e infantili a struttura CVC(C)V quali l'ittito e il luvio geroglifico *buha-* con il latino *auus* e il protoslavo **ujǐ*. Alberto Nocentini (pp. 313-320) restituisce coerenza almeno allo scenario anatolico e, raccogliendo proposte già formulate circa la possibilità di accostare ai lemmi indoeuropei per "nonno" l'antroponimo lidio *Gúghv*, opera un'interessante lavoro di sintesi tra le interpretazioni già avanzate.

Letimo incerto della particella frigia *ke* da **-k^w* e piuttosto che da **kem/km*, non lascia tuttavia alcun dubbio circa il suo valore coordinante. La non sempre facile individuazione della sua natura enclitica o proclitica crea invece delle difficoltà a livello di segmentazione sintattica, essenziale per distinguere la coordinazione simmetrica da quella asimmetrica ma, soprattutto, le stesse unità lessicali. Da ultimo, il *ke* ricorre quasi sempre 'al confine' tra protasi e apodosi dei periodi ipotetici, sintassi ipotattica tipica delle maledizioni funerarie in frigio, dove, secondo Paolo Poccetti (pp. 321-333), le funzioni del frigio *ke* sarebbero state indotte dal greco *kai* che, in un contesto di sostanziale diglossia greco-frigia come quello dei primi secoli d.C., aveva finito per essere sovrapposto alla forma frigia tanto foneticamente quanto graficamente.

Aldo Prosdocimi (pp. 335-353) analizza la sequenza *pilonicos taseio filios* incisa su uno specchio prenestino lasciandosi affascinare in particolare dalla forma *taseio*. Lo studio contrastivo di alcune formule onomastiche 'latine non-romane' rivelerà importanti indizi morfosintattici, quali, per esempio, il fatto che *taseio* non sia aggettivo patronimico di *taseos* (con caduta di *-s* in catena fonosintattica) bensì un vero e proprio genitivo. Tale genitivo in *-io* costruito atematicamente come **Tase-Ø-jo* è ricondotto coraggiosamente, non senza corrispondenze in altre lingue italiche, alla desinenza indoeuropea di genitivo in **-os-jo* in modo analogo alla desinenza in *-i* del genitivo latino.

Tiziana Quadrio (pp. 356-378) presenta il dibattito sullo statuto del miliaco: da alcuni è ritenuto una varietà del licio (un 'licio B'), per altri è vera e propria lingua autonoma. L'autrice considera poi la denominazione 'Miliaco' che, pur connessa a una tradizione tanto antica quanto ampia, appare puramente convenzionale in quanto nulla ci permette di identificare la lingua in questione con l'idioma parlato dai Milyi – come, peraltro, sostenuto dallo stesso Gusmani, che adotta il glottonimo 'miliaco' per una lingua da lui tuttavia considerata una varietà diatopica di licio.

Nel suo *Vocabolario* Benveniste aveva indagato il 'campo' lessicale del sacro in una tensione comparativo-contrastiva che, sconfinando nella preistoria e nell'extra-indoeuropeo, aveva mostrato la sorprendente assenza di termini comuni per indicare concetti quali la religione stessa, il culto e il sacerdozio e aveva finito con l'ascrivere a quell'ambito qualunque termine avesse sviluppato un significato religioso. Al contempo però esistono parole-designazioni indoeuropee che, pur essendo etimologicamente non connesse tra loro e appartenendo a 'campi' diversi, sottendono un 'contenuto religioso' che, come tale, doveva permeare tutti gli aspetti dell'esistenza con un'immediatezza che forse siamo noi moderni a non cogliere. A Umberto Rapallo (pp. 379-395) va il merito di aver saputo collocare il grande sforzo del Benveniste entro l'insegnamento del maestro Gusmani, sottolineando come il fatto di risalire ad etimologie comuni in chiave genetica non debba affatto escludere che tali processi di convergenza siano continuati anche in seguito, nel segno di rapporti interlinguistici che testimoniano tanto un bisogno umano originario e comune quanto la necessità di scambi.

Giovanna Rocca (pp. 397-407) offre una disamina di una nuova *defixio* su laminetta rinvenuta a Selinunte. Il contenuto è di difficile decifrazione, difficoltà dovuta non solo allo stato di conservazione della laminetta e al suo insolito *ductus*, ma anche alla morfologia delle forme onomastiche. Tuttavia, gli antroponimi risultano pienamente comprensibili grazie al confronto con altri testi selinuntini coevi, così come per le inevitabilmente numerose lacune vengono proposte integrazioni propiziate dallo stesso schema defissorio, nella coscienza di aver solo avviato il processo ermeneutico che porterà alla comprensione di questo testo.

Studio dagli interessi linguistici sfaccettati e attento alla teoria del linguaggio, Scerbo rimase ai margini della comunità scientifica che, peraltro, ne valutò solo parzialmente la produzione. Domenico Santamaria (pp. 409-434) sceglie invece di 'far parlare' quei lavori di Scerbo ignorati dalla critica per il loro contenuto antitetico alle teorie dei Neogrammatici. Egli auspicava infatti un modello di glottologia che indagasse non solo le parentele e i mutamenti linguistici in una diacronia regolata da infallibili leggi fonetiche, ma anche il funzionamento del linguaggio stesso che, inevitabilmente, lasciava spazio a una serie di variabili difficilmente controllabili (e tale prospettiva linguistica era definita senza esitazioni come 'spirituale'). Come tutto ciò che concerne la comunità umana, così anche il linguaggio può mutare in modo assolutamente non meccanicistico. La possibilità di rilevare e spiegare il mutamento linguistico non deve pertanto illuderci circa il fatto di poterlo prevedere e questa, più che una limitazione alla scienza umana, deve essere intesa come una valorizzazione della nostra creatività che rende il linguaggio qualcosa di continuamente 'vivo'.

I contributi qui ripresi in modo sintetico condividono un'esigenza profonda di rispettare i dati senza costringerli in gabbie teoriche riduttive. Tale esigenza caratterizzò la figura di Roberto Gusmani come maestro soprattutto di metodo. È grazie alla fedeltà a questo metodo che molti sono giunti a riconoscere nuovi maestri e a rivalutare l'insegnamento di antichi.

Marta Panciera

EDITORIA, AUTORI, TRADUTTORI, PUBBLICO: UNO SGUARDO AL PERCORSO DEL LIBRO NEI SECOLI XVI-XVII E XX

MARTINE FURNO – RAPHAËLE MOUREN ed., *Auteur, traducteur, collaborateur, imprimeur... qui écrit?*, Classique Garnier, Paris 2012, 324 pp.

CARMELA PIERINI – SARA CARINI – ELISA BOLCHI ed., *Letteratura e archivi editoriali: nuovi spunti d'autore*, Aracne, Roma 2014, 185 pp.

La pubblicazione di un libro è un'operazione fortemente mediata da elementi esterni al mittente e al suo diretto destinatario, determinati dal contesto socio-economico-culturale all'interno del quale e per il quale il libro prende forma. Non si tratta, quindi, di un percorso lineare che porta dall'autore al lettore, ma, al contrario, l'immissione sul mercato di un'opera letteraria e la sua diffusione sono frutto di processi decisionali che vanno ben al di là delle intenzioni dell'autore e coinvolgono figure diverse, investite da un'autorità maggiore, talvolta, dell'autore stesso. Si pensi, per esempio, alla figura del lettore specializzato o, nel caso delle traduzioni, dove il discorso si complica ulteriormente, a quella del traduttore, al quale viene affidato l'arduo compito di trasmettere una cultura altra e che possiede l'autorità di intervenire sul testo, modificandone il contenuto, quindi l'intenzione del mittente.

A coordinare l'attività di questi mediatori dell'opera letteraria è, in età moderna e contemporanea, l'editore. Scrupoloso osservatore dell'età in cui vive, conoscitore rigoroso del pubblico al quale si rivolge, letterato, talvolta, egli stesso e, necessariamente, investitore prudente, l'editore, definito 'protagonista' in Italia a partire dagli anni trenta del secolo scorso proprio per il ruolo che incarna, ha filtrato e filtra la cultura di un'epoca, contribuendo, d'altra parte, al successo di uno scrittore e, di conseguenza, alla creazione di una clima intellettuale, di una società e di un lettore tipo¹.

Il modello di editore appena descritto è rintracciabile piuttosto indietro nel tempo e, naturalmente, non solo in Italia; proprio a ricostruire questa figura e l'influenza che essa ha avuto nella cultura d'Europa, pur con strumenti e in contesti spazio-temporali diversi, mirano i contributi raccolti nei due volumi in esame, M. Furno, R. Mouren ed., *Auteur, traducteur, collaborateur, imprimeur... qui écrit?*, Classique Garnier, Paris 2012 (pp. 324) e C. Pierini, S. Carini, E. Bolchi ed., *Letteratura e archivi editoriali: nuovi spunti d'autore*, Aracne, Roma 2014 (pp. 185).

I saggi racchiusi nel primo volume sono il risultato di tre anni di seminari e di discussioni sulla trasmissione delle opere letterarie dei secoli XVI e XVII, quando i confini tra il lavoro dell'editore e quello dell'autore non erano ben definiti, tanto che talvolta riesce difficile identificare la figura stessa di quest'ultimo. È diviso in quattro parti, monotematiche, la prima delle quali, dedicata proprio a descrivere il peso dell'editore non solo nel processo di pubblicazione di un libro, ma anche nella cultura letteraria di un determinato luogo e di un determinato periodo storico, contiene il solo intervento di A. Cayuela, *Alonso Pérez: un demi-siècle de passions éditoriales*, che descrive l'influenza di Alonso Pérez sulla cultura letteraria della Madrid del XVII secolo e, in particolare degli anni tra

¹ Cfr P. Bourdieu, *Une révolution conservatrice dans l'édition*, "Actes de la recherche en sciences sociales", Édition, éditours, vol. 126-127 (1999), p. 3 http://www.persee.fr/web/revues/home/prescript/article/arsn_0335-5322_1999_num_126_1_3278 (ultima consultazione 25/04/2015); G.C. Ferretti, *Storia dell'editoria letteraria in Italia. 1945-2003*, Einaudi, Torino 2004, pp. 3-5.

il 1602 al 1645, che vedono il fiorire della sua attività editoriale e di libraio (p. 19). Nei quarantatré anni della sua carriera, Pérez finanzia più di cento edizioni *principes*; la qualità delle sue pubblicazioni è molto elevata, sia per l'uso di una carta pregiata e per la presentazione dei testi, sia per le raffinate decorazioni del frontespizio.

Quale è stata, dunque, la politica editoriale di Pérez? Ha saputo rispondere alla domanda del suo pubblico? Quale influsso ha avuto sulla cultura contemporanea?

Dai dati raccolti da Cayuela si ricava che le opere che egli edita sono preventivamente sottoposte a censura da parte di un gruppo di letterati legati in qualche modo all'editore e agli autori stessi. All'interno dei generi letterari che predilige, la prosa narrativa occupa una posizione di rilievo, indizio dei gusti del pubblico ispanico del XVII secolo, affiancato dalle novelle, alla cui affermazione presso il pubblico, invece, contribuisce l'editore stesso, divenendo un precursore in questo ambito (pp. 25-26). Pur non mostrando uno spiccato interesse per la poesia, pubblica le opere di Lope de Vega, assicurandogli un pubblico vasto e interessato e, allo stesso tempo, facendo un ottimo investimento per la propria attività. Alonso Pérez è, in conclusione, un editore coraggioso, pioniere di una nuova cultura e allo stesso tempo strumento di diffusione del sapere (p. 30).

Il contributo di Cayuela si avvicina per molti versi al primo intervento del secondo volume preso in esame. Anche in questo caso ci troviamo di fronte a un testo pluritematico, incentrato però, sostanzialmente, sul ruolo che i documenti d'archivio delle case editrici italiane assumono nella ricostruzione delle vicende editoriali degli autori del Novecento. Gli archivi editoriali, infatti, offrono forti spunti di ricerca e permettono una descrizione dettagliata del lungo percorso che porta dall'autore al suo pubblico. Contrariamente al primo caso, questo volume presenta una ricerca *in fieri*, che non porta, quindi, a conclusioni definitive, anzi introduce un percorso ancora tutto da esplorare.

Il primo saggio di C. Pierini, *Letterato-editore: lettore specializzato o letterario? Pareri di Vittorini, Gallo, Garboli e Sereni su Anna Banti*, descrive le altalenanti vicende della scrittrice fiorentina, il cui vero nome è Lucia Lopresti, all'interno della Casa editrice Mondadori, negli anni tra il 1950 e il 1972.

La produzione della Banti, alla quale nel 2005 sarà dedicato un numero monografico della rivista "Paragone Letteratura" dal titolo *Una regina dimenticata*, titolo che, secondo la Pierini, esprime al meglio la condizione dell'artista, inizia nel 1937, ma la notorietà la raggiunge solo nel 1948 quando partecipa al Premio Strega con il romanzo *Artemisia* (p. 29). Fino a questo momento le sue opere vengono pubblicate da editori diversi, ma nel 1951 esce con Mondadori, per la quale ella collabora come traduttrice, *Le donne muoiono*. La decisione dell'editore di stampare il romanzo, peraltro in tiratura limitata, si spiega, come si evince dalle lettere, col timore che suo marito, Roberto Longhi, storico dell'arte e commediografo affermato, ritiri il volume in pubblicazione proprio presso la Casa.

La Mondadori di quegli anni, infatti, pubblica prevalentemente autori già noti e di sicura vendita e, dai pareri di lettura, si evince che la Banti, pur possedendo un'immagine autorevole, ha un *target* troppo elevato per il pubblico della Casa, una "ricercatezza stilistica" e una moralità eccessiva, oltre a una narrazione insipida, che non la rendono adatta al grande pubblico (p. 33-34).

Le cose cambiano quando le opere dell'autrice, lette fino a questo momento da Vittorini, saranno date in lettura a Nicolò Gallo, il quale caldeggerà la pubblicazione di *Le mosche d'oro*, giudicandolo, a ragione visto il numero di ristampe, adatto a un pubblico medio, valutazione che mostra l'opera di mediazione compiuta da Gallo tra l'autrice e la Casa. (p. 36). Questo non è che il primo dei romanzi che la Banti pubblicherà o ripubblicherà con la Mondadori, grazie anche ai pareri di lettura di Sereni e Garboli, nuovi lettori di professione della Casa, che credono molto nell'autrice e riescono a far da tramite tra le esigenze economiche e progettuali dell'editore e la stessa Banti (p. 42).

La seconda parte di *Auteur, traducteur, collaborateur, imprimeur...*, il primo volume preso in esa-

me, è dedicata all'anonimato o alla paternità controversa di varie tipologie di testo. Nello specifico, la sezione si apre con il saggio *L'auteur, l'imprimeur et l'imprimé polémique et éphémère français au seizième siècle*, di M. Walsby e si concentra sulla forte influenza che i testi polemici hanno sui lettori, non solo dal punto di vista politico, ma anche dal punto di vista culturale: scritti in francese, permettono alla gente del popolo di accostarsi, nel contesto in analisi, a questioni teologiche e religiose delle quali, altrimenti, sarebbero rimasti all'oscuro (p. 41). In un quadro simile la completa assenza del nome dell'autore è, però, un rischio, perché produce il venir meno di autorità agli occhi del pubblico, cosa che giustifica il ricorso a vari stratagemmi, come l'uso di iniziali o di pseudonimi (p. 43) e quando il totale anonimato si rende necessario è la figura del tipografo, il cui ruolo è determinante e complesso nella stampa e nella diffusione di questa tipologia di testo, a rimpiazzare quella dell'autore (p. 49 e 55).

Il secondo saggio di questa sezione, di G. Vagenheim, *Qui a écrit les "antichità romane" attribuées à Pirro Ligorio? (1512-1583)* mira a rivedere l'attribuzione delle *Antichità romane*, partendo dall'essenza dell'ambiente in cui è stato prodotto e dalla figura dell'autore al quale è stato attribuito. Pirro Ligorio era definito dai suoi contemporanei non un intellettuale, ma un "antiquario" e "uomo manuale e non di sapere" (p. 60). L'antiquario, nel XVI sec., è colui che va alla ricerca della vestigia della Roma antica e le descrive, mentre le *Antichità romane* sono intrise di conoscenze ed erudizione che un "uomo manuale" non può possedere, ma il cui contributo è stato probabilmente molto rilevante in un contesto più ampio come quello dell'Accademia degli Sdegnati dalla quale, sembra, l'opera ha avuto vita. Non si sa per quale motivo un lavoro collettivo sia stato attribuito a Ligorio (p. 65), ma il testo realizza pienamente il programma dell'Accademia degli Sdegnati, fondata nel 1541 circa da Girolamo Ruscelli e Tommaso Spica, che eredita il programma dell'Accademia delle Virtù fondata qualche anno prima, precisamente nel 1542, da Claudio Tolomei, e alla quale si sostituisce.

Chiude questa sezione un articolo di A. Vanautgaerden, *Érasme a Venise*, finalizzato a ricostruire le tappe essenziali della carriera intellettuale dell'umanista durante i dieci mesi trascorsi a Venezia nel 1508. Come fonti privilegiate l'A. riprende le lettere dell'editore veneziano di Erasmo, Aldo Manuzio, lettere che fungono da Prefazioni alle opere, per lo più classiche, pubblicate dall'editore tra il 1508 e il 1509 (pp. 72-73). In esse l'umanista viene presentato di volta in volta come un caro amico e come un intellettuale *et Graece et Latine doctissimus* e ben presto troverà posto nella ristretta rosa degli autori, come Pietro Bembo, Angelo Poliziano, Nicolò Perotti (nel testo riportato come Nicolò Perroti), che occupano una posizione privilegiata negli scaffali delle librerie veneziane dell'epoca (p. 74).

La pubblicazione del volume *Adagiorum Chiliades* di Erasmo del 1508, e la collaborazione attiva di questi accanto all'editore Manuzio nel lavoro di redazione delle commedie di Plauto e Terenzio, oltre a far uscire l'umanista dall'ombra e dall'anonimato, ne modifica lo stato sociale e contribuisce alla creazione della sua biblioteca (p. 94).

La terza sezione del volume introduce una nuova figura, quella del traduttore, della quale si traccia il profilo, partendo proprio da Erasmo, nel suo ruolo di traduttore dal greco al latino, con il saggio *Identification du Traducteur Humaniste. L'exemple d'Érasme, traducteur de grec en latin*, di I. Diu. Come anticipato, nel Rinascimento si pone forte la questione dell'identità dell'autore che, nel caso delle traduzioni è affiancata da un'altra questione, ovvero se il traduttore si possa, a sua volta, considerare un autore. All'interno del mondo letterario è necessario che un sapere venga oggettivato e, di conseguenza, un erudito esige un riconoscimento, un'autorità che gli viene concessa, appunto, attraverso la pubblicazione di un libro. Nel caso delle traduzioni dal greco al latino, il pubblico, che è un pubblico di eruditi, sarà portato a riconoscere al traduttore un'autorità che diventa oggettiva nel momento in cui il testo tradotto viene pubblicato, e che, conseguentemente, porta il tradurre da una

pratica privata a una pratica pubblica. La repubblica delle lettere, all'interno della quale la letteratura classica veniva tradotta e le traduzioni venivano sottoposte a critica, è formata da una stretta cerchia di intellettuali accomunati dai precetti ciceroniani e agostiniani, come emerge chiaramente dalle lettere che gli umanisti si scambiano. Nel contributo in esame si prende in considerazione proprio la corrispondenza di Erasmo, dalla quale affiorano i tratti caratteristici dell'uomo di lettere, ovvero la coscienza di appartenere ad una comunità il cui scopo è la salvaguardia delle *bonae litterae*, la scelta dell'*otium*, nel senso ciceroniano del termine, ossia la decisione di occupare un posto ai margini della vita politica per dedicarsi alla cultura, bene di tutti, stato che spesso primeggia sulla vita politica stessa (p. 122).

Nell'epistolario erasmiano occupa una posizione di primo piano la figura del traduttore, che ricopre una notevole importanza all'interno del contesto letterario, come si evince dalla terminologia stessa utilizzata per identificarlo. Erasmo, infatti, alterna *interpretres* e *artifex*, entrambi termini ciceroniani, nati e sviluppatosi in ambiente retorico, a scapito del post-classico *translator*, per sottolineare una elevata concezione del traduttore (p. 127 e 130-131).

I due interventi successivi presentano lo studio di casi specifici. Il primo, *Traductions en vers de l'Iliade au seizième siècle* di Ph. Ford, si sofferma sulla traduzione del testo omerico in un periodo in cui lo studio della letteratura greca in Italia era appena iniziato e sono proprio le versioni in latino di alcuni canti dell'*Iliade* a testimoniare il crescente clima filellenico (p. 156). Le traduzioni analizzate sono messe a confronto con alcuni passi dell'*Eneide*, il cui stile e il cui lessico hanno molto influenzato i traduttori seicenteschi, contribuendo all'eleganza dei testi tradotti che si pongono come vere e proprie alternative all'originale greco (p. 162).

Il secondo, invece, di M. Clément, *Mettre en vers français une poétesse latine. Proba Falconia à Lyon*, si sofferma sulla poetessa di età tardo antica, la quale godette di notevole fama nel Rinascimento e, da una parte, segue la tradizione, ininterrotta sembrerebbe, del genere letterario del centone (p. 172), dall'altra traccia il profilo della figura femminile di poeta, che si dedica alla poesia di impronta spirituale e si rivolge, con molta probabilità, a un pubblico di cristiani (p. 190).

La terza sezione si conclude con un saggio incentrato sul ruolo dei paratesti nelle stampe delle opere tradotte: *Discours et silences du paratexte. Aspects de l'auctorialité dans les traductions de langue vulgaire avant 1540*, di M. Thorel. Attraverso l'analisi dell'apparato paratestuale di *Prison d'amour* e *Peregrin*, si mostra come l'identità di un traduttore occupi un posto secondario rispetto alle scelte pragmatiche dell'editore, dettate innanzitutto dalla modalità di presentazione del libro tradotto, che si tratti di una novità in senso assoluto, quindi di un inedito o dell'appropriazione di un'opera precedentemente diffusa da un concorrente (p. 213).

L'ultima sezione del volume, intitolata "Livres anciens et éditions modernes", si apre con un saggio di natura metodologica, che si inserisce nel campo di studi della filologia antica e dello studio delle opere letterarie, dal titolo *Réflexions historiographiques et méthodologiques sur les éditions savantes* di R. Mouren e si sofferma sul come si produce un libro nel XVI secolo (p. 228), sulle motivazioni che portano alla sua messa in opera (p. 222), sulla questione dell'identità dell'autore (p. 233).

Ancora di identità dello scrittore, descrizione del suo lavoro, modalità di lettura e pubblicazione di un'opera si parla nel secondo contributo della sezione, dal titolo *Le De Disciplin de Vivès, de l'édition princeps à l'édition critique*, di T. Vigliano. Il trattato, diviso in quattro libri, si può definire a tutti gli effetti un'opera umanistica (p. 237) e tocca vari temi della cultura dell'epoca, che vanno dal metodo d'insegnamento e dalla crisi del sistema educativo ad ambiti quali la metafisica e la dialettica e al rapporto tra trasmissione e contenuto.

Segue lo studio di Ch. Bénévènt, che affronta il delicato argomento dei testi contraffatti da parte degli editori, con aggiunte e tagli non concordati con l'autore, e dei falsi, partendo dalle esplicite

denunce, ancora una volta, di Erasmo. Il contributo, *Érasme e ses "contrefacteurs"*, parte dalla definizione del termine 'contraffazione' (p. 268) e, dopo aver risposto alla domanda se si possa parlare di 'contraffazione' nel XVI secolo, passa in rassegna le motivazioni di tale pratica, le questioni etiche ad essa legate (p. 272), i modi in cui poteva essere smascherata e denunciata (p. 274) e, infine, come si pone Erasmo nei confronti dei suoi plagari (p. 278).

Chiude la sezione e il volume un saggio dedicato alle edizioni moderne di Marc Antoine Muret, un filologo umanista al quale la critica universitaria si è accostata piuttosto tardi. J.-E. Girot, in *Comment éditer Muret à l'époque moderne*, attraverso l'analisi puntuale degli scritti dell'autore appartenenti a vari generi letterari, mostra come lo studio del lavoro di Muret non possa prescindere dalla definizione stessa di opera d'arte nel Rinascimento (p. 315) e come il compito dell'editore moderno sia arduo, dal momento che un'edizione critica dell'*opera omnia* dell'autore dovrà necessariamente tener conto della sua evoluzione di studioso, evoluzione affidata a un elevato numero di testi di natura differente (p. 316).

Di traduzioni, ricezione, strategie editoriali si parla nel secondo e nel terzo saggio di *Letteratura e archivi*. In particolare E. Bolchi, in "One of the dearest authors of ours". *Virginia Woolf nell'Archivio Storico Mondadori: una lettura inedita*, ripercorre, attraverso la trascrizione e l'analisi dei 180 documenti che l'archivio mondadoriano conserva sulla Woolf, le vicende della pubblicazione dell'*opera omnia* della scrittrice britannica in Italia. Le opere della Woolf vengono pubblicate in Italia dalle case editrici più diverse, alcune di grande fama come Mondadori, Feltrinelli ed Einaudi, altre più piccole come Il melangolo o Archinto e ciò, nonostante Arnoldo Mondadori Editore avesse acquistato i diritti di traduzione della Woolf già nel 1945. La pubblicazione dell'opera woolfiana, affidata a Emilio Cecchi, trova ben presto degli ostacoli, sia di ordine pratico – la guerra non era ancora finita e il semplice corrispondere denaro al vedovo della Woolf poteva essere interpretato come un accordo commerciale con un paese nemico – sia di ordine culturale: Cecchi fa subito notare che lo stile, non sempre lineare, della Woolf richiede traduttori preparati e coscienziosi (p. 64).

L'opera di traduzione comincia, comunque, con il libro più recente dell'autrice, *Between the Acts*, uscito postumo, precisamente nel 1941 con la Hogarth Press, probabilmente per la volontà dell'editore di rimanere in linea con la politica della collana Medusa, che vuole proporre le traduzioni italiane contemporaneamente all'uscita sul mercato dell'originale. La traduzione, affidata a Renata Barocas sotto la supervisione di Salvatore Rosati, però, non sarà mai pubblicata da Mondadori, benché dall'Archivio si ricavi che si trattava di una priorità per la Casa, ma vedrà la luce solo nel 1978 presso Guanda (p. 66).

Interessanti, inoltre, gli stratagemmi ai quali traduttori ed editore ricorrono pur di proporre l'autrice al grande pubblico: nella traduzione di *Mrs. Dalloway*, per esempio, fatta da Alessandra Scalero e pubblicata da Mondadori nel 1946 un bacio omosessuale diventa un bacio a un fiore appena colto. L'austerità della morale italiana di quegli anni, infatti, avrebbe condannato il brano se fosse stato tradotto in modo diverso e quella prima versione sarà letta in Italia fino al 1992 quando Pier Francesco Paolini proporrà una nuova traduzione dell'opera alla Newton Compton (p. 68).

Nelle carte dell'archivio mondadoriano, d'altra parte, non si fa mai accenno all'omosessualità della Woolf, né al suo femminismo, contrariamente a quanto accade nelle riviste di quegli anni; anzi, in contrapposizione a un giudizio di Linati che pur apprezzando l'autrice la definisce "capricciosa" e ne qualifica la scrittura come "bizzarra" e "patetica" (pp. 71-72), per gli editori Mondadori e per i suoi lettori specializzati la Woolf è una scrittrice e una critica completa, capace di notevole influenza sull'ambiente culturale di un'epoca (p. 74). Questo giudizio probabilmente ha portato alla coraggiosa pubblicazione di *Orlando* nel 1933, in un periodo in cui la situazione stessa del romanzo non doveva essere ben vista dalla critica italiana ed europea.

Ancora di decisioni editoriali, di lettori specializzati e dell'influenza che essi esercitano su un determinato pubblico e in un determinato contesto culturale si parla in *Tra mediazione e incomprendimento: la ricezione editoriale e le letterature straniere. Il caso delle Meduse latinoamericane in Mondadori*, di S. Carini. Nell'ambito della pubblicazione di opere straniere in traduzione, infatti, l'editore, come abbiamo già accennato, assume il ruolo di mediatore culturale e, se da una parte, il suo agire è determinato dalla visione del pubblico d'arrivo, dall'altra egli può veicolare la domanda del pubblico, agendo sullo sviluppo della cultura stessa (p. 77 e 81). Attraverso le carte d'archivio, l'A. descrive il ruolo che i lettori-intellettuali hanno avuto nella trasmissione di una letteratura di nicchia come quella latino americana nella cultura italiana del XX secolo, in particolare tra il 1950 e il 1980, e l'influenza che essi hanno esercitato sull'idea che il lettore italiano si è creato della stessa (p. 83).

La difficoltà della trasposizione in Italia della letteratura latinoamericana, che fino agli anni 60 del secolo scorso fu pubblicata solo da editori minori a eccezione della Feltrinelli, ha motivazioni sia politiche e ideologiche sia letterarie, quali la scarsa comprensione del testo di partenza a causa di un'insufficiente conoscenza del contesto latino americano, tanto da parte degli intellettuali quanto da parte del grande pubblico (p. 86). Anche quando la Mondadori pubblica nella collana Medusa degli Stranieri quattro opere latinoamericane grazie a Vittorini, lettore specializzato della Casa in quegli anni, l'immagine che viene trasmessa è quella di un continente lontano, a tratti mitico, i cui racconti mirano a soddisfare la voglia di leggenda del pubblico italiano (p. 92).

Una sezione a parte occupano gli ultimi due saggi di *Letteratura e archivi editoriali*, entrambi finalizzati a delineare le vicende editoriali di due scrittori italiani attivi nella prima metà dello scorso secolo ed entrambi inseriti nel filone di studi che vede negli archivi una miniera di spunti per lo studio e l'approfondimento della letteratura novecentesca. Nel primo, di F. Corrias, *Editoria d'inizio secolo: l'esempio di Mario Puccini nella mediazione editoriale tra Italia e Spagna*, si ricostruisce la figura di Puccini scrittore, lettore professionista per la Mondadori ed editore, attraverso l'analisi e la trascrizione di carte d'archivio inedite e lettere manoscritte (p. 115).

Tramite un lavoro di ricostruzione non semplice, a causa della mancanza in Italia di istituzioni che si occupino della gestione di archivi editoriali, si mette in luce la figura di un uomo che fonda la propria attività sull'intuito più che su una precisa linea editoriale, sia nel ruolo di editore, sia in quello di mediatore culturale tra Italia e Spagna. In questo caso, in particolare, la sua funzione si basa su rapporti personali e la scelta dei testi da tradurre è guidata dal solo gusto personale, come si evince dalla fitta rete di lettere private attraverso le quali erano gestite tutte le questioni letterarie, politiche o culturali del primo cinquantennio nel Novecento (p. 135).

L'ultimo intervento del volume, *Da Einaudi a Gallimard: P.A. Quarantotti Gambini e i suoi editori*, di D. Picamus, mira a ricostruire i rapporti dello scrittore capodistriano con gli editori italiani e stranieri attraverso la cospicua quantità di lettere, telegrammi e cartoline che testimoniano l'esistenza di relazioni umane privilegiate tra autori ed editori che caratterizza gli anni Cinquanta e Sessanta del secolo scorso. In particolare, attraverso lo studio di lettere inedite conservate in vari archivi italiani, l'A. si sofferma sull'intricata vicenda editoriale che nel 1948 incrina i rapporti tra Quarantotti Gambini ed Einaudi e segna il passaggio di questi alla Gallimard (p. 138).

I rapporti tra Einaudi e lo scrittore sono sempre altalenanti, ma, probabilmente, la relazione personale di quest'ultimo con Giulio Einaudi gli dà la facoltà di manifestare intolleranza per eventuali ritardi e di intervenire spesso su determinate scelte della Casa per incrementare le vendite dei propri volumi e accrescere, così, il proprio guadagno (p. 142). D'altra parte Einaudi non è da sempre l'editore privilegiato di Quarantotti Gambini, anzi la cessione dei diritti alla Casa è frutto di una lunga riflessione e il risultato della delusione che l'autore sente di aver ricevuto da una grande casa editrice come la Mondadori. Non una delusione, invece, ma una strategia un po' azzardata e comunque

specchio del clima culturale ed economico che in quegli anni coinvolgeva scrittori, editori, lettori e traduttori è alla base dell'allontanamento di Gambini da Einaudi verso Gallimard, a un consulente della quale il nostro autore si rivolge per la pubblicazione in francese di *La rosa rossa* nel 1947 (p. 148).

I due volumi appena analizzati evidenziano con estrema chiarezza, seppur da punti di vista e con strumenti diversi, i punti di contatto necessari e imprescindibili tra il campo letterario e culturale e il campo del potere, per utilizzare espressioni di P. Bourdieu², che da sempre caratterizzano la storia della letteratura e che offrono nuovi e numerosi spunti agli storici e ai critici letterari che si accostano alla disciplina inserendola nel più ampio orizzonte della vita sociale.

Vittoria Prencipe

² P. Bourdieu, *Le regole dell'arte. Genesi e struttura del campo letterario*, Il Saggiatore, Milano 2005 p. 28 e *passim*.

RASSEGNA DI LINGUISTICA GENERALE E DI GLOTTODIDATTICA

A CURA DI GIOVANNI GOBBER

P. HANKS, *Lexical Analysis: Norms and Exploitations*, MIT Press, Cambridge MA 2013, xv+462 pp.

Ein Buch mit einem soliden empirischen Fundament, das der Verfasser in Jahrzehnten der Arbeit als Lexikograph an bedeutenden Korpus-orientierten Wörterbuchprojekten (COBUILD und Oxford) gewonnen hat, mündet in eine anspruchsvolle Theorie der Wortbedeutung. Patrick Hanks kommt von seiner empirischen Basis zu einer „starken“ Theorie, die besagt, dass sprachliche Ausdrücke kein Kontinuum von gebräuchlichen, unbestimmten bis hin zu ungebräuchlichen, das heißt „falsch gebrauchten“ Formen bilden. Seine Erfahrungen mit Wörtern im Kontext, die in Korpus-Untersuchungen transparent werden, führen zur These, dass Wörter mit einem Bedeutungs-Potential versehen sind, das sich in statistisch nachweisbaren Belegen äußert, die einen Kernbereich des Gebrauchs abdecken. Dieser Kernbereich entspricht dem Prinzip der Prototypizität, mit Randbedeutungen, die sich schließlich so weit vom Kern entfernen, dass sie nicht mehr zum Prototypen gehören. Die große Masse an Belegen, mit denen Hanks bei seiner Korpus-unterstützten Arbeit an Lexika zu tun hatte, lässt aber noch einen Bereich individueller Nutzung von Wörter erkennen, die Hanks als „Exploitations“ erkennt und anerkennt, um ihnen einen systematisch verankerten Ort im Rahmen der nicht-prototypischen Verwendung des Wortes zuzuweisen.

Der normale kommunikative Gebrauch von Sprache beruht auf Kollokationen und phrasologischen Ausdrücken, nicht auf dem „kontingent-kreativen“ Zusammenstellen von Wörtern in ein syntaktisches Gefüge. Hanks gibt dem Sprachlehrer ein Instrument in die Hand, Begriffe wie „falscher Ausdruck“, „Sprachgefühl“

und „Sprachaufmerksamkeit“ auf einer soliden Grundlage neu zu definieren.

Ein Beispiel aus der internationalen Rezeption des Buches scheint mir besonders aufschlussreich, um das Anliegen der neuen Theorie zu illustrieren: Ein Rezensent aus dem gegnerischen Lager der Generativisten, (G. Sampson) spottet über Hanks Analyse des erfindenen Satzes: »Prince Charles is now a husband« mit dem Argument, auf seiner eigenen Homepage stehe seit Jahren der Satz: »I am a husband, father, and grandfather«. Genau um solche Präferenzen im Gebrauch geht es beim Sprachgebrauch. Belegt ist der Gebrauch in der Reihung von »husband, father, and etc.«, aber nicht der isolierte Gebrauch der von Sinclair monierten Form, die Hanks aufgreift.

Die Analyse der Normen sowie der „explorierenden innovativen Anwendungen“ an Hand englischer Beispiele lässt den Wunsch entstehen, das Buch sollte eine deutsche Fassung erhalten, in der die grundlegenden Gedanken und ihre Anwendung mit Beispielen aus dem Deutschen nachgespielt würden.

Johann Drumbl

J. WINTERS – S. KIRBY – K. SMITH, *Languages adapt to their contextual niche*, „Language and Cognition“, 7, 2014, 3, pp. 1-35

L'articolo esplora un argomento caldo del dibattito contemporaneo, quello della modulazione contestuale dei significati. Da un punto di vista tematico, l'obiettivo è capire in che modo il contesto situazionale possa influenzare la comparsa di sistemi linguistici differenti; più in particolare, il tentativo è determinare in quale misura i cambiamenti linguistici a breve termine legati alle necessità comunicative immediate (situazionali) vengano poi amplificati a lungo termine, portando a cambiamenti stabili nel sistema linguistico stesso. Da un punto di vista

metodologico, gli autori analizzano il cambiamento e l'evoluzione dei sistemi linguistici utilizzando il paradigma sperimentale dei modelli iterativi dell'apprendimento; questo studio simula il processo di adattamento dei sistemi linguistici alle nicchie contestuali nel corso di cicli ripetuti di apprendimento e di trasmissione.

Maria Grazia Rossi

C.M.I.M. MATTHIESSEN, *Applying systemic functional linguistics in healthcare contexts*, "Text and Talk", 33, 2014, 4-5, pp. 437-467

Muovendo dagli assunti della *systemic functional theory*, lo studio si propone di mostrare i vantaggi dell'utilizzo di questa cornice teorica per comprendere il ruolo e le relazioni dei testi nell'ambito medico. Utilizzando i due assi della *hierarchy of stratification* e *cline of instantiation*, si dimostra come i testi in tale ambito si pongano in relazione l'uno con l'altro per formare costrutti sociali e istituzionali, quali, per esempio, l'ospedale. L'applicazione della *systemic functional theory* permette di descrivere i ruoli istituzionali all'interno dell'ospedale, le 'tappe' del percorso dei pazienti – definite "situazioni" – e i rischi e potenziali fallimenti del sistema.

Sarah Bigi

B. STRICKLAND – M. FISHER – F. KEIL – J. KNOBE, *Syntax and intentionality: An automatic link between language and theory-of-mind*, "Cognition", 133, 2014, 1, pp. 249-261

I tre studi discussi in questo articolo esplorano alcune connessioni tra teoria della mente e linguaggio. Più in particolare, gli autori sono interessati a indagare in che modo alcuni indizi sintattici possono favorire l'attribuzione di intenzionalità: sulla base della posizione sintattica del soggetto e in presenza di vincoli di tempo, i giudizi dei partecipanti agli esperimenti sembrano seguire un'euristica che individua automaticamente la proprietà di un'azione come azione intenzionale. B. Strickland, M. Fisher, F. Keil e J. Knobe discutono i dati sperimenta-

li relativi a questo *bias* sintattico in relazione ai meccanismi linguistici e cognitivi sottostanti: distinguono tra un'attribuzione automatica di intenzionalità dovuta a indizi di natura linguistica e sintattica e un'attribuzione automatica di intenzionalità più genericamente cognitiva – perché legata ai meccanismi di teoria della mente.

Maria Grazia Rossi

S. OSWALD – A. RIHS, *Metaphor as Argument: Rhetorical and Epistemic Advantages of Extended Metaphors*, "Argumentation", 28, 2014, 2, pp. 133-159

Steve Oswald e Alain Rihs sostengono che le metafore estese possono essere considerate strategie argomentative (e retoriche) efficaci. Attraverso l'analisi di un discorso politico gli autori mostrano che tali metafore hanno un impatto persuasivo duplice: rispetto all'*ethos* del parlante, influenzano positivamente la credibilità e l'attendibilità del parlante; rispetto alla forza epistemica del messaggio, influenzano positivamente la percezione di verità del messaggio valutata dall'ascoltatore. Per supportare questa ipotesi, gli autori muovono da una prospettiva epistemologica specifica, quella adottata all'interno della teoria della pertinenza proposta inizialmente da Dan Sperber e Deirdre Wilson. Gli strumenti provenienti dal contesto della teoria dell'argomentazione vengono cioè combinati (e informati) con modelli cognitivamente plausibili – quello della teoria della pertinenza – sul funzionamento del linguaggio e della cognizione.

Maria Grazia Rossi

F. MACAGNO – B. ZAVATTA, *Reconstructing Metaphorical Meaning*, "Argumentation", 28, 2014, 4, pp. 453-488

In questo articolo la relazione tra metafora e pensiero viene analizzata a partire dallo studio dei processi di ragionamento necessari per ricostruire il significato metaforico di un enunciato.

Adottando una prospettiva argomentativa, Fabrizio Macagno e Benedetta Zavatta supportano un modello logico-semantico e sostengono che l'interpretazione metaforica si basa su un tipo di ragionamento non presuntivo. Concludendo con un'analisi di due famose metafore "Juliet is the sun" e "Man is a reed", gli autori portano argomenti in supporto dell'idea che la metafora possa essere considerata come una forma di rinegoziazione contestuale dei significati, guidata da violazioni comunicative apparenti che possono riguardare diversi piani di analisi – dell'enunciato, dell'atto linguistico o della relazione tra atti linguistici, del dialogo.

Maria Grazia Rossi

A.M. CROOM, *Slurs and stereotypes for Italian Americans: A context-sensitive account of derogation and appropriation*, "Journal of Pragmatics", 81, 2015, pp. 36-51

Da qualche anno è in corso un vivace dibattito in linguistica e filosofia del linguaggio circa lo statuto semantico degli *slur*, ovvero di quei termini peggiorativi (per gli italo-americani ad esempio *guido*, *guinea*, *wop*, *dago*, *greaser*) che veicolano una valutazione (emotiva) negativa su un insieme di referenti. La particolarità di queste espressioni è che, anche se indirizzate a un unico individuo, coinvolgono nella valutazione negativa l'intera classe di persone a cui quell'individuo appartiene. Se l'uso degli *slur* con intento derogatorio è quello paradigmatico, va tuttavia segnalato anche un uso che viene definito "appropriativo", in base al quale gli *slur* vengono utilizzati dai membri stessi del potenziale gruppo target non con intenti dispregiativi bensì con lo scopo di creare, o di sottolineare, un senso di appartenenza e coesione (è, per esempio, il caso dei termini *nigger* o *nigga* utilizzati dagli afro-americani o *guido* dagli italo-americani).

Croom, che ha contribuito al dibattito sugli *slur* con diversi lavori, in questo articolo propone di inserire l'analisi degli *slur* in una cornice sociolinguistica che, a suo avviso, in questa fase della ricerca fornisce la prospettiva necessaria

per poter affinare le diverse proposte teoriche. Dopo una panoramica (cui manca invero un po' di respiro storico-linguistico) sui più diffusi *slur* relativi agli italo-americani e dopo aver preso in considerazione gli esiti sociali del loro uso, egli valuta il contenuto semantico ed espressivo di questi termini, e degli enunciati che li contengono, utilizzando come *frame* il concetto di tratto stereotipico messo in relazione con la teoria delle somiglianze di famiglia. Croom è convinto che questa cornice permetta di spiegare come un parlante possa realizzare atti felici all'interno di contesti diversi in cui egli si trova ad utilizzare lo stesso *slur* con scopi differenti e riferendolo a target diversi perché ha a disposizione un paradigma semantico sufficientemente ampio e flessibile (egli parla di "costellazioni strutturate di attributi stereotipici" (p. 42)) dal quale attingere, volta a volta, il tratto o i tratti appropriati allo scopo comunicativo, con la possibilità di pertinentizzare solo quelli.

Maria Paola Tenchini

K.H. KENDRICK – F. TORREIRA, *The Timing and Construction of Preference: A Quantitative Study*, "Discourse Processes", 52, 2015, pp. 255-289

L'articolo affronta il problema dell'allineamento nella conversazione, in particolare la necessità di intuire il contenuto del turno precedente per poter organizzare e produrre una risposta possibilmente affiliativa (preferenziale) nel brevissimo tempo concesso dall'alternarsi dei turni nelle conversazioni quotidiane. Lo studio presentato si propone di verificare la tesi sostenuta dalla *Conversation Analysis* secondo cui le risposte dispreferenziali esibiscono sempre un ritardo iniziale. Inoltre, discute la tesi secondo cui i parlanti utilizzano il tempo impiegato dall'interlocutore nella produzione del turno per intuire se sarà di tipo dis- o preferenziale e organizzare una risposta di conseguenza. Lo studio si basa su un'analisi di tipo quantitativo i cui risultati mostrano la necessità di rivedere e specificare le tesi sostenute sinora riguardo

alla funzione del tempo di produzione dei turni nell'organizzazione di risposte più o meno affilative.

Sarah Bigi

M.K. FELTON – M. GARCIA-MILA – C. VILLARROAEL – S. GILABERT, *Arguing collaboratively: Argumentative discourse types and their potential for knowledge building*, "British Journal of Educational Psychology", 85, 2015, 3, pp. 372-386

L'articolo riporta una studio condotto in ambito scolastico per accertare il ruolo del discorso argomentativo nel processo di apprendimento. Gli autori si sono basati su un corpus di 105 dialoghi tra studenti di prima media riguardanti argomenti scientifici. Gli studenti sono stati suddivisi in coppie, dove i due componenti erano di pareri opposti riguardo all'argomento di discussione. Ad alcuni studenti è stato chiesto di argomentare per convincere l'interlocutore della propria idea (*persuasion condition*), ad altri è stato chiesto di argomentare per raggiungere un accordo sul tema (*consensus condition*). Si è osservato che gli studenti nella *consensus condition* tendono a costruire dialoghi molto più elaborati, oltre a sforzarsi di integrare conoscenze e idee diverse dalle loro in un processo di costruzione della conoscenza.

Sarah Bigi

A. ESCHBACH ed., *Karl Bühler: Sprache und Denken*, Herbert von Halem Verlag, Köln 2015, 385 pp.

Come sottolinea il curatore in apertura al saggio introduttivo, da circa tre decenni si è rinnovato nell'ambito degli studi linguistici l'interesse per la figura e la produzione di Karl Bühler.

Bühler è ancora oggi quasi esclusivamente noto per due opere: la *Sprachtheorie* del 1932 e la *Krise der Psychologie* del 1927. Meno conosciuti sono invece suoi numerosi saggi che possono essere considerati "preparatori" a queste due opere. Nel 2012 Eschbach ha raccolto

i contributi bühleriani prettamente linguistici, usciti tra il 1908 e il 1936, in un volume intitolato *Schriften zur Sprachtheorie*.

Il volume attuale raccoglie invece una serie di saggi, pubblicati tra il 1908 e il 1919, quindi anteriori all'importante esperienza viennese di Bühler, che si collocano preferenzialmente in ambito psicologico ma che possono essere considerati, in una felice intersezione interdisciplinare, anche a fondamento delle sue successive concezioni linguistiche. La raccolta è aperta dalla sua tesi di dottorato in filosofia *Studien über Henry Home* (1905), incentrata sulla teoria della conoscenza del filosofo scozzese. Seguono saggi che riflettono il suo interesse originario per lo studio dei processi di pensiero, nato in seno alla scuola di psicologia del pensiero di Würzburg di cui faceva parte: *Eine Analyse komplizierter Denkvorgänge* (1907), *Remarques sur les problèmes de la psychologie de la pensée* (1907) e *Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge* (tesi di abilitazione, 1907-8). Gli ultimi saggi della raccolta ripropongono il dibattito tra Bühler e Wundt circa il metodo dell'introspezione sperimentale adottato dalla scuola di Würzburg, criticato da Wundt, e i termini del confronto tra Henning e Bühler.

Maria Paola Tenchini

B. DI SABATO – A. PERRI ed., *I confini della traduzione*, Libreriauniversitaria, Padova 2014, 232 pp.

La miscellanea, nata nell'intento di fornire agli studenti un volume sul tradurre nel quale la dimensione teorica sia affiancata da interventi volti a risolvere problemi di ordine pratico, si articola in saggi molto diversi l'uno dall'altro che delineano il multiforme campo di ricerca che costituisce i *Translation Studies* (TS), all'interno del quale trovano posto approcci e discipline disparate, linguistica, didattica della lingua, filosofia, e critica letteraria, e, in tempi più recenti, antropologia, sociologia e teoria della comunicazione.

Consapevoli della storicità e della funzione d'intermediazione culturale dell'atto traduttivo, gli Autori aprono il volume con un contributo, "Panoramiche delle teorie contemporanee sulla traduzione" di R. Pergola (pp. 31-46), che si concentra sugli approcci linguistici, funzionali e culturali alla disciplina del tradurre sviluppatasi nel corso dello scorso secolo e si conclude con l'esposizione del principio di 'traduzione come negoziazione' enunciato da Eco; e lo terminano con un omaggio alla tradizione occidentale nella quale la traduzione come pratica quotidiana è presente sin dalle prime attestazioni letterarie, affiancata da una certa riflessione sulla modalità con la quale può essere condotta, attraverso il saggio di N. Ruggieri, "Storia della traduzione come storia della cultura" (pp. 221-228).

Gli interventi della parte centrale si possono raggruppare per temi. Alla traduzione intersemiotica sono dedicati tre articoli, quello di A. Perri (pp. 71-92), che ne delinea i tratti e offre diversi esempi applicativi estrapolati dall'ambito dell'arte figurativa (p. 84) e della poesia concepita in maniera non lineare (p. 78, 81, 83); quello di M. de Meo, che si focalizza più nello specifico sulla traduzione audiovisiva, ovvero su tutti quei casi in cui il messaggio passa attraverso diversi canali semiotici, quello acustico, quello visivo e quello verbale (p. 93), che tarda, forse proprio a causa della sua dimensione multisemiotica e multimodale, a inserirsi all'interno dei TS; e quello di A. Patierno che si occupa della trasposizione filmica del testo letterario, cercando il comune denominatore tra la letteratura e la cinematografia (p. 198) e sottolineando come, dal momento che prima di essere trasposta in film l'opera letteraria subisce una vera e propria riorganizzazione (p. 197), anche la strategia comunicativa risulterà radicalmente modificata nel passaggio dal testo alla pellicola, in quanto profondamente diverse sono le "istanze di consumo" dell'opera (p. 203).

Un po' a margine rispetto a questo primo tema si pone l'intervento di S. Fontana, centrato sulla traduzione della lingua dei segni, una

lingua di minoranza e, come tale, strettamente legata a una determinata comunità di utenti, ai quali, conseguentemente, è riservato anche il tradurre, che diventa "un'operazione evanescente e sempre diversa... un epi-tradurre, un continuo dire e riflettere sul dire che rimane sotto la soglia della consapevolezza metalinguistica" (p. 210).

L'argomento forse più affrontato è quello della traduzione e della ritraduzione dei testi letterari e non letterari. B. Di Sabato si sofferma soprattutto sulla traduzione del testo non letterario, sottolineando che la pragmaticità dell'atto traduttivo (p. 50) prescinde dalla classificazione del testo in base al contenuto, nella consapevolezza che anche il testo non letterario, funzionale, non è del tutto impersonale od oggettivo, anzi proprio attraverso il piano dell'espressione "l'autore influisce sulla ricezione del contenuto e fornisce al contempo una rappresentazione di se stesso" (p. 52).

R. de Marco, invece, affronta il tema della fruizione di romanzi di elevata "densità culturale" (p. 146), i quali presentano qualità che li rendono 'icone' della cultura che li ha generati e, di conseguenza, possono costituire uno strumento potenziato di trasmissione intraculturale, come è il caso del romanzo portoghese *Jornada de África* (pp. 140-141).

Il saggio di M. Ottaiano si focalizza sul ritradurre i classici, ovvero quei testi "ritenuti imprescindibili all'interno di un canone letterario" (p. 127), sottolineando come ritradurre significhi restituire a un testo "un'ipotesi di circolazione" (*ibid.*), riproporlo a un nuovo pubblico di lettori, in una nuova veste. In particolare, l'Autore descrive le vicende italiane di due romanzieri spagnoli Cervantes e Unamuno, mostrandone le strategie di adattamento dei testi e le decisioni delle case editrici attraverso gli anni.

J. Podeur applica, invece, i principi di analisi traduttologica di Berman, ovvero "le tredici tendenze alla deformazione" che secondo il traduttologo accompagnano inevitabilmente una traduzione (p. 168) alle versioni di un giallo di successo, *120, rue de la Gare* di Léo Malet, chie-

dendosi se le versioni inglese, italiana e spagnola siano all'altezza dell'originale, un classico del genere, come è definito il romanzo.

Ancora un romanzo, inglese questa volta, è al centro dell'analisi di E. Di Martino il cui scopo è mettere in luce come la traduzione di testi complessi come *White Teeth*, che descrive una Londra disomogenea "vissuta da prospettive diverse e raccontata in una pluralità di voci e accenti" (p. 183) tracci nuove cartografie, differenti dalle "mappature implicite dei testi di partenza" (*ibid.*).

Di taglio prevalentemente didattico è, invece, il contributo di P. Mazzotta che attraverso la combinazione dei modelli elaborati dal gruppo PACTE e da D. Kelly mira a formulare una proposta formativa per il traduttore di testi tecnico scientifici attraverso il cosiddetto approccio 'per compiti' (p. 122) che mira all'insegnamento della pratica traduttiva, spostando l'attenzione dello studente dal risultato del processo, il testo tradotto, al processo stesso, ovvero la riformulazione del testo di partenza nel suo equivalente (p. 120).

Infine, P. Paumgardhen si focalizza sulla storia della traduzione e dei traduttori di lingua tedesca, ripercorrendone i tratti essenziali a partire da Lutero (pp. 151-154) fino a Schlegel, Novalis (p. 155) e Goethe, ideatore della *Weltliteratur*, una globalizzazione della cultura che, nel pensiero del poeta, potrebbe ricostruire "un nuovo assetto universale privo di un ordine gerarchico, che punta alla pacifica e feconda cooperazione di tutti i popoli" (pp. 156-161).

Vittoria Prencipe

G. SALDANHA – S. O'BRIAN, *Research Methodologies in Translation Studies*, Routledge, London/New York 2013, 277 pp.

La nascita di una nuova disciplina porta con sé, inevitabilmente, l'emergere di una metodologia di ricerca, che, nel caso dei *Translation Studies* (TS), è adattata da discipline già consolidate, più precisamente la linguistica e la critica letteraria, seguite, a cominciare dagli anni Ottanta

dello scorso secolo, dalla psicologia, filosofia, teoria della comunicazione, antropologia e *cultural studies*.

Il volume presenta un quadro delle metodologie applicate, nel corso degli anni, alla teoria e alla pratica del tradurre, evidenziando come l'interdisciplinarietà dei TS sia dovuta non soltanto ai prestiti da parte delle altre discipline, ma anche alla varietà delle pratiche.

La strategia utilizzata dagli autori è di tipo empirico, fondata, cioè, sull'osservazione dei metodi di ricerca adottati all'interno dei TS, che, di volta in volta, costituiscono l'argomento del capitolo: la ricerca orientata al testo, il prodotto della traduzione, che viene analizzato con gli strumenti dell'analisi del discorso e valutato secondo i criteri di adeguatezza del tradurre, nel terzo capitolo; quella orientata al processo, descritto nei due momenti di raccolta e analisi dei dati, nel quarto capitolo; quella orientata ai partecipanti al processo traduttivo, argomento che porta con sé uno sguardo alle questioni etiche implicate nel tradurre, nel quinto capitolo; infine, la ricerca orientata al contesto, fiorita nel corso degli ultimi anni, la quale attraverso gli strumenti dell'etnografia, mira ad evidenziare il ruolo che le traduzioni hanno nello sviluppo della cultura d'arrivo, nel capitolo sei.

Il settimo capitolo, invece, costituisce un resoconto della ricerca e fornisce anche gli strumenti per realizzarlo. Il volume si conclude con un'ampia e aggiornata bibliografia.

Vittoria Prencipe

ANTHONY PYM, *Exploring Translation Theories*, Routledge, London 2014², 178 pp.

Il presente volume è la seconda edizione di un testo uscito nel 2009 in risposta ai testi di Lawrence Venuti, *The Translation Studies Reader* (2000), e Jeremy Munday, *Introducing Translation Studies* (2001). *Exploring Translation Theories* è pensato per un pubblico accademico e presenta un'esaustiva analisi dei principali modelli di teoria della traduzione del mondo occidentale dal 1960 in poi, legati ai concetti di

equivalenza, scopo e funzione, descrizione, incertezza, localizzazione e traduzione culturale. Le teorie sono presentate cronologicamente e la linearità dell'esposizione rende il testo accessibile a chiunque desideri avvicinarsi a un'approfondita riflessione sulla traduzione e i metodi traduttivi.

Di fronte alla vasta gamma di teorie presentate, i lettori (e/o traduttori) sono invitati a esplorarle criticamente (come è prassi nell'autore), considerandone non solo i punti di forza e di debolezza, ma anche le (eventuali) utili implicazioni per la pratica della traduzione. Ciò che maggiormente aiuta l'analisi critica da parte del lettore è l'aggiunta di brevi riassunti all'inizio di ogni capitolo, di una lista di parole chiave definite in una sezione specifica, e l'offerta di argomenti contrari e a favore delle teorie presentate.

In questa seconda edizione vengono inseriti importanti riferimenti non solo alle nuove tecnologie di traduzione, ma anche alla ricerca sui processi cognitivi dei traduttori, alle lingue asiatiche, e ai "traduttori volontari". Il testo si presenta dunque come un importante supporto per studenti di traduzione di livello avanzato, guidati dai docenti grazie alla sezione dedicata alle attività suggerite e relative allo specifico contenuto delle teorie presentate.

Lucia Salvato

S. TYULENEV, *Translation and Society. An Introduction*, Routledge, London/New York 2104, 210 pp.

Il volume mira a inserire la formazione e il ruolo del traduttore e dell'interprete all'interno della società alla quale appartiene, mostrando innanzitutto come la traduzione sia una un processo e un prodotto eminentemente sociale (p. 17), legato com'è alla cultura del traduttore, la quale è sì definibile come un'acquisizione individuale, ma è anche imprescindibile dalla società. Afferma l'Autore, "A culture is a set of values and conventions, while society, a system of interpersonal relations, is a mechanism for transmitting

these values to individuals" (p. 23). La cultura, d'altra parte, eleva dallo stato di natura allo stato sociale e pertanto può essere trasmessa solo all'interno di una società.

Lo strumento preferenziale di trasmissione della cultura coincide con l'elemento stesso sul quale la traduzione si fonda, ossia la lingua. Si tratta, però, solo di uno degli strumenti dell'arte del tradurre, che deve sempre essere inserito in un contesto sociale per poter essere attuato e compreso. A questo proposito si fa l'esempio di una delle più famose traduzioni all'interno della storia, la cosiddetta *Bibbia* dei LXX (p. 28), considerata, appunto, il prodotto della società dell'epoca.

Se, da una parte, la traduzione trasmette cultura, dall'altra è uno dei maggiori responsabili dell'evoluzione socio culturale: quando un testo, infatti, viene tradotto e introdotto all'interno di una cultura d'arrivo, influenza il pubblico al quale è rivolto, i suoi principi e i suoi comportamenti, tanto che un atto traduttivo può essere definito uno strumento culturale rivoluzionario (pp. 32-33). Quali sono gli effetti dei contatti tra culture? L'Autore ne individua diversi, alcuni positivi altri meno, giustificandoli con vari esempi tratti dalle letterature europee (pp. 36-42).

Col terzo capitolo si inizia l'analisi di alcuni modelli e metodologie sociologiche che si sono succedute nella storia della disciplina, confrontandone i metodi, che l'Autore distingue dalle metodologie, con discipline che l'hanno influenzata, come la psicologia e la linguistica. Nello specifico, il terzo capitolo è dedicato a illustrare diverse metodologie, da quella di L. Kohlberg, C. Gilligan, a quello di S. Freud, G.H. Mead nel tentativo di individuare per ognuno i tratti che meglio si adattano alla pratica del tradurre e alla formazione del traduttore (pp. 43-66). Proprio la formazione del traduttore accanto alla definizione della professione del tradurre sono i temi del quarto capitolo.

L'Autore mostra come, dal momento che è sempre esistito chi traduce, per esigenze commerciali, pedagogiche, religiose, la traduzione

professionale tarda ad affermarsi. Una professione, infatti, necessita di un gruppo istituzionalizzato, riconosciuto all'interno di una società, che si sottoponga a un preciso percorso di formazione e si distingua dalle altre professioni e dai non professionisti. Nell'ambito della traduzione questo *status* è stato raggiunto solo in parte: è vero, infatti, che le università tengono corsi finalizzati alla formazione del traduttore, ed è vero anche che sono molte le collane all'interno di grandi riviste internazionali, dedicate interamente ai problemi del tradurre e che raccolgono contributi teorici e risultati pratici su queste tematiche, ma è anche vero che, al contrario che nelle altre professioni, la pratica della traduzione interessa anche non professionisti, i traduttori amatoriali, o tutti coloro che abitano un Paese bilingue o trilingue. Queste osservazioni portano l'A. a concludere che "the translation field is still *in status nascendi*" (p. 78).

Il quinto capitolo, invece, è centrato interamente sulla ricerca: come si struttura, quali sono i maggiori ambiti di ricerca e quali i metodi della sociologia applicabili al campo della traduzione. Un progetto di ricerca si fonda su una teoria o su una precisa posizione teorica che sarà la base del proprio modello applicativo (p. 84). L'Autore si sofferma su due teorie come punto di partenza per un progetto di ricerca, quella di I. Even-Zohar e quella di G. Toury (p. 84-89), per passare, poi, a illustrare la ricerca fondata su una metodologia strettamente sociologica, che si fonda su metodi qualitativi e quantitativi e che si applica a numerosi ambiti della ricerca traduttiva (pp. 90-102). Alla fine del capitolo, egli mostra come i metodi qualitativo e quantitativo, individuati nelle teorie appena citate, debbano necessariamente essere integrati: non esistono statistiche, infatti, che non necessitino di una interpretazione qualitativa (p. 103).

Il sesto capitolo torna a esaminare la struttura della società secondo due prospettive non indagate fino a questo momento, ovvero il post-colonialismo e il femminismo, con l'intento di metterne in risalto i conflitti e il debole equilibrio. La domanda che l'Autore si pone è se e

in che modo la traduzione, attraverso la figura professionale del traduttore, può contribuire al mantenimento dell'equilibrio sociale (p. 108).

Quale è l'unità di studio della sociologia? Con questa domanda si apre il settimo capitolo, che esamina le diverse posizioni dei sociologi moderni e contemporanei e si concentra in modo particolare sui vantaggi e sui limiti del funzionalismo in sociologia (pp. 121-132). Il paradigma funzionale è applicato, in un secondo momento, anche alla traduzione, definita come fenomeno di confine, che, benché medi tra due sistemi, non ne costituisce un terzo, anzi è parte integrante di uno dei due sistemi interagenti (p. 133).

Se il capitolo appena riassunto è dedicato alle teorie macrosociologiche, i capitoli 8 e 9 discutono quelle cosiddette microsociologiche, mettendole in relazione con la psicologia e confrontando i più importanti modelli microsociologici con alcune strategie traduttive, al fine di individuarne gli aspetti più produttivi all'interno della società. Per esempio ci si sofferma sui criteri di *domestication* and *foreignisation* e sugli effetti che possono avere su una società definita secondo il modello di E. Goffman (p. 151) e si definisce il lavoro del traduttore e dell'interprete all'interno della teoria sociologica di P. Bourdieu (p. 181).

L'intero volume è finalizzato a dimostrare, come l'Autore stesso sottolinea nelle Conclusioni, che la strategia più efficace per definire la traduzione è combinare diversi paradigmi (p. 192), atteggiamento che può essere utile a trovare nuove direzioni di ricerca, mostrando le potenzialità di un'analisi sociologica della traduzione, e a estendere l'attuale ambito dei *Translation Studies*.

Vittoria Prencipe

J. JACKSON, *Introducing Language and Intercultural Communication*, Routledge, London/New York 2014, 411 pp.

Il volume si articola in dodici capitoli, ognuno dei quali si concentra su un aspetto particolare

della comunicazione interculturale. Dopo aver definito l'oggetto d'analisi e motivato lo studio della lingua e della comunicazione interculturale, l'Autore dedica un intero capitolo, il secondo, alla storia della disciplina attraverso i contributi di studiosi che, pur provenendo da ambienti disparati, concorrono alla sua formazione, a partire dalle teorie di F. Boas, che promuove la relazione tra antropologia e cultura e di E. Sapir e B. Whorf, ideatori di due concetti fondamentali all'interno dello studio della lingua e della comunicazione interculturale, il determinismo e la relatività linguistica (p. 29). Decisiva per l'affermarsi della disciplina è stata la fondazione nel 1946 negli USA del *Foreign Service Institute*, finalizzato a preparare uomini politici, diplomatici e professionisti specializzati che dessero un vantaggio agli Stati Uniti nella gestione degli affari esteri (p. 31).

Per parlare in modo completo di comunicazione interculturale, è necessario definire il concetto di 'cultura', cosa che accade nel capitolo successivo (p. 49), di socializzazione e di comunicazione umana, argomenti che l'Autore affronta in diversi capitoli (p. 73).

Il quinto capitolo si concentra sulla comunicazione non verbale, come si pone all'interno di una cultura, quale è la sua funzione e quali sono le competenze comunicative che ci si aspetta da chi vi è coinvolto (p. 99).

I capitoli successivi analizzano la comunicazione interculturale in relazione a due diverse condizioni, la lingua e l'identità culturale, della

quale l'Autore individua le caratteristiche e le tipologie (p. 129); l'etnocentrismo e il rapporto con l'altro, con particolare attenzione alla categorizzazione sociale dell'altro e alle barriere che l'alterità pone rispetto alla comunicazione interculturale, come gli stereotipi, i pregiudizi, il razzismo, la xenofobia (p. 157).

Il capitolo ottavo è interamente dedicato alla transizione interculturale, e precisamente a come si passa dal trauma linguistico e culturale del primo contatto con una cultura altra al progressivo adattamento e si conclude con la proposta di una teoria di comunicazione integrante di adattamento interculturale (p. 179).

Nei capitoli successivi l'Autore si sofferma ad analizzare le relazioni interculturali interpersonali, nelle loro varie sfaccettature, dai legami di amicizia sui *social networks*, ai matrimoni e i conflitti che queste possono generare, da che cosa sono generati, quali situazioni li scatenano, come si possono controllare (p. 217).

Infine, la comunicazione interculturale è inserita nel mondo del lavoro e messa in relazione con l'attuale situazione di globalizzazione (p. 273) e con l'uso quasi esclusivo della lingua inglese, nel tentativo di mettere in risalto i benefici della diversità e dell'identità individuale e fornendo approcci alternativi alla ricerca economica interculturale e all'educazione di una cittadinanza globale che necessita di competenze interculturali comunicative e non solo (p. 297).

Vittoria Prencipe

RASSEGNA DI LINGUISTICA FRANCESE

A CURA DI ENRICA GALAZZI E CHIARA MOLINARI

V. BOUROVA – P. DENDALE, *Serait-ce un conditionnel de conjecture ? Datation, évolution et mise en relation des deux conditionnels à valeur évidentielle*, in W. De Mulder – J. Mortelmans – T. Mortelmans ed., *Marqueurs temporels et modaux en usage*, Cahiers Chronos 26, Amsterdam/New York 2013, pp. 183-200

Cette contribution est centrée sur une étude des conditionnels de conjecture et de reprise afin de justifier leur corrélation à une même classe d'emplois évidentiels et, corollairement, de situer celui de conjecture par rapport à l'ensemble des emplois du conditionnel. À ces fins, les auteurs s'attachent à démontrer que le conditionnel de conjecture n'est pas dérivé du conditionnel de reprise, ce dernier étant historiquement plus récent. Ils proposent alors, d'abord sous un angle diachronique, de considérer le conditionnel de conjecture comme une « transposition du futur conjectural en contexte subordonné » (p. 194) et, ensuite, dans une perspective plutôt synchronique, de le rapprocher du « conditionnel non évidentiel d'éventualité » (p. 195) avec lequel il partage de nombreux traits observables au sein des constructions interrogatives.

Francesco Attruia

A. KRATSCHEMER, *Catégorisation vs comparaison : une question de quantification épistémique. Modèle interprétatif sémantico-pragmatique modulaire des constructions italiennes avec sembrare/parere*, in W. De Mulder – J. Mortelmans – T. Mortelmans ed., *Marqueurs temporels et modaux en usage*, Cahiers Chronos 26, Amsterdam/New York 2013, pp. 293-314

Cette étude vise à analyser les constructions italiennes avec les verbes « sembrare » et « parere ». Selon l'auteure, ces structures sont supposées recevoir deux interprétations, à savoir la « catégorisation » (par. ex. *il computer*

sembra rotto) ou la « comparaison » (par ex. *il computer sembra senziente (reagisce come un essere umano)*). En s'appuyant sur une approche modulaire (Nølke, 1994), qui découle de l'interaction de différents domaines linguistiques et champs d'analyse, Kratschmer s'attache, d'une part, à formaliser les différentes interprétations auxquelles peuvent donner lieu les énoncés italiens avec *sembrare* et *parere*, et d'autre part, à démontrer que ces interprétations dépendent essentiellement de facteurs contextuels.

Francesco Attruia

L. DE SAUSSURE – P. MORENCY, *Adverbiaux temporels et sériels en usage discursif*, in W. De Mulder – J. Mortelmans – T. Mortelmans ed., *Marqueurs temporels et modaux en usage*, Cahiers Chronos 26, Amsterdam/New York 2013, pp. 337-353

Cette contribution est consacrée à une étude des usages argumentatifs et discursifs d'un ensemble hétérogène d'adverbiaux (*d'abord, ensuite, maintenant, puis...*) traditionnellement qualifiés de « temporels » par les grammairiens, mais qui, dans certains contextes, indiquent autre chose que la temporalité référentielle. Les auteurs suggèrent de séparer deux classes de connecteurs : d'une part, les expressions effectivement temporelles qui peuvent s'enrichir en discours de certains effets argumentatifs et/ou discursifs, et d'autre part, les expressions sérielles, ainsi appelées parce qu'elles ont seulement l'apparence d'une valeur temporelle alors qu'elles « cachent en réalité une sémantique proprement ordinale » (p. 344).

Francesco Attruia

J. GARDES-TAMINE, *L'ordre des mots*, Armand Colin, Paris 2013, 157 pp.

Cet ouvrage, faisant partie d'une collection destinée aux étudiants de Licence en Lettres, aborde la question de l'ordre des mots (ODM) en français, non seulement sous le jour de la syntaxe, mais aussi sous celui du style. Dans le premier chapitre, l'A. retrace l'histoire de l'ODM dans la langue française – notamment, d'un ODM moins contraint au Moyen Âge à un ODM plus rigoureux de nos jours – et donne quelques principes explicatifs de cette question. Le chapitre 2 est consacré aux clitiques, ces éléments lexicaux « sans autonomie » qui posent souvent des problèmes : les déterminants, les prépositions, les conjonctions et les pronoms personnels. La question de l'ODM dans les chapitres 3 à 5 est analysée selon un plan progressif, qui part de la proposition minimale (ch. 3), passe par la proposition développée (ch. 4) pour arriver finalement au texte (ch. 5). Le dernier chapitre (ch. 6) traite des conséquences sur l'ODM de la subjectivité du locuteur, qui est exprimée par l'emploi des modalités et des commentaires métalinguistiques et par l'organisation de l'information. L'A. ne se limite pas à un discours théorique mais fournit au lecteur aussi des exercices suivis de commentaires. Tout au long de l'ouvrage, des indications bibliographiques complémentaires et des encadrés d'approfondissement sont proposés, ainsi que les définitions relatives à la terminologie métalinguistique employée dans le texte.

Rosa Cetro

L. PERRIN ed., *Le figement en débat*, "Pratiques", 159/160, décembre 2013

Ce numéro de "Pratiques" se propose d'approfondir la notion de figement linguistique, qui « s'installe aujourd'hui au cœur des modèles linguistiques » (p. 3). Le dossier s'ouvre par deux réflexions théoriques d'ordre général, qui abordent la question en perspective diachronique (B. Combettes, pp. 9-21) et synchronique (G. Soare et J. Moeschler, pp. 23-41). Suit une

série de contributions visant à approfondir des aspects plus spécifiques : les propriétés pragmatiques des « actes de langage stéréotypés » (M. Kauffer, pp. 42-54), la frontière entre extensions lexicales et figures vives (M. Prandi, pp. 55-68), les conditions de refigement d'expressions défigées (C. Cusimano, pp. 69-78). La deuxième partie du dossier, consacrée au défigement, est introduite par une étude de Salah Mejri (pp. 79-97) et inclut des analyses appliquées au langage des jeunes (S. Palma, pp. 98-108), au roman de Giono *Les Âmes fortes* (L. Perrin, pp. 109-126), à la poétique du défigement chez Giono et Beckett (S. Milcent-Lawson, pp. 127-146). La section suivante réunit trois études s'interrogeant sur les enjeux du figement dans les traductions d'*Astérix* en allemand et en anglais (Y. Keromnes, pp. 147-163), dans les traductions en français et en italien du roman *Ein weites Feld* de G. Grass (H.-H. Lüger, pp. 165-178), dans les stratégies de transposition des phrases pragmatiques du français à l'allemand (C. Pernot, pp. 179-188). Les contributions de la dernière partie, qui se situent dans une perspective épilinguistique et didactique, incluent une analyse du « sentiment de défigement » dans le discours politique (A. Krieg-Planque, pp. 189-203), une enquête sur l'interprétation d'expressions figées en milieu scolaire (C. Masseron, pp. 204-227) et une étude du traitement du figement dans des manuels FLE pour adultes (N. Gerber et O. Luste-Chaâ, pp. 228-246).

Cristina Brancaglion

D. LEGALLOIS – A. TUTIN ed., *Vers une extension du domaine de la phraséologie*, "Langages", 189, mars 2013.

Au cours des dernières années la phraséologie a intégré des objets d'étude de plus en plus variés, qui vont des collocations aux séquences discursives, aux proverbes et aux schémas syntaxiques. Les approches au figement ne relèvent plus seulement de la lexicologie, de la sémantique et de la syntaxe, mais aussi de la linguistique de discours, de la psycholinguistique ou de la

linguistique informatique. Ce numéro de *Langages* rend compte de cette conception étendue de la phraséologie à travers des contributions issues d'horizons variés : Schmale propose une analyse typologique qui vise à circonscrire le domaine de la phraséologie et à en donner une définition plus efficiente ; Tutin examine le fonctionnement sémantique des collocations ; Longrée et Mellet proposent d'intégrer au champ d'enquête de la phraséologie la notion de *motif* ; Dalmas et Gautier se situent dans une perspective bilingue et font une analyse constructionnelle de certaines structures de l'allemand (comme *Sie sans das Kind in den Schlaf*) par rapport aux constructions causatives avec mouvement qui existent en anglais ; Legallois analyse la notion de *greffe syntaxique*, qui s'avère intéressante pour comprendre le rôle joué par la phraséologie dans le détournement ; en partant du présupposé que la phraséologie est omniprésente dans toute langue à cause de son statut psycholinguistique particulier, Edmonds confronte l'hypothèse lexicaliste et l'hypothèse de la compétence pragmatique dans l'interprétation des résultats d'une expérience chronométrée impliquant des locuteurs natifs et non-natifs.

Michela Murano

J. ALTMANOVA, *Du nom déposé au nom commun. Néologie et lexicologie en discours*, EDUCatt, Milano 2013, 127 pp.

D'un point de vue linguistique les noms de marque, considérés par plusieurs chercheurs comme des unités de désignation à la catégorisation incertaine, jouent un rôle très important dans le marché économique actuel, en raison notamment de la place qui leur est attribuée dans la communication spécialisée. Bien qu'ils soient pourvus d'un statut linguistique et juridique à part entière, ces néologismes ont été toutefois tenus à la marge des nombreuses analyses lexicographiques des dernières décennies.

En tenant en considération les disciplines qui sont souvent attachées aux noms de

marque, telles que, entre autres, le marketing, l'économie et la sociologie, Jana Altmanova analyse leur processus de sémantisation et leur statut linguistique dans une approche qui vise aussi bien les aspects sociolinguistiques liés aux noms de marque que la complexité culturelle de la marque même. L'auteur propose également une analyse du fonctionnement de ces asémantèmes dans les textes littéraires où ils ne sont jamais placés par hasard, mais, au contraire, ils essaient de stimuler l'imaginaire d'une communauté de locuteurs. La valeur identitaire et sociale associée pragmatiquement par les écrivains aux noms de marque apparaît ici d'une manière évidente, ce qui permet également au lecteur de saisir une évolution de plus en plus significative de cette valeur au fil des siècles.

Claudio Grimaldi

M. MURANO – G. TALLARICO ed., *Des dictionnaires bilingues et l'interculturel*, "Études de linguistique appliquée", 170, avril-juin 2013, 253 pp.

Comme le rappellent M. Murano et G. Tallarico dans leur *Présentation*, les dictionnaires bilingues constituent les « outils privilégiés pour "traquer" la culture dans la langue » (p. 135). Ce numéro de ELA se propose ainsi d'examiner la part d'(inter)culturel qui contribue à la macrostructure et à la microstructure les dictionnaires bilingues.

L'article de G. Tallarico ouvre ce numéro en explorant la dimension interculturelle dans différents éléments de la microstructure d'un corpus de dictionnaires bilingues français-italien, alors que l'article de P. Le Royer et H. Bergenholtz se place dans une perspective fonctionnelle et pragmatique et vise à présenter une méthodologie de traitement des données culturelles sur la base des fonctions lexicographiques.

Les articles suivant s'attachent à l'exploration de l'(inter)culturel dans les différents lieux textuels des dictionnaires bilingues: M. Murano, se penche sur la nomenclature *Grand dictionnaire français-italien et italien-français* de Ferrari et

Caccia (1974), J.-P. Zouogbo explique les choix méthodologiques opérés pour la constitution d'un dictionnaire de proverbes bété-français, M. Kastberg Sjöblom, par une approche lexicométrique, analyse le matériel phraséologique d'un corpus de dictionnaires bilingues français-suédois et M. Mahtout nous présente un dictionnaire français-kabyle du début du XX^e siècle.

Paolo Frassi

C. DIGLIO – J. ALTMANOVA ed., *L'art de l'orfèverie : parcours linguistiques et culturels*, Hermann, Paris 2013, 264 pp.

Dès l'origine des sociétés l'orfèverie a été toujours considérée comme la plus noble des industries, et pour la valeur des matières utilisées et pour le vaste champ qu'elle ouvre aux applications appartenant au monde des arts et métiers qui, depuis toujours, pénètrent dans l'esprit des gens, dans la littérature et dans la langue.

Dans le sillage de la recherche PRIN 2008 coordonnée par Giovanni Dotoli, cet ouvrage, soigneusement fait, se propose de faire une lecture lexicoculturelle de la société à travers les mots, en analysant le champ sémantique de l'orfèverie sous différents points de vue. À travers le vocabulaire de l'orfèverie, de son usage esthétique, social, religieux et symbolique et de sa signification au fil des siècles, les différentes contributions introduisent le lecteur dans l'univers de la plus ancestrale des traditions artisanales, avec ses retombées terminologiques et culturelles liées à la transmission des savoirs, souvent méconnus. Un travail de recherche riche et très pointu qui témoigne d'emprunts, d'hybridations, de coexistence et de variations linguistiques et culturelles qui pourraient intéresser aussi bien les historiens de la langue que les terminologues.

Silvia Domenica Zollo

C. DIGLIO – M. CENTRELLA ed., *Les tissus au fil des mots*, Hermann, Paris 2013, 370 pp.

Depuis toujours les tissus anciens n'ont jamais cessé d'intéresser les historiens du commerce et

de l'art. De surcroît un intérêt nouveau a été récemment suscité grâce à la place occupée par l'industrie textile dans le monde entier. Parmi les travaux concernant les tissus, un rôle pivot revient à l'étude réalisée par l'unité de recherche dirigée par Carolina Diglio, intitulée *Les tissus au fil des mots*, concluant une trilogie qui comprend les recueils *Le mot imprimé : du papier à l'éther* et *L'art de l'orfèverie : parcours linguistiques et culturels*.

Cette fascinante publication est particulièrement consacrée aux tissus et aux mots qui les accompagnent pendant un voyage qui traverse les siècles, des textiles anciens aux plus récents et modernes. Les contributions réunies questionnent l'univers riche et multiforme de la terminologie de ce domaine qui comprend non seulement l'ensemble des termes techniques se rapportant aux tissus, mais aussi les matières et les techniques de travail. Une étude très intéressante et détaillée s'inscrit dans le même sillage de la trilogie dont l'un des mérites est d'avoir démontré que l'histoire des arts et métiers représente un soutien précieux pour la compréhension de certains termes.

Silvia Domenica Zollo

C. GRIMALDI, *Les vieux métiers et les dictionnaires*, "Les Cahiers du dictionnaire", 5, 2013, pp. 251-268

Dans une perspective diachronique l'étude de Claudio Grimaldi esquisse un aperçu terminologique et lexicographique sur les vieux métiers agricoles, des métiers parfois disparus ou aujourd'hui profondément affectés par les évolutions politiques, économiques et technologiques. L'analyse, conduite par le biais d'ouvrages lexicographiques différents (notamment des dictionnaires et des encyclopédies) qui vont du XVIII^e siècle au XXI^e siècle, permet de reconstruire un cadre très précis de ces professions, ainsi que des réalités sociales qui les ont produites, en mettant en évidence les sources lexicographiques les plus utiles pour construire des univers qui ont représenté la vie quotidienne de nos ancêtres.

Silvia Domenica Zollo

U. KLÖPPER, *Terminologie des biocarburants algaux*, "La banque des mots", 86, 2013, pp. 100-117

Dans l'introduction l'A. souligne le rôle énergétique majeur joué par les carburants fabriqués à partir de la biomasse, illustrant les différences entre les trois générations successives de biocarburants. C'est à la dernière génération, celle des micro-organismes photosynthétiques tels que algues et cyanobactéries, qu'est consacrée l'analyse terminologique: 112 fiches de termes français avec équivalent en allemand, incluant les sigles et les symboles des éléments chimiques. Des renseignements encyclopédiques expliquent les termes des sous-domaines principaux, celui de la biochimie et de la biotechnologie ('cycles d'éclairément', 'photobioréacteur', 'rendement photosynthétique').

Elisa Romagnoli

R. RAUS, *La terminologie multilingue. La traduction des termes de l'égalité H/F dans le discours international*, De Boeck, Bruxelles 2013, 176 pp.

Il volume propone una documentata riflessione sulla terminologia multilingue nel settore della parità di genere con finalità traduttologiche. Dopo aver offerto una precisa sintesi teorica dei principali approcci metodologici della terminologia, l'A. si concentra, attraverso l'analisi delle variazioni diafasica e diastratica di un corpus di discorsi istituzionali, sulle modalità di creazione e di diffusione della terminologia multilingue all'interno di tale tipo di testi. I risultati mostrano la presenza di una terminologia frammentata e diversificata, laddove la scelta degli equivalenti traduttivi sia influenzata dalle intenzioni politiche di comunicazione dei decisori internazionali. L'A. presenta l'esito descrittivo per i termini considerati di informazioni aggiuntive riguardo l'ambiente di produzione dello stesso o alle condizioni che soggiacciono alla sua creazione, adeguatamente valutati all'interno degli strumenti informatici proposti. L'analisi compiuta ben illustrata costituisce uno strumento di sicura

utilità a quanti – terminologi, traduttori, esperti del settore – sono chiamati a compiere, nella propria professione, scelte terminologiche che contribuiscono non soltanto all'istituzionalizzazione di queste conoscenze, ma anche alla loro circolazione.

Carol Rolla

J.-P. DUFIET ed., *L'objet d'art et de culture à la lumière de ses médiations*, Università degli Studi di Trento, Dipartimento di Lettere e Filosofia, Trento 2014

Faisant suite à un premier volume paru en 2012 qui concernait la visite guidée, cet ouvrage dirigé par Jean-Paul Dufiet reprend et approfondit la question de la médiation culturelle de l'objet d'art et de l'objet d'intérêt culturel. Plus précisément, les huit contributions se penchent sur les discours qui entourent ces objets en leur permettant d'acquérir une nouvelle (archi)-énonciation qui se superpose à leur énonciation originelle.

Les discours de médiation étudiés, qui vont du texte expographique au guide et au site du musée, à l'audioguide, à la visite guidée, en passant par la traduction du catalogue d'une exposition d'art, sont donc très hétérogènes non seulement en raison de leur support matériel, écrit ou oral, mais aussi du cadre spatio-temporel dans lequel ils se situent (avant, durant ou après la visite) et bien évidemment de leurs stratégies linguistico-discursives.

En ce qui concerne les objets d'étude, les huit chercheurs s'attachent à soulever des questions charnières telles que l'identification, la classification et les fonctions des genres de ces discours de médiation, les choix linguistiques, stylistiques, discursifs et multimodaux mis en place, mais aussi le rôle et l'implication du destinataire dans ces discours.

À travers ce panorama exhaustif, les articles de Michèle Gellereau, Mariagrazia Margarito, Véronique Traverso, Elisa Ravazzolo, Alberto Bramati, Françoise Favart, Gerardo Acerenza et Jean-Paul Dufiet parviennent ainsi de façon

claire et étayée à exposer les enjeux et les pistes de recherche de ce domaine passionnant.

Roberta Pederzoli

F. SULLET NYLANDER, *Comment les titres de presse nous parlent : les cas des unes de Libération et du Canard enchaîné*, in M. Abecassis – G. Ledegen ed., *Écarts et apports des médias francophones. Lexique et grammaire*, Peter Lang, Bern 2013, pp. 203-225

Après avoir exposé les résultats de ses recherches antérieures concernant le genre discursif ‘titre de presse’, sur le plan syntaxique, pragmatico-communicationnel et stylistico-rhétorique, l’auteur mène une étude comparative sur les discours rapportés et les jeux de langage dans les titres du quotidien *Libération* et de l’hebdomadaire *Le Canard enchaîné* : elle présente les pseudo-discours rapportés à travers lesquels *Le Canard enchaîné* donne la parole aux hommes politiques en leur attribuant « des propos fictifs et détournés », ainsi que les moyens plus allusifs utilisés par *Libération*, comme le renvoi à un interdiscours. Lors de l’analyse des jeux de mots, une première distinction est opérée entre les procédés énonciatifs et linguistiques ; ensuite, l’auteur examine les jeux fondés sur le mélange des codes oral et écrit.

Michela Murano

R. VANOUDEHUSDEN, “Comme les journalistes nous parlent : étude d’un lexique « hyper-appréciatif », in M. Abecassis – G. Ledegen ed., *Écarts et apports des médias francophones. Lexique et grammaire*, Peter Lang, Bern 2013, pp. 227-244

Cet article poursuit un travail de thèse, dans lequel l’auteur a montré que le discours journalistique sportif (DJS) est riche en éléments linguistiques préfabriqués. Le DJS fonctionne en effet avec des schémas lexicaux et syntaxiques immuables et impose au journaliste sportif l’utilisation de collocations, jeux de mots, métaphores, métonymies, hyperboles, allusions culturelles, allusions à l’histoire du sport et à l’histoire mon-

diale. L’auteur se concentre ici sur l’iconisation et en particulier sur les emplois lexicaux *hyper-appréciatifs* qui permettent au journaliste de magnifier le spectacle et les sportifs : les métaphores, utilisées afin d’obtenir une exagération constante des descriptions ; les comparaisons ; les superlatifs et l’hyperbolisation par affixation.

Michela Murano

M. DEBONO, *Langue et droit. Approche sociolinguistique, historique et épistémologique*, E.M.E, Bruxelles 2013, 388 pp.

Le rapport entre le droit et la langue qui l’exprime est le sujet des réflexions de Marc Debono qui l’illustre à travers la présentation rigoureuse des différentes interprétations dont a fait l’objet la pensée humboldtienne : d’une conception déterministe du rapport langue-pensée-droit à une vision qui ouvre sur la spécificité et la diversité. Si la première débouche sur le droit national-socialiste de Forsthoff et, plus récemment, sur les conceptions du manifeste Druon qui conçoit le français comme la seule langue capable de résoudre le désordre babélique qui règne dans l’Union européenne en matière de droit, la deuxième propose une reformulation de la trilogie langue-pensée-droit en contexte-pensée-langue, grâce à l’intégration de l’influence des facteurs socio-historiques. Cette ouverture permet d’envisager l’échange et le « frottement » entre différentes langues et cultures comme une situation favorable qui peut contribuer à la création de la construction européenne. La traduction ainsi que la co-rédaction législative, dont la jurilinguistique canadienne constitue un exemple d’envergure, apparaissent comme les moyens naturels d’une telle approche. À cette première partie centrée sur les rapports entre la langue et le droit fait contrepoids une deuxième consacrée à l’analyse détaillée des représentations linguistiques, de l’histoire des manifestations concrètes du rapport entre langue et droit et, enfin, les épistémologies disciplinaires en droit et en sciences du langage en France. C’est grâce à ce parcours analytique que l’auteur identifie les obstacles qui

s'opposent à une didactique interculturelle du français juridique.

Caterina Falbo

M. DE GIOIA ed., *Autour de la traduction juridique*, Padova University Press, Padova 2013, 93 pp.

Le volume réunit dans une perspective interdisciplinaire des réflexions traductologiques, terminologiques et lexicographiques qui mettent en relief les multiples enjeux et les problématiques de la traduction juridique. En guise d'introduction, Jean-René Ladmiral illustre, au-delà du clivage "sourcier - cibliste", plusieurs théorèmes qu'il juge efficaces pour traduire le droit. Dans leur étude lexico-grammaticale effectuée à partir d'un corpus comparable, Michele De Gioia et Mario Macon examinent les définitions de *litige*, *médiation*, *conciliation*, *partie*, *procédure* et leurs correspondants italiens, soulignant la vision juridicisante de la médiation en matière civile en France comme en Italie. L'analyse critique des traductions de *Human Rights* par ses équivalents *droits de l'homme*, *droits humains* et *droits de la personne* conduit Nadine Celotti à s'interroger sur le lien entre la traduction du droit et le droit à la traduction et à l'interprétation, qui relève du droit à un procès équitable. Sergio Gerotto porte son regard sur les techniques de corréaction, d'interprétation croisée et de transposition conceptuelle appliquées en Suisse et au Canada pour résoudre les problèmes de traduction juridique. Paolo Piva se penche sur les notions de *droit subjectif* et de *filiation légitime*, soulignant la nécessité d'une harmonisation linguistique entre le droit communautaire et les législations nationales. En clôture de volume, Alberto Giordano Bramati, traducteur d'*Enfers et paradis. L'Italie de Dante et de Giotto* d'Elisabeth Crouzet-Pavan, rend compte de la difficulté de traduire en italien la terminologie juridique française du XIII^e siècle.

Elio Ballardini

T. BULOT - PH. BLANCHET, *Une introduction à la sociolinguistique pour l'étude des dynamiques de langue française dans le monde*, Éditions des Archives Contemporaines, Paris 2013, 166 pp.

L'ouvrage de T. Bulot et de Ph. Blanchet se propose d'ébaucher un cadre général de la sociolinguistique, en focalisant quelques-unes parmi ses branches les principales. Leur objectif consiste à souligner la complexité de la sociolinguistique, caractérisée par des positionnements théoriques multiples et divers, et d'en faire ressortir l'autonomie par rapport à la linguistique dont elle a toujours été considérée comme un sous-domaine. Après une présentation générale de la sociolinguistique (chapitres 1 et 2), qui porte sur une description de la discipline, de ses objets et de ses méthodes, les auteurs focalisent notamment la problématique de la norme et de la variation (chapitre 3), les politiques linguistiques qui garantissent la diffusion du français dans le monde (chapitre 4) et l'urbanité langagière et ses enjeux (chapitre 5) : les relations entre le français et les autres langues dans l'espace urbain et, de ce fait, les liens entre les discours sur les langues et les discours sur les espaces. La bibliographie extrêmement riche qui conclut cet ouvrage reflète le projet des auteurs de fournir au grand public un portrait général de la sociolinguistique. Rappelons que ce volume correspond à la version papier d'une Grande Leçon de l'Université Ouverte des Humanités ayant comme objet l'« Étude sociolinguistique de la langue française dans le monde au 21^{ème} siècle ». Il doit donc être considéré dans ses relations avec la version en ligne, ce qui permet un enrichissement constant grâce aux ressources interactives.

Chiara Molinari

Familles plurilingues dans le monde. Mixités conjugales et transmission des langues, "Langage et Société", 147, 2014

Ce numéro de "Langage et Société" entend combler l'absence d'études interdisciplinaires sur les pratiques plurilingues des familles mixtes. Dans l'introduction, Christine Deprez tisse une passe-

relle entre le concept sociologique de « mixité » et les pratiques plurilingues des familles, tout en présentant les axes de recherches principaux qui ressortent des différentes contributions (i.e. la langue comme élément central de la recherche et sa transmission, l'importance de la prise en compte de la variante de « genre », etc.). En menant une enquête ethnographique auprès de 20 familles du Sud de France, Sophie Dalle-Nazébi analyse le cas du bilinguisme relevant de la présence d'un enfant sourd et du choix des parents non sourds de s'initier à la Langue des Signes Française. Madhura Joshi observe les pratiques plurilingues des familles mixtes indiennes, entendant par mixte les mariages entre personnes de différentes appartenances confessionnelles, castes ou régions, et tout en considérant leurs pratiques plurilingues. Kyung-mi Kim fait l'exemple des différences de genre dans les mariages « internationaux » en Corée du Sud par rapport à l'utilisation des langues et à leur transmission. Isabelle Lacroix considère la transmission des langues minoritaires dans les couples mixtes au Pays Basque. Véronique Miguel Addisu mène une enquête sociolinguistique à Addis-Abeba par l'analyse des récits de vie de trois couples mixtes franco-éthiopiens. Anne Unterreiner définit « mixte » le couple formé par deux personnes venant de pays différents et analyse la transmission langagière aux enfants de ce type de couple dans trois pôles urbains multiculturels (Paris, Londres, Francfort) entre 2008 et 2011.

Dans la partie *Varia*, Lise Dubois et Mathieu LeBlanc s'intéressent à la traduction en tant que pratique linguistique et sociale relevant de la relation entre langues. Ils font le cas du français et de l'anglais au Nouveau-Brunswick, notamment au niveau des traductions officielles d'une part et des entreprises de traduction de l'autre. Enfin, François Provenzano relie l'épistémologie de la théorie de l'énonciation d'Emile Benveniste à l'« imaginaire » politique caractérisant la France de mai 1968 et propose de mener une enquête similaire pour relire également l'ouvrage d'Antoine Culioli.

Rachele Raus

CH. LE BART – P. LEROUX – R. RINGOOT, *Les livres de journalistes politiques. Sociologie d'un passage à l'acte*, "Mots. Les langages du politique", 104, 2014, pp. 5-17

Cet article constitue une introduction au numéro 104 de la revue, intitulé *Les livres de journalistes politiques*. Les trois auteurs y analysent tout d'abord les raisons du passage du journal au livre effectué par les journalistes. Ils s'interrogent ensuite sur les contenus publiés par cette production journalistique, observant soit un glissement du journalisme d'opinion vers un journalisme plus distancié et plus professionnel, soit une « peopolisation » du discours, permettant d'éviter de directement parler politique.

Valérie Durand

C. DIGLIO – M.G. PETRILLO ed., *Le mot imprimé : du papier à l'éther*, Hermann, Paris 2013, 414 pp.

Faisant partie de la trilogie composée par *Les tissus au fil des mots* et *L'art de l'orfèvrerie : parcours linguistiques et culturels*, ce volume, coordonné par l'équipe de recherche de l'Université de Naples « Parthenope » dirigée par Carolina Diglio, entraîne le lecteur dans l'univers fort passionnant des objets imprimés, ainsi que des mots et des terminologies liés à ce domaine. En remarquant à plusieurs reprises l'évolution subie par cet univers suite à l'essor des nouvelles technologies – le passage à l'e-book n'en est que le témoignage le plus représentatif (Centrella) –, *Le mot imprimé : du papier à l'éther* souligne le pouvoir dont le livre, en tant que véhicule privilégié de diffusion et transmission des connaissances humaines, se veut porteur. De nombreux sujets de recherche sont ici abordés, de ce point de vue les mots racontant bien évidemment l'histoire de la connaissance humaine : de la presse algérienne (Amara, Petrillo) à la traduction et aux supports en ligne à la traduction (Maiello, Tallarico), du mot « livre » (Dotoli) à la terminologie de l'imprimerie (Formisano, Guasco, Papoff, Pinto), des supports textuels les plus variés (Surmonte, Verola) aux livres comme lieux de l'imagination

et d'expression de la potentialité des capacités humaines (Costagliola, Perilli, Proia).

Claudio Grimaldi

“Plaisance. Rivista di lingua e letteratura francese moderna e contemporanea”, 29, X, 2013, 195 pp.

La thématique de ce numéro concerne les constructions culturelles et l'interdisciplinarité dans le cadre de la pratique du CLIL/EMILE. La perspective de formation linguistique et culturelle interdisciplinaires et interculturelles est la toile de fond des contributions présentées ici qui se veulent des banques de connaissance de la civilisation et de la culture française impliquant plusieurs matières non linguistiques telles que l'histoire, la philosophie, les sciences, les mathématiques, la sociologie et les techniques. La

documentation présentée dans les deux sections de la revue (« Letteratura » et « Lingua ») représente un outil précieux pour les enseignants EMILE, avec laquelle ils vont pouvoir organiser librement des unités d'apprentissage adaptées aux différents publics des jeunes adolescents et des adultes. De plus, les renvois bibliographiques qui figurent à l'intérieur de chaque article facilitent cette construction didactique et culturelle. La richesse thématique, les ouvertures linguistiques et textuelles ainsi que les parcours culturels suggérés constituent autant de supports à l'activité quotidienne de l'enseignant EMILE qui œuvre en faveur du plurilinguisme et du dialogue interculturel.

Patrizia Guasco

RASSEGNA DI LINGUISTICA INGLESE

A CURA DI AMANDA MURPHY E MARGHERITA ULRYCH

T. NAGLE, *The Visible and Invisible Influence of Yule's Hobson-Jobson on Murray's Oxford English Dictionary*, "International Journal of Lexicography", 27, 2014, 3, pp. 280-308

Standing appreciatively and critically on the earlier scholarly literature on the history and lexicographic practice behind the Oxford English Dictionary, this study provides new insight into the coverage of words from outside Britain in the first edition of Murray's dictionary. The author evaluates both quantitatively and qualitatively the level of influence – from overtly attributed to invisible – that Yule's 1879 Hobson-Jobson historical dictionary had on Murray's work regarding the documentation of words current in the South-Asian vocabulary from the sixteenth to the late nineteenth century that had been absorbed into the English word stock.

Sonia Piotti

C.M. LASERNA – Y.T. SEIH – J.W. PENNEBAKER, *Um...Who Like Says You Know: Filler Word Use as a Function of Age, Gender, and Personality*, "Journal of Language and Social Psychology", 33, 2014, 3, pp. 328-338

The authors examine the frequency of two categories of filler words in spontaneous speech: discourse markers (I mean, you know, and like) and filled pauses (um and uh) in relation to gender, age and personality traits. 263 participants aged 17-69 years wear the EARs (Electronically Activated Recorders), to record their daily talks for three days. The data are analysed with LIWC (Linguistic Inquiry and Word Count). The study shows that the use of discourse markers is linked to age and gender and to conscientious people, while filled pauses are related just to age and reflect speaker anxiety. This latter finding requires further investigation.

Nadia Abiatico

E. CHIAVETTA – S. SCIARRINO – C. WILLIAMS ed., *Popularisation and the Media*, Edipuglia, Bari 2014, pp. 115

This volume is a collection of six selected papers from the "Genre variations/Standardization and Popularization: Natural Sciences, Law and Commerce" Conference, held in Palermo in 2012. In the first study Antonio Campagnone investigates knowledge dissemination and environmentalism in a corpus of TED talks on eco-discourse, while the second study by Luisella Leonzini focuses on the presence of metaphorical constructs in the popularization of economic discourse in a corpus of 67 articles from *The Economist*. The third paper by Science Education Consultant Sai Pathmanathan explores the role of entertainment media in informal science education, using an online survey targeted to all age groups who expressed their preference for clips with engaging content, such as *Lyre Bird*. Alessia Tranchese in the fourth study analyses the popularization of the Policing and Crime Bill of 2008 in four British newspapers and Ljubica Urošević (TV Metropolis, Belgrade) is interested in the lack of science popularisation in Serbian media and advocates the implementation of technology and the development of research and evaluation practices in this field (p.97). Lastly, Marianna Lya Zummo's study is devoted to the analysis of recurrent patterns of discourse on health-related online forums. In conclusion, the book offers a wide variety of genres and perspectives on the topic of popularisation and knowledge dissemination.

Caterina Allais

S. BULLO, *Evaluation in Advertising Reception. A socio-cognitive and Linguistic Perspective*, Palgrave Macmillan, Basingstoke 2014, pp. 207

Drawing on reception studies and discourse analysis, the book is based on spoken data from focus groups representing the intended market for three products – IKEA, Mercedes Benz and the Netherlands Tourist Board – advertised through ads recontextualising famous paintings.

The author claims that the innovation of the book consists firstly in addressing “an under-researched area of discourse analysis by focusing on reception processes” (p.3), which consider readers as creators of meanings, who associate information provided in texts with information stored in their reservoir of knowledge. Secondly, the book combines appraisal theory and socio-cognitive approaches to discourse. The study moves from a bottom-up analysis of the evaluative language used by the informants to an examination of the socio-cognitive resources underlying the evaluative choices.

Chapter 1 provides the rationale of the book, while in Chapter 2 a discussion of reception processes points out that research on advertising has often disregarded the role played by the audience as a mediator between producers, advertising agencies and consumers. Chapter 3 introduces the notions of recontextualisation and hybridity, with reference to the advertisements used as stimuli in the study, while Chapter 4 analyses the conversation of the two focus groups, composed respectively of people who are and are not interested in art. Chapter 5 examines the implications of the study for discourse analysis and advertising practices.

Costanza Cucchi

B. KAZEMIAN – S. HASHEMI, *Critical Discourse Analysis of Barack Obama's 2012 Speeches: Views from Systemic Functional Linguistics and Rhetoric*, “Theory and Practice in Language Studies”, 4, 2014, 6, pp. 1178-1187

In this paper a corpus of five speeches by President Obama is investigated as regards frequen-

cy and function of Nominalization, Rhetorical Strategies, Modality and Passivization applied in political discourse, in the light of Halliday's Ideational Grammatical Metaphor, Critical Discourse Analysis and Systemic Functional Linguistics. The speeches, available at www.americanrhetoric.com and amounting to 19383 words, were delivered in 2012. Mr Obama mainly uses Nominalization and Passivization to be impersonal, while he applies Rhetorical Devices to draw the audience's attention and modal verbs to express his attitude. These rhetorical, syntactical and lexical strategies suit the aims of political rhetoric: persuasion, delivery of information and audience engagement.

Nadia Abiatico

M. GROVES – K. MUNDT, *Friend or foe? Google Translate in language for academic purposes*, “English for Specific Purposes”, 37, 2015, pp. 112-121

In this paper, Michael Groves and Klaus Mundt discuss the uses of digital technology in the teaching of academic English, focusing their attention on machine translation (MT). In the study, some essays written in their L1 by Malaysian and Chinese students were translated into English through Google Translate. Investigating the linguistic accuracy of these texts, the authors point out the limitations of this translation engine in the areas of word choice and sentence structure, despite some degree of grammatical accuracy. Nevertheless, they conclude that MT may be used to enhance students' understanding of language and cohesion in EAP.

Claudia Andreani

J.W. UNGER – M. KRZYŻANOWSKI – R. WODAK ed., *Multilingual encounters in Europe's institutional spaces*, Bloomsbury, London & New York 2014, 279 pp

The book explores and analyzes the discursive nature of multilingualism in the areas of private, public and educational institutions in Europe.

It is divided into three main parts. The first deals with business meetings and activities in Switzerland, with emphasis on the way data are collected e.g., through official documents, websites, ads and especially tape-recorded examples of the language used at work where more than one language is spoken. Attention is also given to the concepts of *lingua franca*, *lingua receptiva*, OLAT and OLON. Part Two is about the multilingual institutions of the European Parliament and Commission seen in their sociopolitical context. The link between language and ideology in multilingual interactions is seen through a series of interviews with MEPs and a research on code-switching and multilingualism carried out in the European Commission in 2009, both from an observer and a participant point of view. The third part of the book deals with education: examples include a local school in the West Midlands of England and its classroom practices involving the children of migrants; multicultural schools in Madrid (a Spanish-English bilingual programme sponsored by the Spanish Ministry of Education and the British Council); the impact of multilingualism in the Dutch-speaking part of Belgium, and a final chapter on the role of English as a means for building multilingualism in Catalan universities.

Emanuela Bossi

L. BIEL, *Lost in the Eurofog: The Textual Fit of Translated Law*, Peter Lang, Frankfurt am Main 2014, pp. 347

The book investigates EU translation and the influence of translated EU legislation on national languages. The first part of the book deals with the constraints of the translation process when dealing with legal texts. Biel argues that, although EU translation partly overlaps with legal translation, due to its specific features, it should be considered as an independent research field falling within the broader category of institutional translation. The author presents an overview of different categorizations of EU translation, which can be based either on the flow of

work and documents within the institutions, or on the different text types or on functional aspects. Referring to the drafting process, the author discusses the growing use of English as a lingua franca in the multilingual EU and the potential problems arising from the common-law conceptual framework of legal English applied to the civil-law foundation of EU legal discourses. In consideration of the above, Biel questions whether translated EU legislation differs from non-translated national legislation and whether national legal languages are gradually being affected by EU legislation. The author applies Chesterman's concept of textual fit which she defines more generically as "a linguistic distance between translations and nontranslations of a comparable genre." An in-depth analysis of the textual fit both at a macrostructural and a microstructural level is carried out empirically on a parallel corpus of SL original texts in English and their translations into Polish and a monolingually comparable corpus of non-translated Polish legislation.

Francesca Seracini

K. KOSKINEN, *Institutional Translation: the art of government by translation*, "Perspectives: Studies in Translatology", 22, 2014, 4, pp. 479-492

The paper investigates "institutional translation" with the aim of clarifying why this concept has various interpretations. It also intends to provide more uniformity in its understanding. In her analysis, Koskinen approaches the terminological issue by focusing on the reasons why institutions use translation. The author states that institutions operating in a multilingual setting "govern by translation," that is, they frequently use translation to perform their core governing functions, and the translation practices that result from this are structured and regulated. Koskinen discusses the various options that are available to institutions when dealing with multilingualism. These range from monolingual governance, to multidirectional multilingualism, to temporary transla-

tion services, to multilingualism combined with monolingualism.

Francesca Seracini

F. PRIETO RAMOS, *Legal Translation Studies as Interdiscipline: Scope and Evolution*, "Meta: Translators' Journal", 59, 2014, 2, pp. 260-277

Legal Translation Studies (LTS) have evolved within Translation Studies (TS) in the past thirty years from being a mere branch of TS to becoming an "interdiscipline" in its own right. The paper provides an overview of the specific elements which characterise this field where TS, Law and Legal Linguistics come together. Prieto retraces the historical development of TS from the "cultural turn" of the 1980s and 1990s, to an "interdisciplinary turn", then to a "technological turn" and highlights how the current trend in TS is going towards increasing specialisation in both practice and research. The author brings together the various models of classification of legal texts and identifies three major groups of texts as the object of study of LTS: normative texts, judicial texts and legal scholarly texts. Legal translation methodology is identified as a key area where the evolving field of LTS needs to develop further.

Francesca Seracini

D. PEDERSEN, *Exploring the concept of transcreation – transcreation as 'more than translation'?*, "Cultus: the Intercultural Journal of Mediation and Communication", 7, 2014, pp. 57-71

Among the different translation-related practices that have become increasingly visible, 'transcreation' features prominently, especially in the field of marketing, where it refers to the process and product of adjusting an advertising campaign to each target market, while preserving its original creative intent as well as brand identity. Pedersen thoroughly discusses this concept by analyzing various definitions taken from the transcreation industry itself and contrasting them with well-established conceptualizations of translation.

There emerges a tendency to depict transcreation as something more than 'just' translation, even though its alleged uniqueness is something that has always been at the heart of all translation activity. This raises the question as to why the industry needs a different discourse, a question that scholars will surely find stimulating.

Costanza Peverati

V. ENRÍQUEZ RAÍDO, *Translation and Web Searching*, Routledge, New York/Oxon 2014, 212 pp.

This book analyses web-searching processes in translation seen as a problem-solving activity. The focus on the Information Behaviour of translators puts Enríquez Raído's work at the forefront of the most recent studies about the way translators (both professional and trainees) search for language resources on the web. The first part presents an overview of the various ways in which "the translator's mind" can be investigated through a scientific method (e.g. thinking-aloud protocols) as it selects information from internal resources, but more specifically from external consultation sources in translation. Enríquez Raído tested four translators (two students and two professionals) in Spanish-English textual translation through specific "web search tasks", so as to better understand the information needs and uses that inform a translator's decision-making process. The scholar gathered information from Information Sciences, Psycholinguistic and Cognitive Sciences to delve into the resources available as well as the cognitive processes underlying the choices made by translators in carrying out a specific task. The methodology mixed introspective and direct observation tools to reflect the complexity of tracking decision-making processes in translation. The results show the need to raise translation students' awareness of the array of online resources available, and to develop a critical stance in the selection of the appropriate sources to solve a given problem.

Claudia Alborghetti

S. MARSHALL, *Evidential Stance in Translation: Patterns of Complementation in Mediated Memories*, "The Translator", 21, 2015, 1, pp. 50-67

Autobiographies allow for the analysis of evidential stance in the production of immediate knowledge vs. mediated knowledge provided by autobiography translation, and the analysis of the difference between author/translator persona. This article analyses "REMEMBER-constructions" as linguistic markers for evidential stance used by the narrator to describe memories. The investigation of a purpose-built, bi-directional electronic corpus of non-translated and translated autobiographies in English and Japanese between 1990 and 2010 shows that translations present a higher proportion of markers related to a non-experiential (or "mediative") stance in translation. These preliminary results may suggest a non-coincidence of the author/translator persona in the texts analysed, where the translator becomes a mediator of the memory reported.

Claudia Alborghetti

B. GARZELLI – M. BALDO ed., *Subtitling and Intercultural Communication. European Languages and beyond*, Edizioni ETS, Pisa 2014, 360 pp.

Il libro, che racchiude i contributi di svariati autori, si propone di creare un contatto tra la traduzione audiovisiva da un lato e la comunicazione interculturale dall'altro. In particolare, il volume analizza il ruolo della sottotitolazione come strumento ideale per esplorare la comunicazione interculturale dal momento che la creazione di un sottotitolo sottende sempre uno scambio tra almeno due culture e le due lingue che ne sono espressione, nonché una coesistenza di diversi codici. Il volume è organizzato attorno a tre sezioni che si richiamano e si completano a vicenda. La prima sezione mette a confronto la sottotitolazione interlinguistica e le potenzialità della comunicazione interculturale. Nella seconda, invece, si approfondisce la tematica dell'uso dei sottotitoli per l'apprendimento linguistico,

in Europa ma non solo. Infine, nell'ultima sezione ci si occupa dell'accessibilità della sottotitolazione soprattutto per non udenti, del *respeaking* e dell'uso di software che aiutino la produzione di sottotitoli.

Laura Anelli

S. MASSIDDA, *Audiovisual Translation in the Digital Age. The Italian Fansubbing Phenomenon*, Pelgrave Macmillan – Pelgrave Pivot, Basingstoke – New York 2015, pp. 133

In this book, the author studies the phenomenon of fansubbing in Italy as a new audiovisual translation mode. In particular, after explaining the origins of the phenomenon and focusing on the much debated question of its legality, the author takes into account the role played by fansubbing in shaping and influencing the professional practice. The study subsequently focuses on the two major fansubbing communities in Italy, namely ItaSa and Subsfactory, and analyses their translations of the American TV series *Lost*, comparing them with the official subtitled version, to show differences and similarities and to demonstrate that professional subtitling, in this case, benefited from amateur subtitling. A hybrid proposal that blends the best resources offered by both professional subtitling and fansubbing is then advanced: the aim of the method proposed here is to offer a better translation, more faithful to the original and able to reproduce the context, the core message and the style of the foreign product.

Laura Anelli

S. MONTI, *Code-switching in British and American films and their Italian dubbed version*, "Linguistica Antverpiensa, New Series, Themes in Translation Studies", 13, 2014, pp. 135-168

Code-switching is a crucial linguistic process in multilingual and multicultural realities and it is often used to represent such realities on screen. Through the analysis of two British films (*Bend It Like Beckham* and *Ae Fond Kiss*) and two American films (*Spanglish* and *Gran Torino*),

Monti studies how code-switching is used to mark different views of the world by first- and second-generation immigrants and how it is subsequently dubbed into Italian. Different translation strategies are used to render code-switching in the dubbed versions and sometimes it is even left in the original language without being translated. Results show that a new trend that prefers a more faithful rendering of the otherness appears to be discernible in the films analysed.

Laura Anelli

S. MOURÃO – M. LOURENÇO eds, *Early Years Second Language Education: International Perspectives on Theory and Practice*, Routledge, London/New York 2015, 240 pp.

This is the first volume of edited chapters concerned exclusively with L2 learning in early years education. The editors aim to bring together research into theory and practice in the field of language education for the 0-6 age group. Their introduction begins with a brief account of a range of different studies in the field, all of which are based on different definitions of 'early language learning'. The chapters present the findings and analysis of a wide range of research projects in Europe and beyond. The book is divided into three parts, 'Focus on the child', 'Focus on classroom approaches' and 'Focus on teachers and parents', each with five chapters. The first part is concerned with children learning the L2 in naturalistic and formal settings and addresses some of the cognitive, linguistic and psychological aspects of language acquisition as well as providing accounts of two different reading projects. The narrative format method (NF), CLIL and the role of technology in early L2 learning are some of the methodologies discussed in the second part. The third part focuses on teacher training and family involvement in L2 learning. The book is suitable for researchers, teacher educators and practitioners and opens up many areas worthy of future enquiry.

Olivia Mair

C. GABARRE – S. GABARRE – R. DIN – P.M. SHAH – A.A. KARIM, *iPads in the foreign language classroom: A learner's perspective*, "South-east Asian Journal of English Language Studies", 20, 2014, 1, pp.115-127

This research paper investigates the potential of the iPad in the foreign language classroom in a Malaysian public university. Through a narrative qualitative approach using classroom observations, interviews and field notes, the authors identify learner's perceptions towards and strategies regarding the use of the tablet device for language learning. They aim to explore how the iPad can be used to enhance language learning providing learners with flexible and active learning opportunities. The study, conducted over four weeks with an iPad2, provides valuable insights into how the learners were carrying out individual language tasks, focusing in particular on their strategies and styles and showing how tablet devices have the potential to engage learners by keeping them motivated. The paper provides educators with pedagogical hints and recommendations for implementing the iPad in the foreign language classroom.

Valentina Morgana

B.T. WANG – C.W. TENG – H.T. CHEN, *Using iPad to Facilitate English Vocabulary Learning*. "International Journal of Information and Education Technology", 5, 2015, 2, pp. 100-104

Using the iPad App "Learn British English Word-Power" in a 15-week project in a private university in Taiwan, the authors investigate potential differences in students' English vocabulary acquisition performances under different teaching instructions. They divided the classes in two groups. In the experimental group the instructor used the iPad app to teach English vocabulary while the control group used the semantic-map method. The authors argue that the iPad app enhances significant progress in students' English vocabulary acquisition and that ICT teaching in the classroom increase their learning motivation. The results confirmed this idea. According to the

authors, the effectiveness of vocabulary acquisition depends on the teacher's methodology, supported by a meaningful learning interface such as the iPad.

Valentina Morgana

M. OKAMOTO, *Is corpus word frequency a good yardstick for selecting words to teach? Threshold levels for vocabulary selection*, "System", 51, 2015, 3, pp. 1-10

In this paper, the author examines how corpus frequency is related to native speakers' self-reported frequency of word use, as well as how word frequency is related to word dispersion in corpora. Such relations are important as native speaker judgments play a key role in determining the words to include in EFL textbooks. The results indicate that corpus word frequency is closely related to native speakers' self-reported frequency of word use up to the 7000-word level, and that word frequency is related to word dispersion up to the 6000-word level. Thus, there may be a threshold level beyond which it is not possible to tell which words are useful to learners. Consequently, the author recommends setting the upper limit of vocabulary teaching at the 6000-word level in terms of frequency and dispersion.

James Rock

V. BREZINA – D. GABLASOVA, *Is There a Core General Vocabulary? Introducing the New General Service List*, "Applied Linguistics", 36, 2015, 1, pp. 1-22

In this paper, the authors aim to compile a general vocabulary list that is more reflective of current language use than West's (1953) General Service List. Unlike West, they do not include any qualitative measures in their word selection procedure, but prefer instead to focus solely on a combination of three quantitative measures: frequency, dispersion, and distribution across language corpora. In their view, these measures ensure that the words chosen for the new vocab-

ulary list are frequently used in a vast number of texts and that the wordlist is compiled in a transparent and replicable way. Moreover, instead of using word-families as the organising principle of the new word list, the new-GSL is compiled according to the lemma principle. The new list consists of a total of 2,494 words and is primarily intended for beginner learners.

James Rock

K. CSIZÉR – M. MAGID ed., *The Impact of Self-Concept on Language Learning*, Multilingual Matters, Bristol 2014, 407 pp.

This edited volume explores the impact of self-concept on L2 learning and teaching by considering a wide range of theories related to self-concept as well as their practical applications. The book is divided into five parts. The first part, which consists of three chapters, addresses several theories related to self-concept. Thus, the focus moves from investigating the importance of self-guides and vision to describing how the concepts of self and identity are described in three widely-used motivational frameworks. Part one concludes with an analysis of how Network Theory can be used to examine the self-concept as a network of relationships. The second part consists of eleven chapters and is devoted to the presentation of various empirical studies that research how self-related concepts might contribute to the process of language learning. The third part of the book consists of two studies investigating L2 teachers' motivation, which includes analysing teacher motivation from a Complex Dynamic Systems Theory perspective. The fourth part of the book consists of three intervention studies that examine how self-related training enhances students' motivation. The final part considers future research directions regarding the self-concept and language learning. The volume includes studies from all over the world and incorporates a wide range of research methods, with both quantitative and qualitative as well as longitudinal and cross-sectional investigations.

James Rock

M.L. WALSH - R. WILKINSON, *Integrating Content and Language in Higher Education. From Theory to Practice* (Selected papers from the 2013 ICLHE Conference), Peter Lang, Frankfurt am Main 2015, 341 pp.

The volume explores the topical issue of the spread of English-medium courses and programmes in Higher Education. English as a medium of instruction has become a popular phenomenon, also at universities with a long-standing tradition of using the national languages for all academic purposes. Combining selected papers from the third ICLHE (Integrating Content and Language in Higher Education) conference held in April 2013, the book offers new insights into the practices of using English as the language for tertiary-level teaching and learning. As argued by the editors in the introduction: "Changing the language of instruction not only has an effect on content and language teachers. It has an overall effect on the institution and on society as a whole". The language used for instruction may change the value of learning outcome and the linguistic work may not have the same value. It raises questions for universities deciding whether to provide instruction in the currently dominant language – English - or whether to offer other instructional language combinations. It is salient that two contributions relate to pronunciation and it would be interesting to know if it could be one of the serious impediments to effective instruction through another language. By way of illustrating the differing institutional and national contexts, the individual contributions report on policies, frameworks and design, integration, and competences, calling for a shared ontology to frame the ICLHE field.

Susanna Brogгинi

C. WOLK – J. BRESNAN – A. ROSENBACH – B. SZMRECSANYI, *Dative and Genitive variability in Late Modern English. Exploring cross-constructive variation and change*, "Diachronica", 30, 2013, 3, pp. 382-419

This study makes use of modern statistical techniques to investigate the syntactic variation over time of two parallel constructions - the dative and the genitive - in the under-studied period of Late Modern English (1650–AD). Basing their investigation on the ARCHER corpus, the authors track a cross-constructive history of alternation and place it in the original framework of probabilistic grammar. By narrowing their research to the animacy and length constraints of constructive word order, they produce evidence of diachronic stability and conclude that historical data might offer new insights into the study of syntactic variation and change.

Chiara Rubagotti

M. FREDDI, *Constructing a corpus of translated films: a corpus view of dubbing*, "Perspectives: Studies in Translatology", 21, 2013, 4, pp. 491-503

The paper aims at highlighting the importance of corpus linguistic research for audiovisual translation (AVT). According to the author, as corpora are both investigative and explanatory tools, corpus-based research can be useful to find norms and to investigate translation universals in AVT and results from previous research show how it is possible to make generalizations independently from the samples chosen. Freddi introduces the Pavia Corpus of Film Dialogue, consisting of 24 Anglophone movies and their dubbed versions along with a sub-corpus of six original Italian movies. The corpus includes transcriptions of the film lines as well as paralinguistic, contextual and metadata annotations. Insights from the corpus are presented as evidence of the exploratory force deriving from the use of corpus tools in AVT.

Laura Anelli

RASSEGNA DI LINGUISTICA RUSSA

A CURA DI ANNA BONOLA

V.JU. APRESJAN, *Tut, zdes' i seičas. O vremennyh značeniĭach prostranstvennyh dejktičeskich slov* [*Tut, zdes' e seičas*. Sui significati temporali dei deittici spaziali], "Russkij jazyk v naučnom osveščeniĭ", 27, 2014, pp. 9-41

Sebbene si tratti di un fenomeno raro nella maggior parte delle lingue europee, l'autrice dimostra come i deittici russi *zdes'* e *tut*, entrambi con il significato spaziale di *qui*, sviluppino anche una serie di significati temporali. Dagli esempi tratti dal Corpus Nazionale della Lingua Russa si evince che l'uso temporale di *tut* è molto più frequente rispetto a *zdes'*. L'autrice si concentra dunque maggiormente sull'analisi dei due significati temporali di *tut*: consecutività tra due azioni e prossimità temporale rispetto al tempo dell'enunciazione. Infine, i significati temporali di *tut* vengono messi a confronto con il deittico temporale *seičas* [adesso], dimostrando come i due avverbi occupino aree semantiche diverse e non interscambiabili.

Valentina Noseda

A.B. BARANOV, *Aktivnost' učastnika kommunikacii: metody lingvističeskogo analiza* [Comportamento attivo dei partecipanti al processo comunicativo: metodi di analisi linguistica], "Dialog", 13, 2014, pp. 43-52

Nel saggio Baranov individua tre parametri per analizzare il comportamento attivo dei partecipanti a un dialogo. Il primo, definito "dell'attività comunicativa", consiste nel determinare il numero di repliche autonome, ossia indipendenti da altre repliche, in grado di provocare una reazione nell'interlocutore. Il secondo individua chi dei partecipanti introduce il maggior numero di temi di conversazione, svolgendo così una parte attiva nel determinare il contenuto del dialogo. Da ultimo il parametro quantitativo, che si individua contando le forme di parola pronunciate

durante la conversazione da ciascun partecipante. Baranov analizza infine uno stesso dialogo sulla base di questi tre parametri, facendo luce sui problemi interpretativi che possono sorgere dalla loro interazione.

Valentina Noseda

A.V. BONDARKO, *K voprosu o napravlenijach analiza «ot semantiki» i «ot formy» v sisteme funkcional'noj grammatiki* [Sul problema delle direzioni dell'analisi "dalla semantica" e "dalla forma" nel sistema della grammatica funzionale], "Acta linguistica Petropolitana", 10, 2014, 3, pp. 74-89

Il saggio è dedicato all'analisi grammaticale usata all'interno della Scuola tipologica pietroburghese e soprattutto nei lavori del suo fondatore, A.A. Cholodovič, il quale assegna alla tipologia linguistica lo scopo di individuare i compiti comunicativi universali elementari e di stabilire poi i mezzi linguistici formali utilizzati dalle varie lingue per la loro realizzazione. Bondarko presenta alcuni concetti fondamentali della teoria della grammatica funzionale e sottolinea che ciò che distingue le grammatiche tradizionali da quelle funzionali è che le prime usano sostanzialmente l'analisi semasiologica che parte "dalla forma", mentre nelle seconde questo tipo di analisi è ausiliaria e spesso solo preliminare rispetto all'approccio onomasiologico ("dalla semantica") dominante. Infine le due direzioni dell'analisi vengono messe in relazione con le attività cognitive del mittente e del recipiente.

Nataliya Stoyanova

S.N. CEJTLIN, *K postroeniju grammatiki promežutočnogo jazyka* [Per la costruzione di una grammatica dell'interlingua], "Acta linguistica Petropolitana", 11, 2015, 1, pp. 583-610

Nel suo articolo Cejtlin propone un confronto tra le interlingue russe di bambini russofoni e non, distinguendo i fenomeni comuni ai due processi (e quindi propri della ontogenesi linguistica in generale), dai fenomeni specifici per l'acquisizione del russo come prima o come seconda lingua. La ricerca si basa sui dati di due corpora – quello di bambini russofoni monolingui di età tra 1 e 5 anni, e quello di bambini non russofoni dai 4 anni in su – e dimostra che le tappe acquisizionali principali sono le stesse, ma le strategie dominanti sono diverse: i bambini non russofoni spesso sfruttano la strategia di semplificazione ignorando le differenze tra le varie forme morfologiche di uno stesso lessema e utilizzandole indipendentemente dal contesto; nei bambini russofoni, invece, prevale la strategia di generalizzazione.

Nataliya Stoyanova

N.P. DOBRUŠINA, *Modal'nye predikaty i soslagatel'nye naklonenija* [Predicati modali e modi dell'irrealità], "Dialog", 13, 2014, pp. 150-162

Si osservano le interazioni del verbo modale *moč'* e dell'aggettivo *dolžen* con la particella *by*; in particolare l'autrice analizza gli effetti semantici generati da tali interazioni, osservando che molto spesso, sia nel caso di *moč'*, sia in quello di *dolžen*, la particella *by* può essere omessa e si verifica un passaggio dal modo congiuntivo a quello indicativo senza alterazione del senso. Esistono tuttavia casi in cui l'uso del congiuntivo è d'obbligo: ad esempio quando *moč'* significa "essere capace", o quando si descrive una situazione ripetutasi di tanto in tanto in passato. È stato osservato che la sostituzione è di solito possibile quando *moč'* e *dolžen* hanno significato epistemico, anche se tale ipotesi necessita di ulteriori verifiche.

Valentina Noseda

V.S. GRIGOR'eva, *Kognitivnoe var'irovanie v argumentativnom diskurse* [Variazioni cognitive nel discorso argomentativo], in AA.VV., *Kognitivnoe var'irovanie v jazykovoj interpretacii mira* [Variazioni cognitive nell'interpretazione linguistica del mondo], "Kognitivnye issledovanija jazyka, vol. XIX", Izdatel'stvo Tambovskogo gosudarstvennogo universiteta, Moskva – Tambov, 2014, pp. 356-365

Il saggio è dedicato al discorso argomentativo che viene definito in prospettiva cognitiva e in rapporto alla funzione interpretativa della lingua, distinguendo tra il discorso argomentativo, che ha come scopo quello di cambiare la visione del mondo dell'interlocutore, e il discorso che esorta l'interlocutore a compiere una determinata azione; quest'ultimo tipo viene poi ulteriormente suddiviso in generi più particolari. Per ognuno di questi generi si stabilisce un modello discorsivo stereotipo e vengono analizzate le variazioni cognitive che portano al cambiamento della strategia standard, utilizzando alcuni esempi tratti dalla letteratura in lingua russa e tedesca, con particolare attenzione ai mezzi linguistici utilizzati.

Nataliya Stoyanova

B.L. IOMDIN, *Mnogoznačnye slova v kontekste i vne konteksta* [Parole polisemiche dentro e fuori contesto], "Voprosy jazykoznanija", 4, 2014, pp. 87-103

Il saggio tratta il tema della "mnogoznačnost'" [polisignificanza], che secondo la terminologia dell'autore non comprende esclusivamente la polisemia, ma anche i casi di omonimia. Nella prima parte si spiega come la 'polisignificanza' sia uno dei maggiori problemi della linguistica computazionale. Successivamente vengono presentati i risultati di una serie di esperimenti grazie ai quali emerge l'importanza del contesto nei processi di disambiguazione del senso, dove per contesto si intende sia il co-testo, sia le condizioni che riguardano mittente e destinatario: età, status sociale, professione. Infine si dimostra come i grandi corpora elettronici siano fondamentali per individuare i vari significati di un lessema

polisemico, nonché per compilare dizionari che diano priorità ai sensi maggiormente riscontrabili nell'uso.

Valentina Noseda

O. INKOVA – M. DI FILIPPO – F. ESVAN ed., *L'architettura del testo. Studi contrastivi slavo-romanzi*, Edizioni dell'Orso, Alessandria 2014, 191 pp.

Il volume contiene gli interventi presentati al terzo Convegno internazionale di linguistica testuale contrastiva slavo-romanza (maggio 2013). Lucyna Gebert e Alina Kreisberg aprono la prima parte, "Semantica e pragmatica delle forme verbali", con un confronto tra l'imperfettivo fattuale slavo e l'imperfetto narrativo romanzo. Zlatka Guentcheva analizza le forme perifrastiche del verbo bulgaro nel linguaggio giornalistico in opposizione al francese. Yordanka Levie tratta il tema dell'espressione del contrasto in bulgaro e in italiano. François Esvan prosegue il discorso sulle categorie di tempo e aspetto nella traduzione in francese e in italiano di testi narrativi in ceco. Francesca Fici, infine, propone un lavoro sul tema dell'acquisizione delle forme verbali e, analizzando il diario di una bambina bilingue russo-cecena, propone delle possibili traduzioni in italiano. La seconda parte, "Strutturare il testo", tratta temi legati alla coerenza testuale. Olga Inkova confronta l'italiano "come" e il russo "kak" nelle proposizioni comparative. Anna Bonola analizza la resa in russo del futuro epistemico italiano. Christine Bracquenier, comparando russo e francese, evidenzia l'importanza del "circo-costante" nella struttura del testo. Dora Mancheva descrive l'influsso esercitato dal bulgaro sullo spagnolo giudaico del primo Novecento. Marina di Filippo e Valentina Benigni confrontano le strategie di approssimazione in russo e italiano. Infine, Teresa Giermak-Zielińska analizza i problemi di traduzione in francese delle locuzioni proverbiali presenti nel romanzo *Trans-Atlantique* dello scrittore polacco Witold Gombrowicz.

Valentina Noseda

A.K. LAURINAVIČJUTE – O.V. DRAGOJ – M.V. IVANOVA – S.V. KUPCOVA – A.S. ULIČEVA, *Psichologičeskaja nereal'nost' sintaksičeskich sledov* [La mancanza di realtà psicologica delle tracce sintattiche], "Voprosy jazykoznanija", 2015, 1, pp. 102-110

Da quando nella linguistica è stato introdotto il concetto di "traccia" della trasformazione sintattica, gli studiosi hanno cercato di dimostrarne o smentirne la realtà psicologica. Nel saggio viene inizialmente presentata una ricerca sperimentale, che replica ricerche precedenti, basata sull'analisi statistica del movimento degli occhi. Questa ricerca, inizialmente condotta su materiale della lingua inglese, avrebbe confermato la realtà psicologica delle tracce sintattiche. Tuttavia, successivamente la stessa ricerca è stata condotta su materiale della lingua russa che, a differenza dell'inglese, permette di distinguere tra strategia sintattica e strategia orientata al contesto, consentendo così di scoprire quale delle due domini l'elaborazione linguistica delle risposte a domande specifiche. I risultati dell'esperimento hanno mostrato che la comprensione è guidata dalla strategia orientata al contesto e quindi le tracce sintattiche non corrisponderebbero ad alcuna realtà psicologica.

Nataliya Stoyanova

E.V. PADUČEVA, *Nestandartnye otricanija v russkom jazyke: vnešnee, smeščennoe, global'noe, radikal'noe* [Negazioni non standard della lingua russa: esterna, spostata, globale, radicale], "Voprosy jazykoznanija", 2014, 5, pp. 3-23

Le negazioni standard negano l'asserzione e conservano la presupposizione dell'enunciato; nelle negazioni non standard, invece, il comportamento della presupposizione varia ed è proprio l'analisi di quest'ultimo a costituire il nucleo del presente lavoro. Padučeva distingue quattro tipi di negazione: "esterna", nella quale la presupposizione viene soppressa; "spostata", quando la particella negativa, anziché precedere l'elemento negato, si trova accanto al predicato principale; negazione "globale" o "ampliata", che modifica

la struttura comunicativa dell'enunciato annullando la distinzione tra asserzione e presupposizione ed estendendosi alla proposizione intera; infine, negazione "radicale" o "implicativa", che sorge nelle costruzioni causative scisse e nega sia la proposizione che esprime la causa sia quella che indica l'effetto. L'autrice si concentra su quest'ultimo tipo, dimostrando che essa non corrisponde ad alcuna negazione di una frase affermativa.

Nataliya Stoyanova

E.V. RACHILINA – A.S. VYRENKOVA – M.S. POLINSKAJA, *Grammatica ošibok i grammatica konstrukcij: "eritažnyj" ("un nasledovannyj") russkij jazyk* [Grammatica degli errori e grammatica delle costruzioni: la lingua russa "ereditata"], "Voprosy jazykoznanija", 2014, 3, pp. 3-19

Il saggio è dedicato all'analisi degli errori dei parlanti "particolari" del russo – ossia di coloro che hanno ereditato la lingua dai genitori emigrati –, ed è basata su un corpus americano. L'interesse teorico si concentra sulla domanda se l'acquisizione sia guidata dal principio fregeiano di composizionalità o dall'imitazione di modelli linguistici non composizionali. Viene dimostrato che i parlanti "ereditari" tendono a evitare sia costruzioni idiomatiche, sia calchi dalla loro lingua dominante; usano invece varie strategie creative, come la descrizione trasparente delle situazioni che non sanno nominare, il transfer da un modello russo conosciuto più diffuso, la semplifica-

zione delle regole grammaticali o della struttura comunicativa e informativa dell'enunciato. Tutte queste strategie sono dominate dal principio di composizionalità.

Nataliya Stoyanova

E.F. TARASOV, *Prolegomeny k teorii jazykovogo soznanija* [Prolegomeni alla teoria della coscienza linguistica], "Voprosy psicholingvistiki", 22, 2014, 4, pp. 24-35

In questo articolo Tarasov propone i fondamenti metodologici per una prospettiva psicologica nello studio della coscienza linguistica. Innanzitutto viene approfondito il rapporto tra coscienza individuale e mondo esterno al soggetto, con particolare attenzione al ruolo dei pattern culturali, creati nella filogenesi e appresi dal soggetto nell'ontogenesi. Quindi viene criticata la prassi degli studi linguistici dedicati al rapporto tra linguaggio e coscienza: essi sarebbero caratterizzati da eccessivo empirismo, oltre a presentare molteplici lacune metodologiche, tra cui soprattutto la mancanza di distinzione tra esplicitazione verbale delle immagini sensuali, risultato della percezione (condizionata dai pattern culturali e dall'esperienza pregressa dell'individuo), e immagini proprie della coscienza, staccate dalla percezione diretta.

Nataliya Stoyanova

RASSEGNA DI LINGUISTICA TEDESCA

A CURA DI FEDERICA MISSAGLIA

DEUTSCHE AKADEMIE FÜR SPRACHE UND DICHTUNG, UNION DER DEUTSCHEN AKADEMIEN DER WISSENSCHAFTEN ed., *Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache*, de Gruyter, Berlin/Boston 2013, 233 pp.

Seit Jahren führt man in Deutschland Diskussionen über den angeblichen Verfall und die Bedrohung des Deutschen. Auf der Anklagebank sitzen vor allem der Sprachkontakt, der durch die Migrationswelle der letzten Jahrzehnte ausgelöst wurde und im Kiezdeutsch seine jüngste Ausprägung hat, das angebliche Überhandnehmen der Anglizismen sowie die Verarmung von Wortschatz und Grammatik. Sie lassen die Befürchtung laut werden, dass der Verfall der deutschen Sprache bevorstehe. Wie es aber um die deutsche Sprache wirklich bestellt ist, das haben die *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung* in Darmstadt und die *Union der deutschen Akademien der Wissenschaften* nun in ihrem ersten Bericht zur Lage der deutschen Sprache untersucht. In einschlägigen Beiträgen werden fundierte Informationen zu vier Themengebieten vorgelegt, die auf unterschiedliche Art und Weise die wissenschaftlichen wie öffentlich geführten Debatten bestimmt haben. Wolfgang Klein untersucht die Armut und den Reichtum des deutschen Wortschatzes, Peter Eisenberg hingegen schreibt in einer sprachkritischen Analyse über den *state of the art* der Anglizismen, während Ludwig M. Eichinger die Gebrauchsverschiebungen, den systematischen Wandel und die Stabilität der Grammatik anhand der Entwicklung der Flexion fokussiert und Angelika Storrer den Nominalstil („Variation im deutschen Wortschatz am Beispiel der Streckverbgefüge“) thematisiert. Das Resultat ist ein Band, der gesichertes Wissen in Bezug auf den wirklichen Zustand und die Entwicklungen der deutschen Sprache fokussiert und weiteren Diskussionen,

wissenschaftlichen wie öffentlichen, als Leitfaden dienen wird.

Sandro M. Moraldo

U. HINRICHS, *Multi Kulti Deutsch. Wie Migration die Sprache verändert*, C.H. Beck, München 2013, 294 pp.

Die Internationalisierung der Gesellschaft hat den Kontakt unter den Sprachgemeinschaften in bisher kaum gekanntem Ausmaß gefördert und die scheinbar klaren Grenzen in Frage gestellt, innerhalb derer man sich einer Sprachgemeinschaft zugehörig fühlte oder nicht. Der Umgang mit migrationsbedingter Heterogenität, insbesondere sprachlicher Vielfalt, ist angesichts Globalisierung und Migration längst zu einem relevanten Diskurs der Bildungspolitik avanciert. Viele wachsen bereits zwei- oder mehrsprachig auf. Dabei handelt es sich jedoch nicht um Englisch, Französisch, Spanisch oder Deutsch, sondern um Sprachen, die durch die internationale Migration in das EU-Gebiet getragen wurden. Das führt dann auch zwangsläufig zu Sprachkontakten. Wie sich nun gerade die deutsche Sprache unter dem Einfluss der Migrantensprachen verändert hat, hat Uwe Hinrichs, Professor für Südslavische Sprach- und Übersetzungswissenschaft an der Universität Leipzig, untersucht. Seine „unvoreingenommene Bestandsaufnahme“ ist in vier Kapitel unterteilt und untersucht zum einen die Sprachen, die mit den Zuwanderern nach Deutschland gekommen sind (insbesondere Türkisch, Arabisch, Russisch, Jugoslawisch, Albanisch und Polnisch), zum anderen, welche Mischformen sich daraus entwickelt haben. Nicht zuletzt wird auf die Veränderungen und Auswirkungen eingegangen, die dieses vielfältige Sprachengemisch bewirkt haben. Nur vor diesem Hintergrund, so der Sprachwissenschaftler, lassen sich erst viele Entwicklungen, wie z.B.

das Gastarbeiterdeutsch der 1970er Jahre oder das moderne Kiezdeutsch, wirklich verstehen.

Sandro M. Moraldo

W. WIESMÜLLER ed., *Probleme des Kommentierens. Beiträge eines Innsbrucker Workshops*, Innsbruck, IUP 2014 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, 80), 244 pp.

Innerhalb der Editionswissenschaft sind die Fragen über Form, Inhalt und Umfang des Kommentars in unterschiedlichen Textsorten kontrovers diskutiert. So ist an der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck ein Workshop zu diesem Thema eingerichtet worden, in dem die linguistischen und literarhistorischen Probleme des Kommentierens unter die Lupe genommen wurden. Der Band bietet nun eine Auswahl aus den Referaten, die anlässlich der sieben Editionen des Workshops (von 2006 bis 2012) gehalten wurden.

In ihrer Breite und Vielfalt erörtern die sechzehn Beiträge allgemeine Fragestellungen zu den Zielen, Aufgaben und Grenzen des Kommentators sowie zu Aspekten der Übersetzungskritik als Form des Kommentars und umfassen ein breites Spektrum von Gattungen und Ausgabetypen. An einer Reihe von Beispielen aus allen Epochen (von Oswald von Wolkenstein bis zu Trakl und Toller) wird die Spannung zwischen allgemeinen Zielsetzungen des Kommentierens und speziellen Anforderungen des jeweiligen Werkes sichtbar gemacht. Besondere Aktualität kommt dem Thema des Bandes zu, insofern die Rolle des Kommentars aufgrund der raschen Veränderungen des Sprach- und Bildungshorizonts zunehmend an Bedeutung gewinnt.

Laura Balbiani

M. BIELINSKA, *Methoden der Übersetzungswissenschaft und der zweisprachigen Lexikografie*, "Lexicographica", 30, 2014, pp. 213-246

Die Übersetzungswissenschaft und die Lexikografie haben Probleme zu lösen, die aus der Notwendigkeit entstehen, zwei Sprachen gegenüberzustel-

len und deren Einheiten in eine Äquivalenzrelation zu setzen. Nachdem die Verfasserin die Beziehungen zwischen Übersetzung und zweisprachiger Lexikografie dargestellt hat, identifiziert sie den Schwerpunkt dieser Beziehung im Äquivalenzbegriff, der beiden Disziplinen gemeinsam ist. Daraufhin werden die unterschiedlichen Methoden zur Suche und zur Feststellung von Äquivalenten zwischen Ausgangs- und Zielsprache sowie zu ihrer Zuordnung beschrieben und diskutiert. Zum Schluss wird darauf aufmerksam gemacht, dass es auch Methoden gibt, die ausschließlich in der einen oder in der anderen Disziplin Anwendung finden.

Laura Balbiani

C. MÜLLER-SPITZER, *Methoden der Wörterbuchbenutzungsforschung*, "Lexicographica", 30, 2014, pp. 112-151

Die Verfasserin bietet einen Überblick über die Wörterbuchbenutzungsforschung und verdeutlicht anhand einzelner Studien das breite methodische Spektrum, das diesen Forschungsbereich kennzeichnet. Die behandelten Fallstudien betreffen die Bildschirmgestaltung von Online-Wörterbüchern, die auffällig oft nachgeschlagenen Stichwörter im deutschen Wiktionary und die Art und Weise, wie Nutzer zu einzelnen Bedeutungen navigieren. Insgesamt zeigen sie, dass es eine große Bandbreite an Fragestellungen und dazu passenden Untersuchungsmethoden gibt. Der Beitrag geht also auf die Frage ein, wie man diese Nutzungshandlungen besser mit den vorhandenen lexikografischen Ressourcen zusammenbringen kann. Aktuell ist diese Fragestellung deshalb, da die traditionelle Lexikografie sich in einer Krise befindet, während sehr viele sprachliche Fragen im Internet recherchiert werden.

Laura Balbiani

CH. DÜRSCHIED – P. SUTTER, *Grammatische Helvetismen im Wörterbuch*, "Zeitschrift für angewandte Linguistik", 60, 2014, 1, pp. 37-65

Helvetismen, d.h. Ausdrucksformen, die zu den charakteristischen Merkmalen der Schweizer Standardvarietät zu zählen sind, können auf orthographischer, lexikalischer oder grammatischer Ebene liegen, aber auch die Akzentsetzung und die Konsonantenartikulation betreffen. In diesem Beitrag analysieren die Autorinnen insbesondere den Stellenwert der grammatischen Informationen zu den Helvetismen des Standardgebrauchs in drei ausgewählten Wörterbüchern (*Schweizerhochdeutsch-Duden*, *Variantenwörterbuch des Standarddeutschen* und *Zweifelsfälle-Duden*). Nachdem im ersten Absatz die Unterscheidung zwischen Helvetismen und Dialektismen, zwischen relativen und absoluten Varianten vorgenommen wird, geht es im zweiten Absatz zunächst um grundsätzliche lexikographische Aspekte. In der Folge liegt der Schwerpunkt auf den grammatisch-diatopischen Variationen. Im dritten Absatz wird untersucht, welche Variantentypen in den drei Wörterbüchern verzeichnet sind und welche Angaben sich zu ihrem Gebrauch finden. Schließlich wird im vierten Absatz an zwei grammatischen Helvetismen (*bereits* + finites Verb, (Nicht)-Trennbarkeit von Verben wie z.B. *widerspiegeln*, *anerkennen*, *auflegen*) aufgezeigt, wie Wörterbuchartikel zur grammatisch-diatopischen Variation gestaltet werden können bzw. könnten. Die Autorinnen folgern, dass in der zukünftigen Forschung zu den Standardvarietäten der Fokus mehr noch als bisher auf der Grammatik liegen sollte.

Maria Paola Tenchini

TH. KREFELD – E. PUSTKA ed., *Perzeptive Linguistik: Phonetik, Semantik, Varietäten*, "Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik", Franz Steiner Verlag Stuttgart 2014, 214 pp.

Kern des vorliegenden Bandes sind elf Beiträge des 16. LIPP-Symposiums „Perzeptive Linguistik: Phonetik, Semantik, Variation“, das im November 2011 in München stattfand. Der Band will zeigen, wie beide Domänen der Perzeption – die sprach-

liche und die nicht-sprachliche – den Sprachwandel angehen und die Sprachsysteme stetig verändern. Elf exemplarische Studien, die verschiedene Subdisziplinen und Sprachen anstoßen, demonstrieren die Verflechtung beider Domänen. Darin geht es um die Bedeutung der Perzeption für die sich aus dem Sprachgebrauch ergebende Sprachstruktur. Zwei sind die komplementären Arbeitsbereiche der perzeptiven Linguistik, für welche die Wissenschaftler des Bandes auf Basis der traditionellen Unterscheidung von Saussure plädieren: einerseits die Wahrnehmung der Referenten auf Ebene des Zeicheninhalts, andererseits das Hören und Sehen von Gesprochenem auf der Ebene der Zeichenform. Die interdisziplinäre Basis von Phonetik, Semantik und Varietätenlinguistik demonstriert dazu die Verflechtung von Sprachwissen, Sprachproduktion und Sprachperzeption, die sowohl aus theoretischer wie auch aus empirischer Perspektive dargestellt wird.

Lucia Salvato

S. DAL NEGRO – I. FIORENTINI, *Reformulation in bilingual speech: Italian cioè in German and Ladin*, "Journal of Pragmatics", 74, 2014, pp. 94-108

In questo lavoro le autrici offrono un'interessante panoramica circa l'utilizzo del segnale discorsivo di riformulazione *ciòè* in conversazioni di parlanti bi- o plurilingui del Trentino Alto-Adige, regione sociolinguisticamente caratterizzata da bilinguismo e diglossia. Finora nella letteratura sui segnali discorsivi poco spazio è stato dedicato all'analisi di questi fenomeni nelle situazioni di contatto linguistico e nell'ambito delle lingue minoritarie (p. 98). Il presente studio si basa su un *corpus* di conversazioni, di varia lunghezza e tipologia, costituito da diversi sotto-*corpora* relativi ad altrettante aree geografiche e alla madrelingua dei parlanti: germanofoni dell'Alto Adige e del basso Alto-Adige e ladini di tre valli (Gardena, Badia e Fassa).

Le autrici passano in rassegna le diverse funzioni di questo segnale di riformulazione in sequenze di parlato sia monolingue sia bi- o plurilingue, prendendo in considerazione anche le forme ri-

dotte (da *ciò* a *cè*) e altre forme di lessicalizzazione (per es. *ciò nel senso*). L'analisi dei dati evidenzia che l'occorrenza di *ciò* è largamente influenzata dal contatto quotidiano dei parlanti locali con l'italiano parlato: ad esempio, gli altoatesini che utilizzano come lingua nella varietà standard il tedesco anziché l'italiano ricorrono a *ciò* con minor frequenza rispetto ai ladini della Val di Fassa, o rispetto ai sudtirolesi bilingui che vivono nelle zone di confine con il Trentino e che quindi usano con regolarità alternativamente italiano e tedesco (o una loro varietà dialettale). Secondo le autrici, il prestito di *ciò* nelle lingue in oggetto è altresì favorito dalla mancanza di competitori diretti che presentino gli stessi livelli di polifunzionalità del segnale discorsivo italiano.

Maria Paola Tenchini

R. SCHÄFER – U. SAYATZ, *Die Kurzformen des Indefinitartikels im Deutschen*, "Zeitschrift für Sprachwissenschaft", 33, 2014, pp. 215-250

Der Indefinitartikel weist im Deutschen neben seinen Vollformen gebrauchssprachliche Kurzformen auf, die in allen Genera und Kasus vorkommen, sowohl im gesprochenen Standard als auch im schriftlichen Nonstandard. In diesem Beitrag werden die formalen und distributionellen Faktoren untersucht, die die Klitisierungsschreibungen des deutschen Indefinitartikels auslösen, sowie die morphologischen bzw. graphematischen Realisierungen dieser Schreibungen. Nach einer tiefgehenden Analyse der bisherigen Literatur zu diesem Thema überprüfen die Autoren anhand von fünf schriftlichen Korpusstudien (vor allem Forendiskussionen und Blogs) sieben Hypothesen. Diese betreffen die Präferenzen des Paradigmas in bestimmten Genus-Kasus-Positionen, die Kurzformen des Genitivs, die Korrelation des vorangehenden und/oder nachfolgenden Kontextes mit der Wahl der Kurzform im Allgemeinen und/oder mit der Wahl von *n* vs. *nen*, die Präferenz/Dispräferenz der Kurzform in satzinitialer Position, die Rolle/den Einfluss bestimmter syntaktischer Wörter (z.B. Präpositionen) links vom Indefinitartikel, die Möglichkeit des Auftretens von *nen* im

Nom. Mask. sowie im Nom. und Akk. Neutrum, die Korrelation des Auftretens der erweiterten Form *nen* (statt *n*) mit der Schreibung ohne Apostroph. Der Evaluierung der Daten entnehmen die Autoren, dass 1) eine Tendenz zur Einsilbigkeit im Gesamtparadigma besteht; 2) die faktische Nicht-Existenz der verkürzten Genitivformen nicht auf den allgemeinen Genitivabbau reduzierbar ist; 3) Hiatusvermeidung als Auslöser für die Kurzformen nicht signifikant ist; 4) sich eine Präferenz für die aufgefüllten Formen *nen* in satzinitialer Position nicht feststellen lässt; 5) eine neue Tendenz zur Verwendung von klitischen Formen (z.B. *son*) besteht; 6) die Tendenz zur Ausfüllung von *n* zu *nen* in allen Positionen des Paradigmas, in denen *n* die erwartbare Kurzform ist, in gleichem Ausmaß besteht; schließlich 7) dass die Apostrophschreibung bei der Form *n* signifikant häufiger ist als bei *nen*.

Maria Paola Tenchini

K. WILD, *Aussprache und Musik: Eine empirische Längsschnittstudie zum Wortakzenterwerb*, *Baltmannsweiler*, Schneider Verlag, Hohengehren 2015 (Perspektiven Deutsch als Fremdsprache, Bd. 30), 377 pp.

Das Buch stellt die überarbeitete – u.a. bibliographisch aktualisierte – Fassung der 2013 an der Universität Flensburg eingereichten Dissertationsschrift „Einfluss rhythmischer Übungselemente auf den Erwerb des deutschen Wortakzents bei britischen Germanistikstudierenden“ dar. Im ersten – theoretischen – Teil des Buches geht die Autorin auf spezifische Aspekte des postpubertären L2- und L3- Ausspracheerwerb sowie auf gegenwärtige Ansätze zur Aussprachevermittlung im DaF-Unterricht ein, wobei dem Wortakzent besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Diesem hochkomplexen Thema (u.a. in Verbindung mit der Position des Wortakzents in einfachen und komplexen deutschen Wörtern, in Lehn- und Fremdwörtern, sowie mit kontrastiven Aspekten des Wortakzents im Deutschen und Englischen) ist das zentrale 4. Kapitel gewidmet, das die Basis für die folgenden Ausführungen zur empirischen Untersuchung darstellt. In einer Längsschnittstu-

die wurden dabei die Auswirkungen von (Selbst) Steuerungsprozessen und Lernervariablen auf den Ausspracheerwerb 32 britischer Germanistik-Studierender untersucht. Der Lernerfolg im Bereich des deutschen Wortakzents wurde durch Datenerhebungen in Form von Fragebögen und Ausspracheüberprüfungen evaluiert, während für 8 ausgewählte Probanden auch individuelle Aussprache-lernverläufe durchgeführt wurden (vgl. Kap. 7.4).

Die ermittelten Ergebnisse zeigen, dass der Ausspracheerwerb ein hoch individueller Prozess ist, dabei aber kognitive, soziale, affektive, lernsituative und instruktionelle Faktoren im Aussprachetraining gezielt eingesetzt werden können, um den Lernprozess zu begünstigen und nachhaltige Lernerfolge zu erzielen.

Federica Missaglia

H. LÖSENER, *Martin Baltscheit oder die Präsenz der Stimme*, in Karin Vach – Gina Weinkauff ed., *Martin Baltscheit. Heidelberger Kinderliteraturgespräche 2014*, kopaed, München 2015, pp. 71-79

Hans Lösener hat in zwei großen Arbeiten (*Der Rhythmus in der Rede. Linguistische und literaturwissenschaftliche Aspekte des Sprachrhythmus*, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1999 und *Zwischen Wort und Wort. Interpretation und Textanalyse*, Fink, München 2006), die poetologische Entdeckung der Stimme durch Henri Meschonnic in den deutschen Sprachraum eingeführt. In diesem Aufsatz zeigt er die Bedeutung auf, die diese Entdeckung für den Unterricht und für die sprachliche Bildung hat. Aufgeräumt werden muss mit der weit verbreiteten Annahme, das laute Lesen stelle eine Hürde beim Verstehen dar – eine für viele Schüler unüberwindbare Hürde, die dazu geführt hat, sich beim Vorlesen in der Klasse mit extrem niedrigen Leistungen zu begnügen.

Lösener analysiert den Vorlese-Akt von Martin Baltscheit an Hand einer Stelle aus dem Kinderbuch *Matti und Sami und die drei größten Fehler des Universums* von Salah Naoura. Dabei wird die Rolle der Stimmlichkeit

des Textes erkennbar, „eine Wirkungsweise, die überall dort auftritt, wo die rhythmische Gliederung einer Äußerung eine erkennbare Sprechbewegung erzeugt“. Das verlangt nach gutem Vorlesen. Der für den Sprachunterricht, auch für den DaF-Unterricht zentrale Begriff der Vorlese-Kompetenz wird herausgearbeitet und in die Diskussion eingeführt. Beim Anhören dieser Beispiele der Vorlese-Kunst kann man nicht umhin, das alte Pamphlet von Viëtor zu variieren „Der Literaturunterricht muss umkehren!“ und sich – auch – in den Dienst des Sprachunterrichts stellen.

Renata Zanin

CH. EFING, *Berufssprache & Co.: Berufsrelevante Register der Fremdsprache. Ein varietätenlinguistischer Zugang zum berufsbezogenen DaF-Unterricht*, „Info DaF – Informationen Deutsch als Fremdsprache, Deutscher Akademischer Austauschdienst u. Fachverband Deutsch als Fremdsprache“, 4, München 2014, pp. 415-441

Im Rahmen der Themenreihe „Vermittlung von Fachsprachen“ plädiert der Autor dafür, die Berufssprache als eigenständiges Register zu definieren, das sich mit Teilbereichen der Allgemein-, Bildungs- und Fachsprachen überschneidet. Nach einer Definition des Registerbegriffs, stellt der Verfasser hierzu die entsprechenden varietätenlinguistischen Ansätze auch in Bezug auf ihre aktuelle Relevanz im fremdsprachlichen Unterricht einander gegenüber.

Die Frage nach der Ermittlung von typischen berufssprachlichen Registern im DaF-Unterricht muss das Ziel einer effektiven und angemessenen Kommunikation im beruflichen Kontext in den Vordergrund stellen. Zur Förderung der kommunikativen Kompetenzen der Lerner werden registertypische relevante Sprachhandlungen, Textsorten und Darstellungsformen ermittelt, die der Bewältigung sprachlicher und kultureller Anforderungen im Berufsalltag dienlich sind.

Beate Lindemann

Y. DELHEY, *Ein Erasmus-Intensivprogramm als Möglichkeit internationaler Kooperation im Bereich Deutsch als Fremdsprache*, "Info DaF – Informationen Deutsch als Fremdsprache, Akademischer Austauschdienst u. Fachverband Deutsch als Fremdsprache", 5, München 2014, pp. 522-531

Der im zweiten Themenheft zu „Internationalen Kooperationen in der Lehre im Fach Deutsch als Fremdsprache“ erschienene Beitrag präsentiert als Beispiel für projektbezogene transnationale Partnerschaften das europäische Bildungsprojekt *Tracing European Spaces: Language, Identity, and Culture*, an dem sich acht Universitäten aus fünf Ländern beteiligt haben (Deutschland, Niederlande, Polen, Schweden und Slowenien). Das als Blockseminar an der Freien Universität Berlin angebotene Intensivprogramm vermittelte interkulturelle Kompetenzen durch die bewusste Wahrnehmung urbaner Räume. Unter anderem befassten sich die Teilnehmer mit Assoziationen, historischen, sozialen und kulturellen Bezugspunkten, der Wahrnehmung von Zeichen im öffentlichen Raum sowie dem Einfluss von räumlichen Konzeptionen auf unsere Sprache und unser Denken.

Beate Lindemann

T. LOUIS – F. KAMMER, *Interkulturelle Begegnungen im kontextfernen Sprachunterricht*, "Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht", 20, 2015, 1, pp. 89-105. Abrufbar unter <http://tujournals.ulb.tu-darmstadt.de/index.php/zif/> (letzter Zugriff 01.10.2015)

In dem Beitrag stellen die Autorinnen eine Aktionsforschungs-Untersuchung vor, die im Zeitraum von 2010-2012 in Kolumbien an der Universidad de los Andes in Bogotá durchgeführt wurde. Ausgangsfrage für die Untersuchung war, wie das zentrale Lernziel der Entwicklung eines interkulturellen Bewusstseins in der Situation eines kontextfernen Sprachunterrichts in Kolumbien verwirklicht werden kann, in der bereits die räumliche Distanz zu den deutsch-

sprachigen Ländern eine direkte Auseinandersetzung mit der Kultur stark einschränkt. In der Datenerhebungsphase wurde zunächst festgestellt, dass die Studierenden bei Kontakten mit der Kultur der deutschsprachigen Länder zwar Differenzerfahrungen machten, diese aber nicht angemessen deuten konnten, da die Kenntnisse über die fremde Kultur so gering waren, dass ein tieferes Verständnis nicht möglich war. Des Weiteren wurden vor allem soziokulturelle Themen ermittelt, die bei den Studierenden auf Interesse stießen, und Lehrwerke hinsichtlich der in ihnen behandelten Thematiken evaluiert. Als Ergebnis der Studie wurde Jugend als interkulturelles Thema gewählt und vor allem anhand von Filmen im Unterricht behandelt, die sich als geeignetes Medium erwiesen haben, die Kontextferne zu kompensieren.

Christine Arendt

V. BUSSE, *Förderung von schriftsprachlichen Kompetenzen im Fremd- bzw. Zweitsprachenunterricht: Zum Verhältnis von Motivation und schriftlichem Feedback*, "Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht", 20, 2015, 1, pp. 201-214. Abrufbar unter <http://tujournals.ulb.tu-darmstadt.de/index.php/zif/> (letzter Zugriff 01.10.2015)

Busse gibt in ihrem Beitrag zunächst eine Übersicht über Studien, in denen das komplexe Verhältnis zwischen schriftlichem Feedback und Motivation untersucht wird, um dann Implikationen für die Praxis zu erarbeiten. Wie sollte ein Feedback aussehen, damit es sich auf die Entwicklung der Schreibkompetenz der Fremdsprachenlernenden möglichst positiv auswirkt? Die Rückmeldungen der Lehrenden sollten sich sowohl auf den Inhalt als auch auf die Form beziehen. Positives Feedback sollte nicht fehlen, dabei sollten die gelungenen Aspekte des Schreibproduktes möglichst deutlich werden. In Bezug auf die Sprachrichtigkeit scheint ein selektives Fehlerfeedback motivationsfördernder zu sein als eine umfassende Fehlerkorrektur. Dieses selektive Feedback sollte dann in Ver-

bindung mit konkreten Vorschlägen zur Steigerung der Leistungen stehen. Außerdem sollte bedacht werden, dass ein Feedback zu Vorentwürfen motivierender und effektiver ist als zu

endgültigen Schreibprodukten, den Lernenden sollte also möglichst oft Gelegenheit gegeben werden, Texte mehrfach zu überarbeiten.

Christine Arendt

INDICE DEGLI AUTORI

Laura Balbiani
l.balbiani@univda.it

Federica Missaglia
federica.missaglia@unicatt.it

Riham Jaradat
rihamja@hotmail.com

Anna Carminati
carminatianna@hotmail.it

Elena Musi
elena.musi@usi.ch

Paola Spinozzi
paola.spinozzi@unife.it

Marta Panciera
marta.panciera@live.it

Vittoria Prencipe
vittoria.prencipe@unicatt.it

Tania Maria Zulli
tania.zulli@uniroma3.it



FACOLTÀ DI SCIENZE LINGUISTICHE E LETTERATURE STRANIERE
L'ANALISI LINGUISTICA E LETTERARIA

ANNO XXIII - 2/2015

EDUCatt - Ente per il Diritto allo Studio Universitario dell'Università Cattolica
Largo Gemelli 1, 20123 Milano - tel. 02.72342235 - fax 02.80.53.215
e-mail: editoriale.dsu@educatt.it (produzione)
librario.dsu@educatt.it (distribuzione)
redazione.all@unicatt.it (Redazione della Rivista)
web: www.educatt.it/libri/all

ISSN 1122 - 1917



917888671809639